

Lithogr. u. Farbendr. v. G. Hunckel

Verlag v. C. Ed. Müller

Ein Hochzeitszug in Bremen.

(Um das Jahr 1600.)

DENKMALE

DER

GESCHICHTE UND KUNST

DER FREIEN HANSESTADT

BREMEN.

Herausgegeben

von der

Abtheilung des Künstler-Vereins für Bremische Geschichte und Alterthümer.

ZWEITE ABTHEILUNG.

EPISODEN
aus der Cultur- und Kunstgeschichte Bremens

von

J. G. Kohl.

BREMEN.
VERLAG VON C. ED. MÜLLER.
1870.

Druck von G. Hunckel.

DEM HOHEN SENATE

DER FREIEN HANSESTADT BREMEN.

EPISODEN

AUS DER

CULTUR- UND KUNSTGESCHICHTE BREMENS

VON

J. G. KOHL.

Vorwort.

Die erste vor einigen Jahren dem Publikum überlieferte Abtheilung dieses Werkes über die Kunstdenkmale der Freien Hansestadt Bremen behandelte die mehr öffentlichen, auf den Staat sich beziehenden Monumente, namentlich das bedeutendste derselben, das Rathhaus der Stadt. Eine zweite Abtheilung sollte dem Privatleben der Bürger und der Geschichte derjenigen Denkmale, welche dieses erzeugt hat, oder die von ihm Kunde geben, gewidmet werden.

Die werthen Landsleute und Herren, welche die Bearbeitung der ersten Abtheilung besorgt hatten, sahen sich durch anderweitige Berufsgeschäfte verhindert, der Fortführung des Unternehmens ihre Thätigkeit zu widmen, und forderten den Unterzeichneten auf, die Bearbeitung der besagten zweiten Abtheilung des Werks, für die schon die nöthigen Bilder und Illustrationen ausgeführt waren, zu übernehmen.

Ich bin dieser ehrenvollen Einladung zwar mit grossen Zweifeln in meine Befähigung zur Lösung der schwierigen Aufgabe, aber doch gern und willig gefolgt, weil ich glaubte, meinen Mitbürgern damit einen kleinen Dienst erweisen zu können.

Die Culturgeschichte einer Stadt ist, selbst wenn man sich nur auf diejenigen Partien derselben beschränkt, die sich in Kunstdenkmalen geäussert und ausgeprägt haben, ein sehr weitschichtiges Feld. Die mir überlieferten bildlichen Illustrationen brachten nur einige dieser Partien zur Anschauung. Ich konnte meine Erläuterungen zu ihnen daher nur, wie ich es gethan habe, als „Episoden" bezeichnen. Doch bestrebte ich mich, diese zweckmässig zu gruppiren, und so an einander zu reihen, dass sie sich doch mehr oder weniger zu einem Ganzen abrunden möchten:

Da der Schutz gegen Wetter-Unbill und gegen die Anfechtungen der Nachbarn und Feinde eins der dringendsten Bedürfnisse aller Städtebewohner ist, so stellte ich demnach die Betrachtung dieser Partie voran. Und daraus ging erstlich „die Geschichte des bürgerlichen Wohnhauses", so wie zweitens „die Geschichte der Stadt-Mauern und Befestigungen" und „des Zeughauses und seiner Waffen" hervor. — Erst wenn jene nächsten Bedürfnisse befriedigt sind, können Handel und Wandel blühen, und ich stellte daher die Schilderung der Institute und Denkmale, welche sie in der Stadt namentlich aber im Herzen derselben an ihrem Marktplatze hervorgebracht haben, unter dem Titel: „Geschichte des Bremischen Marktplatzes" in die dritte Reihe. — An Luxusgegenstände und an Ausschmückung des Costüms kann man nur denken, nachdem Handel und Wandel die Mittel dazu und Wohlhabenheit geschaffen haben, und so liess ich denn „die Geschichte des Costüms" dem vorigen Abschnitte folgen. Erst nachdem die Stadt und ihre Angelegenheiten eine längere Zeit geblüht haben, können sich einflussreiche Familien herausbilden und ihre Rollen durchspielen. Was ich zur „Geschichte der Bremer Familien, ihrer Genealogie und ihrer Wappen" mittheilen konnte, brachte ich daher ganz zuletzt, und musste hiemit leider zugleich meinen Band vorläufig abschliessen.

Selbst das Wenige, was wir hier darbieten, hat nicht wenig Mühe und Arbeit gekostet und ich konnte es nur mit der Beihülfe vieler gütiger Freunde, denen ich zu grossem Dank verpflichtet bin, zu Stande bringen.

Auf dem Bremer Staats-Archiv fand ich die liberalste Unterstützung. Viele meiner Mitbürger haben mir ihre Sammlungen von Büchern, Portraits oder anderen Kunstgegenständen auf das freundlichste geöffnet, haben mich bei Besichtigung von Häusern oder andern Bauwerken und Localitäten begleitet, so wie mich auf interessante, versteckte und verstreute Reste und Spuren der Vergangenheit, insbesondere auch auf nützliche und seltene Schriften und Dokumente aufmerksam gemacht. Und auf diese Weise bin ich ihnen für manche schöne Stunde und lehrreiche Besprechung verpflichtet. Einige haben mir sogar ihre eigenen Vorarbeiten, die sie für die Aufhellung dieses oder jenes Punktes entworfen hatten, mitgetheilt und zur Benutzung überlassen. Diese habe ich in dem Buche selbst noch besonders erwähnt und citirt. Auch habe ich die Namen der Künstler, die dasselbe durch ihre Arbeiten verschönerten, dankend zu nennen für passend gehalten, obgleich diese selbst ihre Einwilligung dazu oft nur schwer geben wollten.

Möchte sich das Buch so wie es geworden ist und nun vorliegt, bei nachsichtigen Lesern einigen Beifall erwerben und möchte es zum weitern Studium der Geschichte der Vaterstadt anregend zu wirken geeignet sein!

BREMEN, im December 1869.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniss.

Geschichte des bürgerlichen Wohnhauses in Bremen.

(Hiezu die Tafeln V, VI, VII, VIII, IX und XVIII.)

Die alten Geschichtschreiber unserer Städte und ihre Chroniken beschäftigen sich leider vorzugsweise nur mit den politischen Angelegenheiten ihrer kleinen Republiken, mit Kriegen, mit den mehr oder weniger gewaltsamen Revolutionen der Verfassung, mit den „Haupt- und Staats-Actionen", sehr eifrig auch mit auffallenden Natur-Erscheinungen, spektakulösen Gewittern, im Stadtgraben oder Flusse gefangenen grossen Fischen und Meerwundern, mit Wasserfluthen, zerstörenden Feuersbrünsten, böser Pestilenz und dergleichen. Die leisen Reformen der Sitten und Gewohnheiten der Bürger entgehen nur zu oft ihren andern Dingen zugewandten Blicken. Die Zeit der stillen und allmähligen Einführung dieser oder jener Erfindung oder häuslichen Einrichtung in die Mauern der Stadt beachten und bestimmen sie selten oder nie. Der Culturhistoriker, — überhaupt eine ziemlich neue Gattung von Autoren! — findet daher meist wenig Trost bei ihnen. — Er muss sich seine Aehren kümmerlich und mühsam bald hie bald da zusammen lesen, und kann oft nur durch Combination, Hypothese und Analogie zu mehr oder weniger wahrscheinlichen Resultaten gelangen, die er lieber durch authentische Nachweise feststellen möchte. — Die Geschichte des bürgerlichen Wohnhauses, die Wandlungen seiner Ausstattung und Einrichtung, in einer bestimmten Stadt darzustellen, ist daher eine vielfach schwierige Aufgabe. Zur Lösung derselben für die alte Stadt Bremen will ich es in dem Folgenden versuchen, etliche Facta zusammenzustellen und einige Beiträge zu liefern. Um dieselben möglichst natürlich und für den Leser bequem anzuordnen, will ich dabei zunächst auf die Bau-Materialien, welche die Natur den alten Einwohnern Bremens in ihrer Nähe geliefert hat, so wie auf die ersten Schutz- und Wetterdächer, die sie sich daraus construiren mochten, einen Blick werfen. Darnach will ich festzustellen suchen, wie und wann die alten Holz- und Stroh-Hütten-Bewohner anfingen, sich der Steine, Werk-, Quader- und Backsteine zum Hausbau zu bedienen, zuerst bloss „steinerne Kammern" oder Thürme bauten, und wie dann allmählig das ganze Haus und die ganze Stadt, in Brandmauern, Dächern, Schornsteinen etc. sich versteinerte, ein Process, der sich mit Hülfe der alten Polizei-Verordnungen bis zu seiner Vollendung noch ziemlich gut verfolgen lässt. — Hiernach will ich die äussere Ausschmückung des Hauses, der Façaden und Giebelfronten wie auch die verschiedenen in alten Zeiten so beliebten An-, Aus-, und Vorbauten der Häuser, und ferner die Fenster und Thüren und die mit ihnen zusammenhangenden interessanten Themas behandeln. Und schliesslich will ich dann durch die Thür in die Wohnung selbst hinein schlüpfen und in dem Innern des kleinen Labyrinths mich mit dem Leser zurechtzufinden trachten.

Bau-Material bei Bremen und älteste Wohnungen.

Unter den zum Haus- und Hütten-Bau mehr oder weniger geeigneten Stoffen, mit denen die Natur die Gegend bei Bremen versehen hat, möchte ich zuerst den Torf nennen. Es gehört wenig Kunst und Erfindungsgabe dazu, den Torf zu stechen, zu formen, und zu trocknen. Der Torfstich ist daher in Nieder-Sachsen seit den ältesten Zeiten heimisch, was ja unter andern auch Plinius bezeugt. In allen Torf- und Moorgegenden der Welt bauen sich die armen Einwohner Hütten aus Torf. Sehr häufig z. B. in Irland. Auch in den Haide- und Moorstrichen zwischen Ems, Weser, und Elbe findet der Reisende noch heutiges Tages nicht selten ärmliche Wohnungen aus Torf gebaut.[1] Im Anfange der Dinge mögen dergleichen Hütten auch unter denjenigen häuslichen Ansiedelungen gewesen sein, aus denen nachher die Stadt Bremen aufwuchs.

[1] In den Haide-Dörfern bei Sulingen unweit Bremen füllt man die Wände und Zwischenräume des Ständerwerks sehr häufig statt der Backsteine mit Torfstücken aus, die nachher mit Lehm bestrichen werden, so dass man auswärts die Torf-Architectur nicht erkennt.

An Waldungen und einigen zum Häuserbau geeigneten Holzarten hat unser Sumpf- und Haideland zwar keinen Ueberfluss, aber doch auch keinen so entschiedenen Mangel gehabt, wie z. B. die Ungarischen Pusten oder die Südrussischen Steppen. Auch mag man sehr frühzeitig Balken und Bäume aus den Waldungen Westphalens und den Gebirgslandschaften des Innern auf der Weser herabgeflösst haben. Der Umstand, dass unsere alten Angeln und Sachsen, die bereits zu der Römer Zeit mit grossen Flotten nach England hinüber segelten, schon seit ältesten Zeiten See- und Kriegsschiffe bauten, beweist, dass sie in der Zimmermannskunst nicht unerfahren waren. Da sie Seeschiffe bauen konnten, so verstanden sie sich wahrscheinlich auch schon auf die viel weniger schwierige Construktion von Dachgiebeln, Sparr- und Ständerwerk und mochten auch frühzeitig einigermaassen geräumige Wohnhäuser aus Holz besitzen. Wahrscheinlich wurden dabei indess die Wände, die Zwischenräume zwischen den Ständern, gewöhnlich nur mit Torf oder Flechtwerk, das man mit Lehm beschmierte und verdichtete, ausgefüllt. Denn Blockhäuser mit ganz aus über einander gelegten Balken gebildeten Wänden, wie in dem an Tannenwäldern so reichen Russland und Skandinavien, sind bei uns wohl nie Mode gewesen. Noch jetzt sind in unseren Gegenden Häuser mit Wänden aus Weidengeflechte, das mit Lehm oder auch mit Kuhdünger überzogen wird, nicht selten. Eine grossartige und schöne Holz-Architektur und Holz-Skulptur, wie in andern Städten, welche ganz in dichten Wäldern steckten, z. B. in Hildesheim, hat sich in Bremen nicht entwickelt.

Ein sehr solides, aber schwer zu verarbeitendes Baumaterial findet sich auf der ganzen Nordwestdeutschen Ebene in den grossen und kleinen Granitblöcken, die frühere Erdrevolutionen aus dem Norden herbeigeführt haben sollen und die zahlreich auf der Oberfläche des Bodens verstreut sind. Mit ihnen, die schon von der Natur zuweilen die Form von rohen Quadern empfingen, haben auch unsere Vorfahren häufig gebaut. Schon lange vor Karl d. Gr. sind sie zu Grabmonumenten, Altären sowie zu Zäunen und Einfassungen von geweihten Stätten auf einander gehäuft worden. Zu hohen Mauern und Wänden, wie deren bei Wohnhäusern nöthig sind, konnten die Landeskinder sie, so lange sie mit Kalk oder anderen soliden Binde-Mitteln noch unbekannt waren, nicht gebrauchen. Doch finden wir grosse granitne Findlingsblöcke, oder wie sie in Bremen und Hamburg gewöhnlich genannt wurden „Veltsteene“ (Feldsteine — „lapides campestres“) in unserer Stadt zuweilen zu Fundamenten alter Gebäude verwendet. Desgleichen sehen wir sie, so roh wie die Haide sie lieferte, in dem Gemäuer sehr alter Gebäude (z. B. in dem sehr alten südlichen Thurme der Bremer Lieben Frauen Kirche) sitzen. Beim Strassensteinpflaster, ferner zu Ecksteinen und auch sonst hat man diese Findlinge später, als man sie mit Eisen zu bearbeiten lernte, häufig in unsere Dörfer und Städte hereingeschleppt und verbraucht.

An Sandsteinen, Schiefersteinen und andern leicht zu bearbeitenden Fels-Arten haben wir in unserer Nachbarschaft völligen Mangel. Doch finden sie sich in zu Steinbrüchen sehr bequemen Ablagerungen 12 Meilen im Süden der Stadt im Weser-Gebirge, ein guter gröberer Sandstein bei der Porta Westphalica und ein schöner feiner Sandstein unweit dieses Bergthores bei dem Hessischen Orte Oberkirchen. Die alten Sächsischen Bewohner des Wigmodi-Gaues haben dort schwerlich Steine brechen lassen. Sehr häufig aber thaten dies die mit Karl d. Gr. kommenden christlichen Geistlichen, welche steinerne Kirchen und Stadt-Mauern bei uns zu bauen anfingen. Mehre Gotteshäuser und andere öffentliche Gebäude in unserer Stadt und in den Ortschaften längs der Weser bis ans Meer sind aus dem sogenannten „Porta-Sandstein“ gebaut, dazu auch Fluss- und Hafenbollwerke, Privat-Häuser wohl nur selten. Der feine Ober-Kirchner Sandstein ist später in der Zeit der Renaissance in Bremen für Skulpturen, Gesimse, Thür- und Fenster-Einfassungen der vornehmste Stein geworden. Doch sind wohl dann und wann (z. B. bei unserm Rathhausbau) auch aus andern Steinbrüchen (z. B. von Sachsenhagen und aus der Umgegend Hannover's) Werk- und Quadersteine auf unsern Flüssen herbeigeflösst. Auch hat man zuweilen, besonders in neuerer Zeit, für Bremen Werksteine im Harz gebrochen und von da herabgeschafft. Sogar die Trass- und Tuffstein-Felsen am Rhein haben uns dann und wann einiges Bau-Material liefern müssen, namentlich schon im elften und zwölften Jahrhundert.[1]) Jedoch ist stets der bei weitem grösste Theil von alle Dem, was bei uns aus solidem Fels gebaut wurde, aus der Weser-Pforte und aus Oberkirchen gekommen. Beide Arten von Steinen wurden auch von der Weser zur Ostsee ausgeführt und halfen beim Bau der dortigen Hanseatischen Schwesterstädte. Sie wurden daselbst — z. B. in Danzig, „Bremer Steine“ genannt. Man hat mir gesagt, dass sie auch noch heutiges Tages nach Riga, Petersburg etc. verschifft werden, und auch beim Cölner Dom-Bau verwendet worden sind.

Verschiedene Arten von Thon oder Lehm finden sich in Menge in unsern Niederungen deponirt. Die schon den Alten bekannte Kunst, den Lehm mit Feuer zu brennen und steinhart zu machen, wurde bei uns erst verhältnissmässig spät gelernt und benutzt. Die alten heidnischen Sachsen vor Karl d. Gr. verstanden sich

[1]) Siehe hierüber Bremisches Jahrbuch I. S. 312.

wahrscheinlich nicht auf sie. Sie kam wohl erst mit der christlichen Geistlichkeit von Italien und Frankreich zu uns herüber und auch dann wurden wohl nur erst die Kirchen, noch lange nicht die bürgerlichen Wohnhäuser aus Ziegelsteinen gebaut.

Nachdem aber geschickte Ziegel-Arbeiter und gut eingerichtete Ziegel-Oefen hinreichend bei uns vorhanden waren, mussten denn wohl die gebrannten Backsteine nach und nach ganz allgemein an die Stelle des alten Flecht-, Ständer-, und Holzwerks treten und die **Backstein-Architektur**, zu der überall bei uns das Material so viel reichlicher gefunden wurde, als zu Holz- und Quaderstein-Bau, vorherrschend werden, wie sie es denn aus ähnlichen Ursachen in den Niederungen des gesammten Nordwestlichen Deutschlands bis zum Niederrhein und Holland hin geworden ist.

Diesem Allen nach haben die ersten guten Fährleute, Fischer, Schiffer und Heerden-Besitzer, die sich auf der von der sogenannten „Balge" umflossenen kleinen Weser-Insel, angelockt von den Vortheilen, welche der Ort für den Fischfang, — als Hafenplatz, — für die bequeme Ueberfahrt über den grossen Fluss, — und auch zur Benutzung der umherliegenden trefflichen Weiden darbot, niederliessen, in eben solchen aus Balken construirten, mit Lehm verschmierten, mit Schilf, Stroh oder Heidekraut gedeckten, fensterlosen Häusern gewohnt, wie wir deren noch heutiges Tages zuweilen bei den Armen und kleinen Leuten in unsern Haide- und Moor-Dörfern sehen können.

Fischfang, Viehzucht und Ackerwirthschaft blieben, auch nachdem der Ort schon längst eine ummauerte Stadt geworden war, eine Hauptbeschäftigung der Einwohner. Auch bezog Bremen lange nachher (wie unter andern aus den Bürgerbüchern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hervorgeht) seine Bevölkerung grössten Theils aus den benachbarten Dörfern. Die Stadt stellt sich von jeher als ein vorzugsweise einheimisches Gewächs dar, welches wie ein in der Haide aufsprossendes Bäumchen klein angefangen hat und allmählich sich aus seiner Umgebung nährend, zu grösserem Umfange herangewachsen ist. Die in sie einziehenden und dann zu Stadt-Bürgern umgewandelten Landleute brachten ihre alten Sitten und Gewohnheiten aus ihren Dörfern mit in die Mauern. Auch die mit den Bischöfen in die Stadt kommenden Edelleute bauten sich daselbt Residenzen oder Curien, die mehr oder weniger nach dem Muster ihrer alten Sächsischen Landsitze und Gehöfte eingerichtet waren. Beide, Bauern und Edelleute, führten auch ihre alte Wohn- und Bauweise in die Stadt über. Und wir werden demnach wohl auch das schon christliche Bremen des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts uns noch nicht viel anders zu denken haben, als eine Nebeneinanderstellung von solchen aus Ständerwerk gebauten, mit Stroh gedeckten, von stetem Rauch durchzogenen, vielleicht nur etwas modificirten, zusammengequetschten und ein wenig in die Höhe getriebenen Bauerhäusern mit untermischten Curien, Kirchen und Kirchhöfen, wie unsere grösseren Dörfer deren noch heute besitzen.[1]

Wie die Häuser selbst, so waren dazumal auch die Einfassungen der Grundstücke und Gehöfte in der Stadt nur aus Holz, Plankwerk und Hecken. Die Strassen blieben Jahrhunderte lang ungepflastert, wie in unsern Dörfern. Auch trieb sich auf ihnen, wie in den Dörfern, das Vieh herum. Mit einem Worte, Alles hatte in dem ursprünglichen Bremen ein dorfmässiges Ansehen, auch die öffentlichen Brunnen, die — sogar noch in viel späterer Zeit — nur solche Ziehbrunnen mit Schwengel, Kette und Eimer waren, wie sie noch jetzt unsere Bauern bei sich haben.[2] Dieses dorfmässige Bremen haben die Hunnen, die Normännischen Seeräuber und die Flammen zu wiederholten Malen zerstört und verzehrt, und es wurde darnach eben so dorfmässig oft wieder aufgebaut, bis es denn sehr allgemach und langsam den Anstrengungen der über „die zerbrochenen Strassen" und „eingefallenen Häuser" wachenden alten städtischen Behörde, den sogenannten „Hänsegreven" endlich gelang, die hölzerne Stadt in eine steinerne zu verwandeln.

Die ersten steinernen Häuser in Bremen, die „Steinkammern".

Selbst die ersten Kirchen Bremens, auch der früheste Dom, wurden aus Holz gebaut. Doch fing die Geistlichkeit bald an, ihre Bauten aus Stein aufzuführen und zwar vermuthlich zuerst aus Findlings-Blöcken und Werksteinen, die, wie ich sagte, auf der Weser herbeigeschafft wurden, später aus gebrannten Ziegelsteinen. Das erste in Bremen aufgeführte steinerne Gebäude ist wahrscheinlich der vom Bischof Willerich in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts begonnene Dom-Bau. Von diesem Bischof heisst es bei Adam von Bremen, „dass er die Kirche des heiligen Petrus aus einer hölzernen zu einer steinernen gemacht habe".[3] Auch die

[1] „Wir vergegenwärtigen uns das alte bürgerliche Wohnhaus Nordwestdeutschlands", sagt ein Kenner dieser Dinge, „ziemlich genau, wenn wir das heutige westfälische Bauernhaus untersuchen und in seine historischen Bestandtheile zerlegen." Siehe die Abhandlung des Prof. A. von Eye: „Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung" in Raumer's Taschenbuch. 4. Folge. 9. Jahrg. 1868. S. 330.

[2] Sogar in Frankfurt am Main wurden Pumpen statt der bis dahin üblichen Ziehbrunnen erst im sechzehnten Jahrhundert eingeführt. Siehe Kriegk: Frankfurter Bürgerzwiste. S. 286.

[3] Siehe darüber Müller, Der Dom zu Bremen, S. 4.

„Klöster“ und „Curien“, in denen die Bischöfe und Geistlichen in Bremen wohnten, wurden wohl frühzeitig von Stein gebaut, insbesondere die Residenz des Erzbischofs selbst und wahrscheinlich hat man diese als das erste in Bremen aus Stein gebaute Wohnhaus zu betrachten, denn ohne Zweifel hat wohl das grosse im Jahre 1286 mit dicken steinernen Brandmauern gebaute „Palatium“ des Erzbischofs, welches später lange existirt hat, schon steinerne Vorläufer gehabt. Diese Kirchen- und Häuser-Bauten der Erzbischöfe, auch die vom Erzbischof Bezelin im elften Jahrhundert aus Stein aufgeführten Stadt-Mauern haben alsdann viel Stein-Material — brauchbare Werk- und Quadersteine — so wie auch Leute, welche mit Steinen umzugehen wussten, Maurerleute, in die Stadt geschafft, und auch die Wege zu den Fundorten der Steine, zu den entlegenen Steinbrüchen, gewiesen, und den Steinhandel in Gang gebracht.

Der Geistlichkeit und den Bischöfen folgten mit dem Steinbau zunächst wohl der Adel, die „Geschlechter“ oder „Potestaten“, die ja eben hauptsächlich von jenen in die Stadt gezogen wurden, nach. Unserer alten Chronik von Rynesberch und Scheno zufolge geschah dies zuerst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. „Um das Jahr des Herrn 1200 etwas vorher und nachher“, so heisst es in jener Chronik, „fing man in Bremen „an, die grossen Steinkammern zu bauen, sowohl um der Feuersgefahr willen, als auch damit die reichen „Leute, die so viel Hochmuth und Gewalt ausübten, sicher darin schlafen möchten.“[1]) Diese sogenannten „Steinkammern“ der „Geschlechter“ sind wohl als die ersten steinernen Wohnhäuser von Privatleuten in Bremen zu betrachten. Wahrscheinlich gab es deren im dreizehnten Jahrhundert ziemlich viele in der Stadt, wie denn damals auch die Geschlechter, die daselbst hausten, zahlreich waren. Rynesberch und Schene zählen über 20 im Jahre 1307 aus der Stadt vertriebene Geschlechter auf.[2]) Der in Bremens Geschichte berüchtigte Patricier Gottschalk Vrese wohnte in einer solchen Steinkammer am Markte. Auch von dem guten Bürgermeister Arnd von Gröpelingen wird erzählt, dass er in einer Steinkammer geschlafen habe. Auch die sogenannte „Bückeburg“ oder „Buckesburg“, die unweit der Stintbrücke lag, ist vielleicht eine „Steinkammer“ gewesen. Desgleichen das sogenannte „Casale“ oder „Kasel“, ein steinernes Haus, das im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an der Obernstrasse gelegen hat, und in welchem die jungen übermüthigen Patricier damaliger Zeit ihre Versammlungen gehabt haben sollen. Dies Wort „Casale“ oder „Kasel“ ist vielleicht vom Italienischen „casa“ abzuleiten und bedeutet wohl selbst eben nichts anderes als das Plattdeutsche „Steenkamer“. Eine deutliche Vorstellung von einer solchen „Steinkammer“ unseres alten Stadt-Adels können wir uns jetzt nicht mehr machen. Vermuthlich waren es thurm- oder burgartige Partieen der ganzen Hauswirthschaft, ähnlich den festen Thürmen oder Burgen, die der Adel auf dem Lande hatte. Hölzerne Partieen der Haushaltung mochten noch daran geklebt sein. Dass die Sache sich so verhalten haben muss, scheint unter andern aus der Art und Weise, wie die oben erwähnte alte Chronik die Ausführung der Ermordung des Bürgermeisters Arnd von Gröpelingen in seinem Hause beschreibt. Sie sagt, die jungen adligen übermüthigen Leute wären bewaffnet „in sein Haus“ eingedrungen, und „dann weiter auf die Steinkammer gelaufen“, in welcher der Bürgermeister krank im Bette gelegen.[3]) Hier wird also die „Steinkammer“ offenbar „vom Hause“ geschieden, und man muss sich denken, dass die Mörder erst durch das hölzerne Haus und dann auf Treppen oder Leitern in den festen Thurm eindrangen. Rund um die Steinkammern der Reichen herum wohnten die plebejischen Stadtleute noch in ihren Holz-, Ständer- und Strohhäusern. Diese alten sächsischen Bürger waren dem festen Steinbau abgeneigt. „Wenn ein Mann (Patrizier) einem Andern (Bürger) eine Ohrfeige gegeben hatte,“ sagen Rynesberch und Schene, „so brach man ihm seine Steinkammer herunter, und er durfte das Haus binnen Jahresfrist nicht wieder aufbauen.“[4]) Revolten der plebejischen Holzhaus-Bürger gegen die adligen Steinhausbewohner sind wiederholt vorgekommen. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wurden in einem grossen Aufstande gegen die übermüthigen Potestaten und Patricier mehre Steinhäuser zerstört, unter andern jenes feste Steinhaus von Gottschalk Vrese am Markte. Eben so wieder in dem bald folgenden Aufstande im Jahre 1347 das erwähnte steinerne „Casale“ der ausgelassenen Patrizier auf der Obern-Strasse. Die Erbitterung der Bürger gegen die Steinhäuser und die Gewohnheit, sie gelegentlich zu zerstören, ging zum Theil vielleicht noch, wie Donandt andeutet, aus dem angestammten Freiheitssinn der alten Sachsen hervor, und aus ihrer Abneigung gegen leicht zu vertheidigende und gefährliche Steinhäuser, wie früher gegen ummauerte Städte.[5])

Am Ende mussten aber doch auch die alten Sächsischen Stadt-Einwohner selbst steinerne und massive

[1]) Diese für uns hier merkwürdige Stelle in unserer alten Chronik (Ed. Lappenberg S. 68) lautet: „In dem jare des Heren MCC do buwede men beyde vor unde na di groten steenkameren menliken binnen Bremen umme brandes willen ock dat die riken lude, die sulfweldigen homut dreven, velich uppe slapen mochten.“

[2]) S. Rynesberch-Schene bei Lappenberg. S. 82.

[3]) Die Stelle in Rynesberch-Schene Ed. Lappenberg S. 83 lautet: „do drungen dese jungen riken, sulfmodigen lude in syn hus — unde lepen vort uppe de steenkameren“.

[4]) S. Donandt, Geschichte des Bremischen Stadtrechts II. S. 296 not. 4 und 5.

[5]) S. Donandt, Geschichte des Bremischen Stadtrechts II. S. 296 und 297.

Häuser als weniger feuergefährlich schätzen lernen, und sie fingen denn nun — wahrscheinlich bald nach Vertreibung der Geschlechter im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts — an, häufiger auch für sich selbst steinerne Häuser zu bauen. Da grosse Werk- und Quadersteine mit vielen Kosten weit hergeholt werden mussten, so verfielen die Bürger dabei von vornherein auf den wohlfeileren Backsteinbau. Aus Ziegelsteinen hatte man in Bremen schon vor dem dreizehnten Jahrhunderte Kirchen, auch wohl öffentliche städtische Gebäude, z. B. das alte Rathhaus an der Ecke der Obern- und Sögestrasse, und dann vor allem auch — wenigstens grössten Theils — die Stadtmauer und ihre zahlreichen Thore und Thürme aufgeführt. Ziegeleien muss es schon in dem besagten Jahrhunderte bei Bremen gegeben haben. Die am frühesten und häufigsten erwähnten Anstalten dieser Art lagen in der Nähe des Stephanithores und dann auf dem Werder in der Nähe der jetzigen Wohnung des Kuhhirten. Sie waren, als man 1405 das neue steinerne Rathhaus am Markte zu bauen anfing, nachweisslich längst im vollen Gange und müssen damals, wo sie eine Menge Ziegel zu liefern hatten, schon ziemlich Bedeutendes zu leisten im Stande gewesen sein.

Das Backstein-Material mochte auf diese Weise in der Stadt immer billiger und häufiger geworden sein, und so denn auch von den Bürgern zu ihren Wohnhäusern mehr verwendet werden. Den Zeitpunkt aber näher festzusetzen, wann dies geschehen sei, möchte wohl schwierig sein.[1]) Wir sehen nur aus den uns aufbehaltenen alten Bau-Polizei-Verordnungen des Raths, dass die allmähliche Umwandlung der hölzernen Stadt in eine steinerne ein sehr schwieriger und langsamer Process gewesen ist. Auch in andern deutschen Städten ist es damit nicht schneller gegangen. In Wien und Augsburg z. B. waren noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte die meisten Häuser aus Holz. In Frankfurt waren noch im fünfzehnten Jahrhunderte steinerne Häuser selten. „Diejenigen, welche daselbst wirklich von Stein waren," sagt Dr. Kriegk, „hiessen das Steinhaus."[2]) Wie in Frankfurt, wie in Hamburg und anderswo, so suchte auch in Bremen der Rath den Steinbau dadurch zu fördern, dass er den Bürgern beim Neubau von Häusern eine gewisse Anzahl von Steinen auf Staatskosten schenkte. So werden z. B. in einem Bremischen Statute aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts jedem, der ein neues zwei Stock hohes Haus an einer Strassen-Ecke baut, für jede 20 Fuss Länge der Hausmauer 1000 Steine bewilligt.[3]) Auch die wiederholten Verbote der Ausfuhr von Steinen aus der Stadt scheinen — zum Theil wenigstens — die Tendenz gehabt zu haben, die Steine in Bremen billiger zu machen. „Ock en schall nement nenerley steyn uthvoren by viff marken," (auch soll Niemand keinerlei Stein ausführen bei 5 Mark Strafe), so heisst es in der kundigen Rolle. Da auch das Holz, namentlich das Eichenholz in Bremen schwer zu haben war, so wurde denn auch gegen dieses in der kundigen Rolle ein Ausfuhr-Verbot gerichtet: „Ock en schal nemendt ekene blocke unde ekene snedene Delen nock eckene brede vaa unser stad vören, by dree marken." (Auch soll Niemand Eichenholz-Blöcke oder geschnittene Dielen und Bretter von Eichenholz von unserer Stadt ausführen, bei 3 Mark).[4])

Die allmähliche Versteinerung der Häuser scheint einen gewissen rationellen Gang genommen zu haben. Zu allererst fing man, wie ich eben sagte, damit an, die Schlafkammer für den Hausherrn solider zu machen (etwa wie wir unsere feuerfesten Schränke für Werthpapiere). Man baute mitten in dem hölzernen Hause eine „Steinkammer" oder einen steinernen Thurm auf. Alsdann wurde dahin gewirkt, den ganzen Hauptkörper des Wohnhauses selbst innerhalb fester Brandmauern zu legen. Nachdem diess erreicht war (etwa im fünfzehnten Jahrhundert), wurde befohlen, dass auch die Nebengebäude, die Stallungen, sowie die Einfassungen oder Bollwerke des Grundstückes, die man, nachdem schon die Schlafkammern und Haupt-Wohnhäuser aus Stein waren, fortgefahren hatte aus Holz zu construiren, ebenfalls aus Stein sein sollten. Gegen diese hölzernen Neben-Bauwerke zieht zum ersten Male der 35. Artikel der Statuten von 1433 zu Felde, in welchem Folgendes befohlen wird: „Welcher nach dieser Zeit einen Stall neu aufbauen will, der soll jede Seite desselben von „Brandmauern aufführen. Auch wer ein Bollwerk, das an die Balge stösst, von Neuem verfertigen will, soll „selbiges von Steinen bauen, und Alles, was er auf dieses Bollwerk setzt oder bauen will, das soll steinern „sein. Der hierwider handelt, soll von dem Rathe um 20 Mark gestraft werden."[5]).

Auf diese Weise mögen denn gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts allmählich die Hauptpartien der Bremer Wohnhäuser innerhalb steinerner Brandmauern gestanden haben. Freilich mögen auch sie noch in der Regel ziemlich unsolide Bauwerke gewesen sein, denn in unsern Statuten aus alter Zeit werden „umgefallene Häuser" oft erwähnt und Bestimmungen darüber getroffen, wer den Schaden tragen soll, „wenn ein Haus umfällt". Allerdings ist es anderswo nicht besser gewesen. Von Frankfurt a. M. z. B. sagt Dr. Kriegk,

[1]) Vergleiche über Backsteinbau in Bremen die Aufsätze von Dr. H. A. Schumacher und Herrn S. Loschen in dem Brem. Jahrb. I. S. 284 fgg. und S. 309 fgg.

[2]) Kriegk. Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände. S. 279.

[3]) Siehe das Statut in Roller. Grundgesetze der Stadt Bremen. S. 50.

[4]) Siehe diese Verbote bei Oelrichs Kundige Rolle von 1450, Artikel 94 und Artikel 105 und Kundige Rolle von 1489, Artikel 178.

[5]) Siehe diesen Artikel in Roller l. c. S. 51.

diese Stadt habe im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine so grosse Anzahl von baufälligen, und sogar ganz um- und zerfallenen Häusern gehabt, „dass ihr dadurch ein Aussehen und Character von Armuth und Oede verliehen worden sei“.[1])

Mit der zweckmässigen Umwandlung einzelner Theile und Stücke der Häuser, z. B. der Dächer und der Schorsteine dauerte es indess noch viel länger. Doch muss ich von diesen Gegenständen nun besonders reden.

Die Dächer.

Zur Bedachung ihrer Wohnungen bot sich unsern Altvordern als das bequemste Material zunächst wohl nur das Schilf oder „Reit“ dar, das in unsern Niedorungen und an den Ufern unserer Flüsse so reichlich wächst, und später, als der Anbau des Kornes häufiger wurde, das Stroh. Beide Stoffe konnten bequem zusammen gebündelt und ohneviel Kunst auf dem Dache befestigt werden. An weichem leicht zu spaltenden Fichten- und Tannenholz hatte unsere Gegend Mangel und ebenso an Schieferbrüchen. Die Bedachung mit Holzschindeln und mit platten Schiefersteinen, die in andern Gegenden Deutschlands frühzeitig verwendet worden sind, ist daher bei uns nie sehr in Schwang gekommen, obwohl man allerdings später zuweilen Schiefer von aussen — nämlich von Holzminden, in neuerer Zeit auch von England — kommen liess und auf die Dächer einiger Gebäude nagelte. Bremen, wie überhaupt alles Bauwerk in ganz Niedersachsen, ist Jahrhunderte lang vorzugsweise mit „Reit“ und Stroh gedeckt gewesen. Diese Stoffe waren trotz ihrer Feuergefährlichkeit bei unseren Bauern und Bürgern wegen anderer an ihnen wahrgenommener Tugenden stets äusserst beliebt und es hat einen langen und schweren Kampf gekostet, sie von unseren Dachern gänzlich zu verbannen. Die Verwandlung der Stroh- und Schindeldächer zu Stein hat übrigens in ganz Deutschland lauger gedauert, als die der hölzernen Wände und Seiten-Mauern des Hauses, zum Theil vielleicht auch deswegen, weil es schwerer war, geschweifte, übergreifende, mit Haken zum Festhalten versehene Dach-Pfannen herzustellen als viereckige Mauer-Ziegeln. Auch in Wien waren noch im vierzehnten Jahrhunderte die meisten Privat-Wohnungen mit Stroh oder Schindeln gedeckt.[2]) Und von Frankfurt sagt Dr. Kriegk (Bürgerzwiste S. 280), dass dort noch im Jahre 1362 der Rath selbst mehre neue Häuser mit Stroh habe decken lassen. Auf dasselbe Jahrhundert, als auf diejenige Zeit, in welcher man in Hamburg anfing, mehr mit Ziegelsteinen zu decken, weist auch Dr. Koppmann hin, wenn er sagt, dass dort im vierzehnten Jahrhunderte die alten Lehmdecker („lemtekkere“) durch die Ziegeldecker mehr und mehr verdrangt worden seien.

Die Kirchen und andere grosse öffentliche Gebäude mochten bei uns schon längst mit Stein bedeckt sein, als der Bürger mit seiner Familie noch lange trotz der stets sich wiederholenden Feuersbrünste unter seinem gemüthlichen, warmen und grossväterlichen Strohdache hauste. Wann man die Strohdächer zuerst in Bremen verboten haben mag, kann ich nicht bestimmen. In den alten Kundigen Rollen von 1450 und 1489 habe ich darüber keinen Artikel gefunden. Doch mögen schon um diese Zeit die meisten bürgerlichen Wohnhäuser der eigentlichen Stadt mit Stein bedeckt gewesen sein. Dafür spricht das Bild der Stadt aus dem Jahre 1602, welches auf unserm Rathhause hängt, und auf welchem man gar keine Strohdächer bei den Haupt-Wohnhäusern mehr zu erkennen vermag, vielmehr lauter rothe Ziegeldächer, die also schon lange vorher bestanden haben müssen, erblickt. Doch mochte man die Stallungen, Hinterhäuser und andere Nebengebäude auch damals noch in der Stadt unter Stroh haben. In den Vorstädten war diess wohl fast bei allen Häusern der Fall. Dass es auch im siebenzehnten Jahrhundert noch Strohdächer innerhalb der Stadt selbst gab, dafür scheint der Artikel 14 der im Jahre 1637 von Kaiser Ferdinand III. bestätigten Abfassung der Kundigen Rolle zu sprechen, in welchem es heisst: „Nemand schall sine Buwte mit Stro decken, man mit Pannen ofte mit „andern Stenen“ (Niemand soll seine Gebäude mit Stroh decken, sondern mit Pfannen und andern Steinen). Eine artikelreiche Brandordnung vom Jahre 1659 verbot diess, nachdem wieder ein grosser Brand in der Stadt gewesen war, noch umständlicher und eindringlicher: „Demnach leider die tägliche Erfahrung, sampt „denen noch frisch für Augen schwebenden Exempeln, bezeuget, wie eine so grosse Gefahr in Fewersnöthen, „zumahlen bei starkem Winde und Ungewitter, es sey umb die mit Strohdocken und nicht mit Pfannen oder „anderm Stein gedeckten Häuser, was auch dieser Stadt kundigen Rolle zuwider, und im dreizehnten Articul „derselben, von denen Vorfahren am Regiment, auss wolbedachten selbstredenden Ursachen heilsamlich und „wohl verboten worden, als will und gebeut Ein Hochweiser Rath bei willkürlicher Strafe: Die Strohdocken sollen „inskünftige auff den Tächern in dieser Stadt nicht mehr geduldet, sondern gänzlich abgethan werden, auch aufs „Neuwe gänzlich verbotten sein, vielmehr alle Häuser und Gebäuete in dieser Stadt mit Pfannen und andern

[1]) Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste S. 277.

[2]) S. Prof. Eye „das bürgerliche Wohnhaus“ l. c. S. 330.

„Steinen gedecket werden. Zur Veränderung aber der mit Strohdocken annoch belegten Tächer soll einem jeden „zum allerlängsten bis auf Maitag des mit Gott herannahenden 1660sten Jahres Frist und Zeit gegeben werden „mit der Verwarnung, dass wer alsdann mit Enderung seines Taches nicht fertig sein wird, derselbe der „Einreissung und Niederwerfung seines Taches gewertig sein soll."

Es muss indess wohl sehr viele ungehorsame Bürger gegeben haben, welche die Frist des wirklich „mit Gott herangenahten 1660sten Jahres" verstreichen liessen. Denn auch in der Brandordnung von 1716 — um andere dazwischen erlassene polizeiliche Ermahnungen zu übergehen — musste der Rath wieder daran erinnern, dass Alles, „was mit Stroh oder Docken in hiesiger Alt- oder Neustadt auf einigerlei Weise gedeckt, abzunehmen „und mit Ziegelsteinen und anderen Steinen zu belegen sei." Auch in der Feuer- und Brand-Ordnung von 1751 kommt noch genau derselbe Artikel über die Strohdächer in der Alt- und Neustadt mit denselben Worten vor.

Wohlgemerkt „in der Alt- und Neustadt". Die Vorstädte wagte der Rath damals in ihrem Schlafe unter dem gemüthlichen Stroh und altväterlichen Schilfe noch gar nicht zu stören.

Aber selbst bei den Ziegeldächern in der Alt- und Neustadt musste die Obrigkeit den Leuten genau auf die Finger sehen. Denn wenn sie auch ordnungsmässig ihre „Tacher" mit Ziegelsteinen versehen hatten, so pflegten sie doch zwischen die Fugen der Ziegeln, die sie eigentlich mit Kalk hätten verschmieren sollen, Strohdocken zu stecken, damit der Regen nicht durchdringe. Auch verstopften sie sonst noch allerlei Löcher im Dach und Gemäuer mit Stroh. Auch machten sie die Dachrinnen, weil man ihrer Umwandlung in Stein in den alten Brandordnungen nicht besonders gedacht hatte, meistens aus Holz und beschmierten sie der Dauerhaftigkeit wegen mit Theer. Bei Feuersbrünsten nistete sich das fliegende Feuer gern in die Strohdocken unter den Ziegeln ein. Auch waren die betheerten Dachrinnen wundervolle Conductoren für das Feuer. Die Polizei musste daher überall scharf nachsehen und dann auch speciell gegen „die betheerten Dachrinnen" und gegen „die Docken unter den Ziegeln", überhaupt „gegen alles Verstopfen mit Stroh" auftreten. Noch im Jahre 1802 bemerkte der Rath, dass „die hölzernen Dachrinnen erstaunend gefährlich seien, und dass es einem Jeden zu „empfehlen wäre, statt dessen steinerne oder blecherne zu wählen. Auch sollten keine Keller- oder Dach-Löcher „und andere Oeffnungen, ingleichen die Bodenfenster in der Stadt des be.orglichen Flugfeuers halben nicht mit „Heu und Stroh verstopft, sondern mit Luken und Läden versehen werden." Zuweilen stellte der Rath eine „allgemeine Feuerschau durch Kunstverständige in der ganzen Stadt und Vorstädten" an, „um bei allem gefährlich „und bedenklich Scheinenden auf den Dächern Wandel zu schaffen." Dass auch in andern deutschen Städten die Consolidirung und Versteinerung der Dächer sogar im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht völlig gelungen war, scheint unter andern eine Frankfurter Brandordnung vom Jahre 1809 (also aus der französischen Zeit) zu beweisen, in welcher ein Artikel so lautet: „Alle Häuser müssen mit Schiefersteinen oder Ziegel gedeckt werden. Die Bedachung mit Schindeln, Stroh oder Rohr ist verboten". — Ueber einen solchen Erlass in der alten Main-Stadt zur Zeit Karls d. Gr. hätte man sich nicht eben sehr gewundert, wohl aber dass der Grossherzog Dalberg, der Fürst Primas des Rheinbundes, unter seinem Regimente so etwas noch nöthig fand. In manchen Städten Deutschlands haben die Magistrate ausser den Verboten auch noch mit Belohnungen gegen das Stroh auf den Dächern angekämpft. In Hamburg z. B. bezahlte die Stadt (nach Dr. Koppmann) „wegen der Feuergefährlichkeit der Stroh- undSchindol-Dächer denjenigen, welche Stein-Giebel und Stein-Dächer auf ihr Haus setzen liessen, einen Zuschuss zum Giebelbau." Wahrscheinlich mag so etwas auch in Bremen geschehen sein. Trotz alle Dem und alle Dem setzte dennoch unser Bremen bei der grossen Dürre im Sommer des Jahres 1868 und bei den in Folge derselben häufigen Feuersbrünsten die Welt durch die Nachricht in Erstaunen, dass diese Feuersbrünste sich in den Vorstädten der Stadt von einem Strohdache zum andern fortgepflanzt hätten, und dass es sogar in der Altstadt Bremen noch einige Strohdächer gäbe, z. B. auf einer am Wall stehenden Windmühle, auf deren Dache die Funken bei jenen Feuerbränden ebenfalls en passant sich niedergelassen hatten und zu Flammen aufgezüngelt waren! —

Die Schorsteine.

Ausserordentlich viel Noth und Arbeit haben unserm vielbeschäftigten Rathe von jeher die Ueberwachung und Verbesserung der Schorsteine oder, wie man in Bremen sagt, der „Schornsteine" gemacht. Während vieler Jahrhunderte kannte man diese Einrichtung bei uns natürlich gar nicht. Vielmehr schlich der Rauch in dem kleinen Bürgerhause des alten Bremens vom Küchen-Heerde, dem einzigen Platze der Wohnung, auf dem man Feuer, sowohl zum Kochen als zum Wärmen unterhielt, eben so wie noch jetzt bei unsern Bauern, an den Wänden herum, schwärzte und räucherte Alles an und suchte seinen Ausweg, wo er ihn finden konnte. Unsere Chroniken haben uns leider nirgends angemerkt, wann man bei uns zuerst Stuben-Oefen und dazu die Neuerung der Schorsteine eingeführt und in welchem Jahre man angefangen habe, die Stockwerke und Dächer

zu durchbrechen, um Rauchröhren durchs Haus zu leiten, wie wir in unsern Zeiten die Wände und Mauern für die Gas- und Wasserröhren durchbrochen haben. Schwerlich ist dies aber vor dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts geschehen. Die Schorsteine, so wie auch die Schorsteinfeger scheinen erst damals von Italien nach Deutschland gekommen zu sein. Und selbst in Italien, sogar in Venedig und Rom waren Schorsteine, Camine, Stuben-Oefen noch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine Seltenheit. Ueberhaupt sind die ältesten zuverlässigen Zeugnisse von Schorsteinen und Schorsteinfegern in Europa erst aus dem Jahre 1347.[1]) In den alten Bremer Bürger-Verzeichnissen, die ich desshalb durchgegangen bin, kommt vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gar keine Spur von Schorsteinfegern oder von „Schlotmännern", wie man sie in Bremen nannte, vor. In dem Jahre 1453 wanderte der erste Schorsteinfeger ein: „Cord, Slotmann". Nach diesem Jahre kommen bald mehre, so 1480 „Johann, Slotmann", 1484 „Alke, Slotmann's" und „Marquard, Slotmann" und 1487 „Johann, Slotmann" etc. Dies scheint die obigen Angaben zu bestätigen, und zu beweisen, dass Schorsteine und Schorsteinfeger in Bremen erst seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Schwang kamen. Wie alle neuen und ungewohnten Dinge, so richtete man auch die Schorsteine anfänglich sehr unvollkommen ein. Obgleich sie vom „Stein" ihren Namen erhalten haben, so wurden sie zunächst doch nur aus Holz gemacht. Man construirte sie aus Weidengeflecht, das mit Lehm bestrichen wurde. Es waren sogenannte „gestakte" oder „gezäunte" Schorsteine. Auch führte man sie anfänglich nicht ganz oben zum Dache hinaus, sondern brach mit ihnen gewöhnlich gleich nahe bei dem Heerde oder Ofen zur Seite aus der Mauer ins Freie, entweder weil man jenes zu umständlich und zu kostspielig fand, oder weil man es, so lange die Dächer noch nicht ganz steinern waren, für feuergefährlich hielt. In dem fünfzehnten Artikel derjenigen Abfassung der Kundigen Rolle, die Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1637 bestätigte und in welcher befohlen wird, dass man die Häuser nicht mehr mit Stroh, sondern mit Pfannen decken soll, heisst es auch: „Ock en schal nemand sine Schorstene mit Lemen upsetten, man mit Stenen, und schal de Schorstene uth dem Dake bringen." (Auch soll Niemand seine Schorsteine mit Lehm aufsetzen, sondern mit Stein und soll die Schorsteine aus dem Dache hinausführen.) Manche gute Bürger mochten sich diesen Artikel hinters Ohr schreiben und darnach verfahren, aber viel zahlreicher scheinen die gewesen zu sein, die das nicht thaten. Denn schon am 2. October des Jahres 1659 nach einem grossen Brande auf der Tiefer liess der Rath wieder „durch ein öffentliches Plakat" anbefehlen, „dass alle hölzernen Rauchpfeifen abgebrochen, dieselben, so wie auch die Oefen nicht mit Lehm, sondern mit Kalk und Steinen gemacht werden sollten". Aber auch noch „die Renovirte Brandordnung von 1716" musste gegen hölzerne Schorsteine in Bremen zu Felde ziehen. Ja sogar noch in diesem neunzehnten Jahrhundert in einer Polizei-Ordnung vom Jahre 1818 sagt der Senat: „es sei ihm zur Anzeige gebracht, dass in vielen Häusern der Alt-, Neu- und Vorstadt sich noch immer mit Lehm aufgesetzte oder sogenannte gestakte Schorsteine vorfänden, ungeachtet die Beibehaltung derselben schon in den ältesten Polizei-Gesetzen der Kundigen Rolle untersagt sei. Er gebiete nun entschieden, dass dieselben in steinerne und eiserne verwandelt würden." Es scheint aber, dass wenn man demnach auch endlich allmählig die Schorstein-Röhren selbst in Stein und Eisen verwandelte, man doch immer noch einzelne Theile derselben dem alten Schlendrian gemäss aus Holz machen liess, und dass der Rath sehr genau nachsehen lassen und allen diesen hölzernen Anhängseln des Schorsteins noch ganz speciell auf den Leib rücken musste. So verbietet er ein Mal (im Jahre 1802) die „hölzernen Schornstein-Anker" — und ein ander Mal auch „die hölzernen Schornstein-Büchsen," — desgleichen die hölzernen „Balken und Unterlagen unter den Schornsteinen und Heerden." Ob denn nun endlich heutiges Tages die Bremer Schorsteine alle so fest und solide geworden sind, wie sie es sein sollten, werden die Experten wissen. — Ich habe mir sagen lassen, dass man in der Stadt Bremen „gestakte und gezäunte Schorsteine" nach uraltem Muster aus mit Lehm und Kalk überschmiertem Weidengeflechte noch jetzt hie und da finden könne.

Haus-Façaden und Giebelfronten.

Da der Raum an der Hauptstrasse, mit der Jeder zusammen zu hangen trachtete, begehrter und kostspieliger war, da man sich aber nach dem Innern der durch die Strassen gebildeten Quadrate leichter, weiter und zu billigerem Preise ausdehnen konnte, so erhielten alle für die Häuser ausgesteckten Bauplätze und auch die Häuser selbst in der Regel nicht eine quadratische, sondern eine längliche oder parallelogrammartige Figur und machten mit einer ihrer schmalen Seiten gegen die Strasse Front. Fast alle Häuser in Bremen waren Giebelhäuser, nur wenige „Dwashäuser", wie man daselbst diejenigen nannte, welche mit ihrer Lang-Seite längs der Strasse lagen. Die Lang-Seiten des Giebel-Hauses stiessen dagegen entweder hart an die Mauern des Nachbarhauses hinan oder an eine schmale dunkle Schlucht zwischen beiden Häusern, und das Hinterhaus

[1]) Wenigstens hat Prof. J. Beckmann, der über die Geschichte der Schorsteine geschrieben hat, kein früheres Datum finden können. Siehe seine Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Leipzig, 1734. II. S. 441.

ragte in versteckte Gärten und Gehöfte hinein. Beide letztere mit vielem äussern architektonischem Schmucke zu versehen, war demnach entweder unmöglich, oder erschien überflüssig, da Schmuck doch immer auf das Gesehenwerden berechnet ist. Die schmale Seite an der öffentlichen Strasse, bei welcher der Haupteingang war, und von der man Luft und Licht empfing, wurde mithin das Angesicht des Hauses, und sie wurde eben so wie die Brust bei der Auscostumirung der menschlichen Gestalt der Hauptgegenstand der Ornamentirung.

Der architektonische Schmuck, mit welchem man die Front oder Giebelseite der Wohnhäuser zierte, und sein Styl scheint ursprünglich von den Kirchen entlehnt zu sein. Unsere ältesten Häuser haben wie unsere alten Kirchen spitzbogige Eingangsthüren. Und eben so sind für die Fenster wie bei den Kirchen hohe längliche Einfassungen und Nischen gewählt, die oben in einen Gothischen Bogen endigen. Die ganzen Frontseiten der Häuser bestanden von unten bis oben aus solchen lang aufstrebenden oben zugespitzten Nischen, die neben und über einander gestellt waren. Die mittelalterlichen Bürger, die auch sonst so kirchlich und gottesfürchtig waren, und bei den Prozessionen ihrer frommen Brüderschaften so wie bei andern Gelegenheiten mönchische Gewänder überzogen, mussten ja natürlich auch in kirchenartigen Häusern wohnen. Es gab eine Zeit, wo eine mittelalterliche Stadt wie Bremen aus lauter kleinen Gothischen Kirchen und Kapellen zusammengesetzt zu sein schien.

Die schmalen hohen Fenster-Nischen der Wohnhäuser waren aber nicht, wie bei den Kirchen durchweg mit gläsernen Fensterscheiben ausgefüllt. Vielmehr waren sie zur grösseren Hälfte blind oder mit dünnen Steinwänden ausgemauert und nur hie und da war in ihnen eine Oeffnung gemacht, welche mit kleinen runden oder viereckigen in Blei eingefassten Glasscheiben ausgefüllt war. Als das Glas häufiger wurde, machte man auch die Fenster besonders im ersten und zweiten Stockwerk grösser und breiter. Man fasste sie in grosse viereckige Fensterrahmen von Stein ein, und so verschwanden denn da auch zuerst die schmalen spitzen Gothischen Bogen-Nischen und zuletzt erschienen nur noch wenige derselben in den obersten Stockwerken oder in der Giebelpartie des Hauses. Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein haben in Bremen noch mehre solche alte nach Gothischen Kirchen-Mustern gebaute Hausfronten aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert bestanden. Und auf unsern beigefügten Tafeln sind einige derselben dargestellt.

Die abfallenden Ränder, die das Dach mit der Hausfront bildet, die Seiten oder Schenkel des Giebeldreiecks, waren bei den ältesten Häusern dieser Art geradlinigt weggeschnitten. Diess schien, besonders im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, als die Häuser schon höher aufschossen, zu einfach. Man fing an, sowohl die Seiten-Ränder des Giebeldreiecks ein wenig zu zieren, als auch die Spitze des Giebels mit einem Produkte der Steinmetzkunst zu krönen. Zuerst beschränkte man sich darauf, die geraden Linien des Dreiecks nur zu unterbrechen und rechtwinklinge Stufen oder Staffeln bei ihnen anzubringen. Diese Stufen entstanden anfänglich ganz natürlich durch die verschiedenen Stockwerke, die in dem Giebel steckten. So viele Stockwerke sich in ihm hinaufdrängten, so viele Staffeln bekam er. In solchen Fällen waren die Stufen daher sehr hoch, breit und wenig zahlreich. Nachher schnitt man noch mehr Stufen, Absätze oder Zähne hinein. Solche Treppen-Giebel oder „getreppte Giebel", wie die Architecten sie zu nennen pflegen, gehören meistens dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderte an. Doch hat man sie zuweilen noch im siebenzehnten Jahrhunderte gebaut. Sie scheinen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte in allen Deutschen Städten ganz allgemein gewesen zu sein. Auf der Ansicht von Nürnberg in Schedel's Weltchronik vom Jahre 1493 sind sämmtliche Hausgiebel gezahnt oder getreppt. Auf der von Weigel herausgegebenen Ansicht von Lübeck aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sind ebenfalls alle Giebel ohne Ausnahme getreppt. Eben so auf der Ansicht von Hamburg aus dem Jahre 1587, die Lappenberg in seinem Programm zur dritten Secular-Feier für die Hamburgsche Verfassung mitgetheilt hat. Dasselbe ist der Fall auf der Ansicht Bremens vom Jahre 1602, die auf dem Bremer Rathhause hängt, wenn auch nicht so durchweg, und so ausnahmelos, wie bei den oben genannten Städte-Ansichten.

Die oberste Spitze des Giebels krönte man anfänglich ganz einfach mit einem kleinen Würfel oder einem Thürmchen von Stein. Auch die Stufen oder Staffeln der Giebeltreppe, die meistens mit glatten Steinplatten belegt waren, boten ein äusserst einladendes Piedestal dar, um einen architektonischen Schmuck darauf zu stellen. Als man anspruchsvoller und luxuriöser wurde, setzte man daher auch auf sie irgend ein gefällig erscheinendes Stein-Ornament hin, eben solche kleine Würfel, Pyramiden oder Thürmchen, wie auf der Giebelspitze oder auch wohl Statuen von Kriegern, Rittern, Nonnen etc.

Als die Renaissance-Zeit und nachher der Rococo-Styl aufblühten, als dann die Haare auf den Köpfen der Hausbewohner sich zu hunderten von Locken kräuselten, da fingen auch die steinernen Einfassungen der Hausgiebel an, Wellenlinien zu schlagen und sich in Locken zu krümmen, und die Häuser-Fronten zogen so zu sagen steinerne Allonge-Perücken über. Der einfache, eckige, in rechtwinkligen Stufen absetzende Treppen-Giebel des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts gefiel am Ende des siebzehnten Jahrhunderts nicht mehr. Die Seitensteine der Staffeln bildeten geschweifte Schnörkel und allerlei „schöne" Wellenlinien. Von

Stufe zu Stufe fielen steinerne Blumengewinde oder Füllhörner mit einem Ueberflusse steinerner Früchte und Blüthen und andere bunte Einfassungen herab. — Da nun die Giebel-Seite so bunt und reich geziert war, so mussten denn auch die anderen Theile der Hausfront, um nicht zu sehr abzustechen, nachfolgen. Das ganze Angesicht des Hauses bedeckte sich von oben bis unten mit Skulpturen aller Art, gleichsam mit steinernen Locken, acroches d'amour und Schönpflästerchen. Auch der Rahmen der Hausthür machte Schnörkel und Windungen und das Holz der Hausthür selber schlug sanfte Wellen, bog und pauschte sich. Die Gesimse und Einrahmungen der Fenster wurden mit Skulpturen, die steinernen Strebepfeiler, welche die Fenster oder Stuben äusserlich abtheilten, mit bunt verketteten Blumenkränzen, verschlungenen Linien, Arabesken und kaleidoscopartigen Figürchen bedeckt. Eben so auch die steinernen Gebälke oder „Gurte", welche die Absätze der Stockwerke äusserlich zu erkennen gehen.

Solche mit Steinschmuck be- und überladene Haus-Façaden und Giebel-Fronten aus dem siebzehnten und aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die den aus lauter Holzschnitzwerk zusammengesetzten und unbequemen Tischen und Truhen jener Zeit ähnlich sehen, weist die Stadt Bremen noch heutzutage viele auf. Unter andern steht daselbst an der sogenannten „Schlachte" (Weser-Kai) ein Haus, an dessen Ausschmückung der Eigenthümer und sein Architekt einen ganzen Noah-Kasten von Thieren verschwendet haben. Dasselbe ist sieben oder acht Stockwerk hoch und eben so viele Reihen von in Stein ausgemeisselten Thieren in bas relief laufen auf den Absätzen der Stockwerke unter den Gurten hin, Vierfüssige und Geflügelte, Fische und Amphibien, Angora-Ziegen und Pelikane, besonders viele Transoceanische Geschöpfe aus den neuen Welten, deren Beschiffung damals noch so neu war, Papageien, Affen, Schildkröten, Krokodille, Armadille und Ameisenbären. Sie sind alle ziemlich gross, ziemlich gut und naturgetreu gestaltet und leicht erkennbar. — Eben so viel wie dieses Haus in Thieren haben andere Bremische Häuser aus derselben Zeit in Arabesken, Schnörkeln, Blumen, Früchten und Figuren verschiedener Art geleistet. Unsere beiliegenden Tafeln geben davon einige Beispiele.

Im siebenzehnten Jahrhunderte musste ein Bremer Maurer-Gesell, der Meister werden wollte, eine Façade und Giebelfront der beschriebenen Art als Meisterstück liefern. „Er sollte", wie es in der „Erneuten Bremischen Maurer- und Zimmerleute-Ordnung von 1665" heisst, „einen Giebel aus dem Fundamente fundiren „und bis oben hin an die Spitze abtheilen und jedwede Theilung auch mit Säulen oder Pilaren versehen."

Besondere Mühe hat man sich wie anderswo, so auch in Bremen im achtzehnten Jahrhunderte mit dem krönenden Schlussmonumente auf der Spitze des Giebels gegeben. Für dieses scheint jeder Nachbar sich etwas ganz Appartes ausgedacht und construirt zu haben, vielleicht um ein ihm angehörendes und weit in die Strasse hinausblickendes Wahrzeichen seines Wohnhauses zu besitzen. Noch heutiges Tages hat man an den Häusern der Stadt die reichste Auswahl von solchen Gipfel-Zierden. Bei der Musterung einer einzigen Strasse fand ich folgende: eine sehr spitz zulaufende Pyramide, — einen mächtigen mit dicken eisernen Stangen befestigten Blumenkorb, — einen dito Fruchtkorb, — eine dito Vase, — einen schnurrbärtigen Kopf, — einen Helm mit Schild und Schwert, — eine grosse vergoldete Kugel, ähnlich den Kugeln auf den Kirchthürmen, — einen Globus, — eine eiserne Wetterfahne, — eine höchst wunderliche und mühselige Construction von eisernen Stangen, Quadraten, Dreiecken und Kreisen ähnlich einem Planeten-Systeme, — kein einziges dem der Nachbaren gleich oder ähnlich.

Die Bremer Stadtbibliothek besitzt einige sehr detaillirte Ansichten verschiedener Strassen der Stadt, die im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts von mehren dortigen Ingenieuren entworfen wurden, und auf denen die Façade, die Giebel-Front und das Gipfel-Ornament jedes Hauses abportraitirt ist, so dass man den Baustyl und die Art der architektonischen Ausschmückung aller Häuser deutlich erkennen kann.

Dem Gesagten nach haben also die Moden und der Zeitgeist jedes Mal eben so wie aus den Costümen und andern Dingen auch aus den Häuser-Fronten auf die Strassen hinausgeblickt. Zuerst um es zu wiederholen — im Mittelalter die mönchs- und nonnenhaft ornamentirten Façaden — dann in der Reformationszeit die eckigen getreppten Giebel, — darauf in der Renaissance- und Rococo-Zeit die Ueberschwänglichkeit der geschnörkelten und mit Schmuck überladenen Angesichter der Häuser. — Endlich in unserer Zeit stellen sie sich wie eine Reihe eleganter Modedamen längs den Strassen-Zeilen auf.

Vor- und Ausbauten, Lauben, Ausluchten, etc.

Die mittelalterlichen Schlösser und Burgen unseres Deutschen Adels gestalteten sich aus verschiedenen Ursachen zwar noch viel bunter als die Bürgerhäuser in den Städten. Schon ihr unebener knorriger Bauplatz auf den von der Natur mannigfaltig zerstückelten Felsenköpfen musste dahin wirken. Da waren Bergeinschnitte und Klüfte zu überbrücken. Auf dieses oder jenes schmale Riff musste man der Sicherheit wegen noch ein

Gemäuer oder einen Thurm setzen. Auch die Verschiedenartigkeit der Bestimmung einer alten Adelsburg musste einen recht componirten Bau herbeiführen. Die alten, reichen Herrn und Eigenthümer des Landes wollten in ihren Schlössern nicht nur wohnen und sich gegen ihre Nachbarn und Familien-Feinde vertheidigen, Kaisern und Königen trotzen, sondern auch in friedlichen Tagen Landwirthschaft vom Schloss aus betreiben und den Segen ihrer Aecker einärndten. Da sie trotz Faustrecht und Landstreicherei gute Christen zu sein strebten, und keine Pfarrkirche zur Hand hatten, so mussten sie ihre eigene Privatkapelle im Schlosse haben. Weil auch kein Wirthshaus im Walde zu finden war, mussten sie auch ein Paar Gaststuben für ihre Freunde einrichten. Auch für solche Gäste, die unfreiwillig kamen, sorgten die Herren in dem im Felsen ausgehöhlten Verliesse für ein Gefängniss. Kurz, eine grosse Hofburg des Mittelalters begegnete innerhalb ihrer engen Räume allen den Bedürfnissen, für welche der Bürger in seiner Stadt besondere öffentliche Institute fand. Dazu kam noch, dass die alten Ritter ihrer Phantasie ganz freien Lauf lassen konnten. Baupolizei gab es in den Gebirgen und Thal-Verstecken, in denen ihre Schlösser lagen, nicht. Sie konnten bauen, wie und was sie wollten, den einen Thurm nach diesem, den andern nach jenem Muster drechseln lassen, hier einen breiten Balkon in die freie Luft hinaushängen, dort einen andern Aus- und Anbau nach Gutdünken hinzufügen.

In Vergleich mit diesen vielthürmigen und complicirten Adels-Schlössern mussten die Stadt-Wohnungen der Bürger nur ein einfaches und nüchternes Ansehen gewinnen. Sie standen gewöhnlich in der Ebene auf flachem Boden. Für allerlei menschliche Bedürfnisse war ausserhalb des Hauses in der Stadt gesorgt. Auch war der Bau-Raum sehr beschränkt, und wo wohl etwas aus dem Hause hätte hervorwachsen mögen, da hatte schon der Nachbar seine Mauer gebaut und den Luftraum darüber „bis zum Himmelsgewölbe“ für sich in Anspruch genommen.

Nichtsdestoweniger aber richtete sich auch der mittelalterliche Stadt-Bürger wie der Schlossherr sein Nest gern nach seinem eigenen Geschmacke und Bedürfniss ein. Er trieb neben seinem städtischen Handwerke oder Gewerbe auch etwas Land- und Viehwirthschaft, und hatte Kühe, Schweine und andere Thiere unter seinem Dache unterzubringen. Ein oder ein Paar Pferde besass jeder Wohlhabende in den eisenbahnlosen Zeiten, in welchen man bloss zu Pferde in der Welt weiter kommen konnte. — Wo er daher hinter seinem Hause nur ein Plätzchen zu finden wusste, auf das seiner Meinung nach der Nachbar keinen Anspruch hatte, oder wo er vorne vor dem Hause unvermerkt der öffentlichen Strasse oder „dem Gemeinen“, wie man in Bremen sagte, ein wenig Terrain abknappen konnte, da baute und pflanzte er für sich oder seine Thiere irgend etwas hin, einen steinernen Ruhesitz, einen Baum, einen Pferde- oder Schweinestall, einen Kaufladen oder sonst einen Vor- und Ausbau, versuchte es bald hier bald da, mit einem Fenster, oder auch mit einem kleinen Erker oder sonst einem geschützten Sitz- und Spähe-Platze durchzubrechen und wartete es ab, ob ein Nachbar oder die Hänsegräfen des Raths Widerspruch erheben würden. Besonders in den obern Luftschichten der Stadt glaubte er frei für sich schalten zu dürfen, und daselbst Thürmchen, Taubenschläge und Erker anhängen, ja die ganzen Stockwerke seines Hauses vorrücken und in den freien Raum hinausschieben zu dürfen.

Demnach streckte denn doch auch so ein mittelalterliches Stadt-Haus, — wenigstens vom fünfzehnten Jahrhundert an, nachdem die Bürger reicher und angesehener geworden waren — architektonische Fühlhörner und Organe genug aus, wenn es auch im Vergleich mit den Hofburgen des Adels nur verkümmerte und verkrüppelte Organe waren. Sollte ich hier alle die mannigfaltigen Dinge, mit denen die Bürger der vielen verschiedenen deutschen Städte die „Baulinie“ überschritten haben, eine Revue passiren lassen, so würde ich eine unzählige Menge von Namen zu nennen haben. Selbst in einer einzigen Stadt wie Bremen waren diese schon mannigfaltig genug.

Im Allgemeinen bezeichnen unsere alten Bau-Vorschriften alle die hierher gehörigen Gegenstände mit dem generellen Namen „dat uthbuwelse“ (die Ausbauten) und als Arten dieses „Uthbuwelse“ so wie als Dinge, von denen in Bremen am meisten die Rede ist, gehören dahin etwa folgende: die sogenannten „Ausluchten“, — die „Beischläge“, — die „Lauben“, — die „Kellerhälse“, — die „Winden“, — die „Schwein koven“, — die „Gottesbuden“.

Die Auslnchten (Utluchten) waren in Bremen gewisse „erdfeste“ (auf dem Boden stehende) Ausbauten zur Seite bei der Hausthür. Sie wurden meistens vor dem gewöhnlichen Wohn- und Sitzzimmer der Familie das mit der „Auslucht“ auf die Strassen hinausragte, angebracht, vorne und auf beiden Seiten reichlich mit Fenstern versehen. Die neugierigen Hausbewohner sassen gern darin und schauten aus ihnen auf die Strasse hinaus, die sie von da aus der ganzen Länge nach beherrschen konnten. Sie hielten nicht wenig auf einen solchen Vorbau. „Von diesen Auslucbten“, sagt das Niedersächsische Wörterbuch, „wird in Bremen wie in „Hamburg viel Werks gemacht.“ Sie wurden, — besonders wohl auch desswegen, weil sie der am meisten ins Auge fallende Theil des Hauses waren, — gewöhnlich reich ausgestattet und mit vielen hübschen Sculpturen an den Fenster-Gesimsen und Pfeilern, zuweilen auch mit Inschriften, Sprüchen und Versen geschmückt. Die zierlichsten Sculpturen aus alter Zeit haben wir an diesen Ausluchten. Zuweilen waren sie zweistöckig, und

gaben dann auch noch einem oberen Zimmer dieselben Vortheile. An ihre Stelle sind in neuester Zeit die modernen fast ganz aus Glass construirten „Glas-Veranden“, die in der Stadt Bremen häufiger als anderswo und ihr fast eigenthümlich sind, getreten. In den französischen Städten kannte man, wie der treffliche Kunsthistoriker Viollet-le-Duc bezeugt, diese Ausluchten gar nicht. Auch in manchen deutschen nicht. In Bremen dagegen hat im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte fast jedes ordentliche Bürger-Haus eine dergleichen angesetzt.

Eine andere Art Ausbauten waren die Lauben (plattdeutsch: „Löven“ oder „Louwen“). Sie waren nicht „erdfest“, sondern ragten wie unsere Balkone über dem unteren Erdgeschoss hervor. In andern deutschen Städten wurden sie auch „Ausladungen“ oder „Erker“ genannt. Am häufigsten fand man sie an den hintern Seiten der Häuser, welche an die Weser und an die Balge oder sonst ein Wasser gränzten. Sie wurden gewöhnlich aus Holz construirt, auf hinausragende Balken gelegt, dabei aber meistens ebenso wie die Ausluchten mit einem Dache und mit Fenstern versehen, so dass sie einen geschützten Sitz darboten, von dem aus man die Blicke frei über den Fluss hinschweifen lassen konnte. Häufig verbot aber der Rath „die hölzernen Löven“ ihrer Feuergefährlichkeit wegen und sie wurden dann wohl in steinerne verwandelt. Waren sie im Innern der Stadt längs der Hauptstrassen angebracht, so wurden sie von zwei aus den Mauern hervorragenden „Kragsteinen“ getragen. Man erzog in ihnen auch fleissig Blumen und allerlei Gewächse und für manchen Bürger war die „Laube“ sein Gewächs- und Sommerhaus, Alles was er von Garten besass. Sie werden daher auch in alten Haus-Beschreibungen wohl „Sommer-Lauben“ genannt.

Die Ausluchten und Lauben gewährten den Neugierigen auch bei Regenwetter vollkommenen Schutz. Für milde regenlose Abende hatte Jeder vor dem Hause noch seinen „Beischlag“ (Bislag). Derselbe bestand gewöhnlich nur aus zwei soliden steinernen Bänken zu beiden Seiten der Hausthür. Einen solchen „Beischlag“ liess sich kein Hauseigenthümer entgehen, auch wenn für den Bau von Ausluchten und Lauben sein Beutel nicht reichte, und an müssigen Feiertagen waren die Bänke im Beischlage längs der ganzen Strasse hin mit den Hausbewohnern besetzt, mit strickenden Frauen, rauchenden Männern und mit der umherscherzenden Jugend. In den engen Strassen Bremens waren die „Beischläge“ von sehr mässiger Grösse. In andern deutschen Städten dagegen z. B. in Danzig und Königsberg, wo man auch sowohl diese Einrichtung als den Namen dafür: „Beischlag“ kannte, hatten die Bürger mit ihnen viel unbescheidener „auf das Gemeine“ (auf die Strasse) hinausgegriffen. Die Danziger Beischläge waren wie grosse, und feste Balkone gestaltet. Sie waren mit reichen Steinsculpturen eingefasst. Breite Treppen führten zu ihnen hinauf, hohe Bäume beschatteten sie. In neuerer Zeit, als Carossen und Fahrten ins Freie aufkamen, fielen die Beischläge in die Hände der das Haus hütenden Dienstmägde, bis sie in diesem Jahrhunderte zur Erweiterung der Strasse und zur Herstellung der Trottoire gänzlich beseitigt worden sind. Man entdeckt nur in einigen versteckten Gassen Bremens zuweilen noch Rudera von ihnen.

Die genannten Arten von Ausbauten waren Luxusartikel und dienten auch, — wenigstens in den Augen unserer Altvordern, den entschiedensten Feinden der Einförmigkeit — zum Schmuck. Diess war weniger der Fall mit manchen andern Arten von architektonischen Auswüchsen und Anhängseln, die mehr in die Kategorie des Nützlichen und Nothwendigen und zuweilen auch des Unästhetischen fielen, so namentlich mit den sogenannten Kellerhälsen, den Wetterdächern, den Schorsteinen, den Winden, den Schweinekoven, den Gotteshuden und andern kleinen „thokubbelsen“, wie man in Bremen solche Dinge nannte. Dieser Ausdruck kommt wahrscheinlich von „Koppel“ und „Kuppeln“ her und bedeutet so viel als „Verbauung“ oder „Beengung“. „Man sit hier bekubbelt“ (man sitzt hier zu enge) sagte man. Die ganze Stadt und ihre Strassen waren damals nach Bremer Weise zu sprechen „bekubbelt“.

Die „Kellerhälse“ waren überdachte Anbauten über den Eingängen und Treppen zu den Wohnkellern. Sie gingen mehr oder weniger weit auf die Strasse hinaus. Gewöhnlich erweiterten sie sich zu einer Boutike oder einem kleinen fensterreichen Zimmerchen, in welchem die Kellerleute ihre Zwiebeln, Schwefelhölzchen, Schuhbürsten und andere kleine Waaren feilboten, und in die sie sich auch in müssigen Stunden selbst placirten, um ein Mal auf die obere Welt hinauszuschauen, und andere Luft zu athmen. Jetzt sieht man von ihnen in Bremen nur noch einige am Markt-Platze.

Hölzerne Wetterdächer und allerlei schwerfällige Klappen brachte man vor der Erfindung der Rouleaux, der Marquisen (Fensterschirme) etc. gern über den Fenstern und wo es sonst etwas vor Regen und Sonnenbrand zu schützen gab, an.

Die Winden („Winnen“) waren in einer Handelsstadt, wo es so viele Waaren in die Häuser und zu den Böden auf und ab zu transportiren gab, ein wichtiger Gegenstand. Man liess sie zuweilen aus den obern Stockwerken der Häuser und aus den Dächern hervorragen, so dass dann die Säcke, Kisten und Holzklötze zur grossen Gefahr und Unbequemlichkeit der Vorübergehenden von der Strasse aus emporgewunden wurden. Ueber diesen Winden wurden dann auch wieder groteske Wetterdächer gebaut, die man zuweilen mit Thürmchen, Fahnen, Knöpfen und anderm gedrechselten Schmucke krönte.

Auch die hässlichen Schorsteine, denen die Architekten so schwer eine ästhetische Seite abgewinnen können, hat man in einigen Städten, z. B. in Genf, das wegen seiner hohen und zahllosen Schorsteine berühmt geworden ist, zuweilen ein wenig zu verzieren gesucht. In Bremen habe ich wenige Bestrebungen dieser Art zu entdecken vermocht.

„Gaten" nannte man in Bremen die Dachrinnen und ihre weit aus dem Rande der Dächer auf die Strasse hinaus hervorragenden Röhren, aus denen das Wasser bei heftigem Regen in malerischen Katarakten auf die Vorheipassirenden hervorstürzte. Auch ihrer hat sich die Kunst und Phantasie der Häuserbauer bemächtigt, und ihnen blecherne Drachenköpfe und andere bunte Gestalten zum Schmuck des Hauses angedichtet.

Das bekannte, grunzende, in der Küche so nützliche Thier, für das es in den Strassen unserer alten Städte so vielerlei wohlfeile Nahrung gab, war ehemals bei unseren Bürgern eben so beliebt und eingebürgert, wie noch jetzt bei den Irländern. Fast in allen Häusern der kleinen Leute wurden einige Schweine gemästet, und man hatte die „Kofen" (oder „Käfige") für sie oft dicht unter den Fenstern und auf die Strassen hinausgebaut. Es gab eine Zeit, und sie liegt noch nicht sehr fern, wo solche Schweinekofen nach den in unseren alten Polizeigesetzen enthaltenen Andeutungen selbst auf den besten Strassen der Stadt zahlreich vorhanden waren.

Ein nicht seltenes Anhängsel der Häuser besonders der wohlhabenden Bürger waren auch die „Boden" oder „Godes-Boden" (Gotteshuden). Diess waren kleine bedachte Wohnräume für arme Leute, die ein frommer Mann zur Ehre Gottes und für unglückliche Witwen oder hilflose Greise gestiftet hatte. Sie waren zuweilen an das grosse Haus des Stifters angebaut. Mitunter wurden sie in dem Innern seines Gehöftes eingerichtet. Bestanden sie einmal, so mussten seine Erben und Nachfolger diese „Gotteshuden" respectiren und sie als ein Servitut ihres Hauses tragen und unterhalten.

Gegen alle die genannten mehr oder weniger ärgerlichen Hausanhängsel haben der Rath und die alten Polizei-Behörden unserer Stadt einen langwierigen Krieg geführt. Derselbe hat schon in sehr alten Zeiten seinen Anfang genommen, ist mehre Jahrhunderte alt, hat aber erst in der allerneuesten Zeit zu entschiedenem Siege geführt. — Vom Kriege gegen die „Swinekoven" und ihre unsauberen Bewohner findet man schon Spuren in den ältesten Artikeln unserer Polizei-Ordnungen (der Kundigen Rolle). „Auch soll Niemand Schweinekofen „unter die Fenster setzen", heisst es in der Kundigen Rolle von 1489. „Zwischen hier und Ostern soll man „die unter den Fenstern bestehenden Schweinekofen abgebrochen haben. Und wer es nicht thut, soll es bessern „mit einer Mark," so heisst es wieder in einer hundert Jahre spätern Verordnung. Aber obgleich diess jedes Jahr ein Mal von der Laube des Rathhauses unter dem üblichen Trompeten-Schalle verlesen wurde, so behielten doch die Bürger ihre Schweinekofen noch lange in und neben ihren Häusern bei. Zuweilen wurde dann der Rath wohl ungeduldig und böse und griff, um den so besonders anstössigen Unfug bei Seite zu schaffen, zu ausserordentlichen Gewaltsmaassregeln. Aus dem Jahre 1640 liegt eine sehr strenge Bremer Raths-Verordnung vor, in welcher gedroht wird, „dass Gewaltsknechte in der Stadt herumgehen und überall, wo sie sie fänden, „die Schweinekofen als der hiesigen Stadt-Ordnung und Kundigen Rolle zuwider einschlagen sollen," wie denn auch ein Mal im alten Griechenland Alcibiades, da er der Polizei in Athen vorstand, genau dasselbe gegen die auch dort neben den Häusern existirenden Schweinekofen angeordnet haben soll.[1]) Eben dasselbe wurde auch in einer bremischen Verordnung von 1665 wiederholt, und dabei noch hinzugesetzt, „dass die Schweine, so auf „den Gassen befunden würden, alsobald confiscirt und den armen Waisenkindern verfallen sein sollten."

Nach solchen strengen Erlassen und Befehlen zogen sich denn wohl die Bürger mit jenem widerlichen Institute in das Innere ihrer Haushöfe zurück. Im Jahre 1665 kam in Bremen eine Verordnung ans Licht über „die gänzliche Abschaffung und Transportirung aller Schweine aus der Stadt", und wir mögen uns denken, dass um diese Zeit ungefähr die Grunzer als Mithewohner und Spaziergänger wenigstens vor den Fenstern und von den Strassen der Stadt verschwunden waren. Ich mag hiebei noch bemerken, dass wir im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auch die Rathsherren von Lübeck, Hamburg und von andern freien Reichsstädten mit ähnlichen feindseligen Maassregeln gegen diese mit dem Leben und der Hanswirthschaft der alten Bürger so sehr verwachsenen Thiere beschäftigt sehen.

Auch die andern nicht ganz so schlimmen Haus-Anhängsel hat der Rath bereits frühzeitig zu beschränken oder auch ganz abzuschaffen getrachtet. Schon in einer Verordnung vom Jahre 1538 wird alles „uthhuwent up it Meine" (die Aushauten auf das, was der Gemeine gehört) verboten, oder doch nur erlaubt, wenn etwas dafür bezahlt wird, und diese Verordnung wurde mehre Male wiederholt. Aber wie Schnecken, die es in ihrem eigenen Hause nicht aushalten können und bei etwas Sonnenschein die Hörner wieder hervorstrecken, so kamen ihrer alten Gewohnheit gemäss die Bürger, wenn eine sehr bedrohliche Verordnung ein wenig in Vergessenheit gerathen war, immer mit allerlei architektonischen Organen oder Auswüchsen wieder zum Hause hervor.

Daher heisst es denn abermals in einem strengen Befehle von 1588 so: „Nadem ein E. R. im wercke

---

[1]) Hierüber spricht Boeckh in seinem „Haushalte der Athener".

spöret unde befindet, dat det uthbuwelse nunmehr in öhrer statt aver de mahten von öhren Borgern missbruket werd, — so will de Rath hiermede allen öhren Borgern ernstlick verwarnet hebben, solke öhro uthbuwolse tvuschen duth und Michaelis entweder gäntzlick in tho tehende und aff tho breken oder aberst davon jährlicks tho geven what de ordnunge desfals uth wysen.“ (Nachdem ein Ehrbarer Rath gespürt hat und befindet, dass anjetzo die Ausbauten in seiner Stadt von seinen Bürgern über alle Maassen gemissbraucht werden, so will der Rath hiermit alle seine Bürger ernstlich verwarnet haben, solche Ausbauten zwischen heute und Michaelis entweder gänzlich einzuziehen und abzubrechen oder doch jährlich davon die ordnungsmässige Abgabe zu bezahlen.)

Und wiederum in einem andern Proklame von 1604 so: „Nademe ein E. R. ogenschynlich befunden, dat tho deformität unde övele Ansehende dusser guten Stadt von eigenmuthigen Luden de gemein Heerstrat vast overmotig beengt word, (nachdem ein Ehrbarer Rath augenscheinlich befunden hat, dass zur Deformität und zum üblen Ansehen dieser guten Stadt von eigenmächtigen Leuten die gemeine Heerstrasse höchst übermüthig beengt wird) — so befiehlt Er denn, dass alle Ausbauten, die zwei Ellen „oder doch höchstens 4½ Fuss“ vom Giebel und von der Mauer der Häuser abstehen, binnen 14 Tagen abgebrochen werden sollen.“

Aber wie lang ist auch noch nach 1604 die Reihe der Verordnungen, mit denen der Rath die Bürgerhäuser, — wie ein Gärtner mit der Scheere die Bäume, — zu beschneiden getrachtet hat!

Trotz aller Verbote gegen das „Uthbuwelse“ bestürmten die Bürger den Rath immer wieder, auch noch das ganze vorige Jahrhundert hindurch, mit Bittschriften zur Errichtung neuer Lauben, Boutiken, Läden, Kellerhälse und Ausluchten bei und vor ihren Häusern, von denen sie zu beweisen bemüht waren, „dass dieselben „weder dem Publico, noch der gemeinen Gassen, noch auch ihren Nachbarn zu einigem Nachtheile gereichten“. Und wenn auch die Hänse-Gräfen hierüber zuweilen ganz anders dachten, so konnten sie doch nicht in allen Fällen energisch durchgreifen. Noch bis in's neunzehnte Jahrhundert hinein war die Circulation des Verkehrs längs der Häuser-Reihen der Stadt ein mühseliges „Wettrennen mit Hindernissen“ aller Art. Auf dem sogenannten „Rennwege“ (besser Kriech- und Kletterweg) neben den Häusern gähnten zahlreiche Kellerlöcher, in welche die Leute im Dunkeln hineinstürzten. Hier machte sich eine „Auslucht“ breit. Dort war eine steinerne Bank zu umgehen. Ueberall waren hoch aufgebaute „Luken“ auf denen bei Glatteis selbst ein Seiltänzer ausrutschte, zu übersteigen. Etwas weiterhin rannte man gegen einen schönen Lindenbaum, den der benachbarte Hausbesitzer gepflanzt und sehr lieb gewonnen hatte, oder gegen ein Paar alte schief gestellte Wallfisch-Backen-Knochen, die ein Bürger zum Schutze seines „Beischlages“ gegen die Strasse und die Wagen aufgestellt und mit Eisen und Blech beschlagen hatte. Selbst die besten Strassen hatten eine so bunte Baulinie wie ein gekräuseltes „Befken“.

Erst nachdem im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die alten Wälle und Befestigungswerke beseitigt und die Thore der Stadt weit geöffnet waren und als der lebhaft einströmende Verkehr und die zunehmende Bevölkerung allgemein und dringend nach Reformen verlangte, da ist es endlich in der Mitte dieses Jahrhunderts den ausdauernden und geduldigen Bestrebungen der an die Stelle der alten „Hänsegräfen“ getretenen „Bau-Deputation“ zum Theil durch Machtsprüche, zum Theil durch Entschädigungs-Verträge mit den auf Verjährung und altes Herkommen sich stützenden Kellerhals- und Beischlagbesitzern gelungen, längs der Strassen alle Löcher so weit zu verstopfen, alle Höcker auszuebnen, alle Klappen und Buden, Bäume, Pfähle und steinerne Bänke so weit zu beseitigen, dass nun denn in der ganzen Stadt überall flache, platte und gefahrlose Trottoire längs der Häuser hinlaufen. Die festen steinernen, geschmückten Ausluchten, für welche begreiflich die höchsten Preise gefordert werden, sind dabei natürlich am langsamsten gewichen und sie bestehen noch jetzt hie und da als Erinnerungen an die alte Zeit. —

Fenster.

Ursprünglich mag die Hausthür auch zum Einlassen der Luft und des Lichts gedient haben, wie sie dies noch bei den einfachen Hütten und Zelten der Wilden thut. Als die Räume in dem Hause grösser und die Abtheilungen im Innern mannigfaltiger wurden, fand man es nöthig, noch ausserdem hie und da besondere Oeffnungen für Luft und Licht anzubringen, die man in unserer Gegend „Luchten“ nannte. Die „Lucht“ (von „Licht“) ist wohl eine sehr alte deutsche, in Bremen noch jetzt hie und da übliche Benennung für das ursprünglich aus dem Griechischen stammende „Fenster“, was ungefähr dieselbe Etymologie und Bedeutung hat, wie das Niedersächsische „Lucht“.

Vor der Einführung des Glases bei uns, in der ersten Hälfte des Mittelalters, hatte man verschiedene Behelfe, um Wind, Kälte, Regen und Alles, was nicht mit dem Lichte in die Wohnung gelangen sollte, abzuhalten. Man versetzte die „Luchten“ mit Hornplatten, mit Pergament oder dünnen halbdurchsichtigen Steinen, man verhing

sie mit losen Geweben und Teppichen. Auch Weidengeflechte, hölzerne und steinerne Gitter, welche durch ihre kleinen Maschen und Zwischenräume wohl das Licht aber wenig Wind und Nässe durchliessen, wurden angewandt. Waren Wetter und Jahreszeit ganz rauh, so hatte man Klappen oder Schieber, die das Fenster völlig verschlossen und man musste sich dann in der Finsterniss oder beim brennenden Kienspahn zu behelfen suchen. Manche von diesen Behelfen, namentlich Weidengeflecht, Holzgitter und Klappen mögen auch in jenem alten Bremen, das die Hunnen und Normannen zerstörten, zur Anwendung gekommen sein.

Ueber die Zeit der Einführung des Glases in Bremen wissen wir nichts Genaues. Doch ist es wahrscheinlich, dass es zuerst bei den alten Kirchen angewandt und durch sie in der Stadt bekannt wurde. Leider fehlen uns alle Nachrichten darüber, welche unserer Kirchen und zu welcher Zeit sie sich zuerst dieses wundervoll nützlichen Stoffes bedient haben, um ihre Fenster gegen die Luft, nicht aber gegen das Licht zu verschliessen. Von den Priestern und ihren Baumeistern, die es vermuthlich aus Italien bekamen, lernten denn auch die Bürger bei ihren Privatbauten allmählig das Glas benutzen.

Da es anfänglich ein kostbarer und seltener Artikel war, so mochte man es sehr sparsam und bescheiden in Anwendung bringen. Man fügte ein oder ein Paar kleine Glas-Platten in dem Holze über der Thür oder in den Klappen der Fenster ein. Wir besitzen noch solche Thüren und Klappen, die mit einzelnen kleinen in Holz und Blei eingelassenen Fensterscheibchen versehen sind, wenn auch nicht aus Bremen doch aus andern Orten[1]). Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gab es schon ziemlich viele Glashütten in Deutschland und um diese Zeit mag denn auch der Artikel häufiger auf den Bremer Markt gekommen sein. Mit ihm kamen auch die Künstler, die den Artikel zu bearbeiten und zu verwenden verstanden. Ueber die letzteren giebt unser altes Bremer Bürgerbuch einigen Aufschluss. Dasselbe fängt seine Verzeichnisse der eingewanderten Bürger mit dem Jahre 1289 an und gleich in den ersten Jahren stehen einige Glas- und Fenster-Künstler genannt. So im Jahre 1296 ein „Peter, Fenstermaker", und anno 1299 ein „Otto, Glasmaker" und in demselben Jahre noch ein „Burchard, Glasmaker". Ich schliesse daraus, dass sie nicht die ersten ihrer Art gewesen sind, und dass wir uns Bremen schon wenigstens im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts als mit Glasern und Glasfenstern einigermassen versehen denken können. In Hamburg fällt der erste nachweisbare Glaser. Herrn Dr. Koppmann zufolge, ins Jahr 1289, nämlich ein gewisser „Risewite vitrearius". Im vierzehnten Jahrhunderte erscheinen in Bremen diese Leute, die unseren Häusern so viel mehr Licht und Comfort brachten, noch häufiger. Blos in den 20 Jahren zwischen 1370 und 1391 habe ich ihrer fünf im Bürgerbuche gezählt, nämlich: 1370 „Nicolaus, Glasemaker", 1371 „Hermann, Glasemaker", 1378 „Johann, Glasemaker", 1384 „Arnold, vitrifex", 1391 „Peter von Hahenhusen, „Glasmaker". Sie alle kamen nach Bremen, um daselbst Bürger zu werden und sich bleibend mit ihrem Gewerbe anzusiedeln, und wir mögen daher wohl das vierzehnte Jahrhundert als die Zeit betrachten, in welcher unsere Bürger die Glasfenster in ihren Häusern etwas vergrösserten und zahlreicher anbrachten. Doch waren Glasfenster auch noch im fünfzehnten Jahrhundert ein kostbarer Gegenstand und sie wurden daher wie alle Seltenheiten noch lange als Luxus-Artikel zu Ehren- und Liebes-Gaben benutzt. Es war damals in Bremen, wie auch anderswo zur Gewohnheit geworden, dass sich Befreundete mit Glasfenstern beschenkten, in die sie zur Erinnerung ihre Namen und ihre Wappen einmalen liessen. Auch in Kirchen und Klöster pflegten fromme Leute Glasfenster zu stiften. Dieser Sitte geschicht in einem Artikel der alten Bremer Kundigen Rolle vom Jahre 1450 mit folgenden Worten Erwähnung: „So welk an unser borger geven wil en glase finster de schal „vor dat vynster nicht mer geven wen teyn grote, uthgesproken wes men gift in Kloster und Kerken". (So Jemand an einen unserer Bürger ein Glasfenster geben will, der soll für das Fenster nicht mehr geben als zehn Grote, ausgenommen, was man an Klöster und Kirchen giebt). Uebrigens hatten damals (im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts) sowohl unser Rathhaus als auch unsere Kirchen schon längst grosse mit zahllosen kleinen Scheiben gefüllte Glasfenster.

Aus eben solchen winzig kleinen in Blei eingefassten Scheiben blickten auch die Wohnhäuser der Stadt auf die Strassen hinaus, und da die Glas-Fabrikation nur sehr langsame Fortschritte machte, so ist es Jahrhunderte lang dabei geblieben. Erst im vorigen achtzehnten Jahrhundert erhob man sich zu Fensterscheiben, die etwa so gross waren, wie mässige Oktav-Bände. Da nun zugleich das Glas immer billiger und häufiger wurde, und da auch die Handwerker und Kaufleute in ihren Häusern immer mehr nach Licht verlangten, so wurden denn auch die Fenster in den Wänden der Häuser immer zahlreicher. Am Ende lösten ganze Mauern, die Façaden und Giebel der Hausfronten, sich in Fenster und Glaswerk auf, so dass die einst so finstere alte „Brema" zuletzt den Beinamen „vitrea", (das „gläserne Bremen") erhielt. Wie vieles Andere, so machten denn auch die Fenster-Scheiben in dem gegenwärtigen neunzehnten Jahrhundert plötzlich Riesenschritte. Die kleinen mittelalterlichen mit Blei eingefassten Scheibchen, kaum so gross wie der Untersatz einer Kaffee-

[1]) Der französische Kunsthistoriker Viollet le Duc hat dergleichen in seinem bekannten Werke abgebildet.

tasse, wurden seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in Bremen gar nicht mehr verwendet, obgleich sie sich in andern deutschen Städten (z. B. im Hessischen) noch viel länger in Gebrauch erhalten haben. Nur hie und da blieben sie bei uns noch in einigen alten Gebäuden stecken. Malereien, Wappen, Namenszüge etc., wie sie, — wenigstens bei den Prunkzimmern — sonst üblich gewesen, waren schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von den Fenstergläsern verschwunden. In diesem „philosophischen" Jahrhundert lernte man nur den praktischen Nutzen und eigentlichen Zweck der Fenster, unverfälschtes Licht zu schaffen, in's Auge fassen. Nur auf den Glasscheiben sehr alter Gebäude Bremens sieht man noch hie und da eine gemalte Nelke oder sonst eine Lieblingsblume der Urgrossväter blühen. Und allerdings hat man in neuester Zeit bei Kirchen, Rathhäusern etc., wo es mehr auf Schmuck als auf Helligkeit ankam, die nüchternen kahlen Gläser des vorigen Jahrhunders der wieder erfundenen Glasmalerkunst zurückgegeben. Desto heller aber machte man in der neuesten Zeit die Fenster da, wo Licht besonders nöthig war, in den Privatwohnungen, Werkstätten und Geschäftslokalen. Die „Oktav-Band-Scheiben" sahen den Wohlhabenden in Bremen nicht mehr stattlich genug aus. Sie gingen zu grossen Quart-Band-Scheiben über, welche in dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts sich aus glatt geschliffenem Spiegelglase anfertigen liessen.

Die „Oktav-Scheiben" sind jetzt ganz selten geworden, die grossen „Quart-Scheiben" fast allgemein. Aber auch diese fangen schon an, uns nach Aufklärung Strebenden etwas alterthümlich auszusehen, nachdem man die Kunst gelernt und in Schwung gebracht hat, so zu sagen ganze Wände aus spiegelklarem Glase zu giessen. Hinter den kolossalen Scheiben dieser letzten Jahre sitzen nun die Bürger so sicher wie hinter einer Mauer und schauen doch so ungenirt in die Natur hinaus, als sässen sie im Freien. Sie haben sich nach Dem, was mir Kundige gesagt haben, in dem „gläsernen Bremen" schneller und häufiger verbreitet, als in anderen deutschen Städten.

Die Hausthür.

Die Thore und Thüren, mit deren Befestigung und Ornamentirung bei Tempeln, Kirchen und Schlössern die Architekten sich so viele Mühe gegeben haben, waren bei unsern ältesten Bremer Bürgerhäusern aus der Zeit der sogenannten Gothik durch sehr wenig Schmuck ausgezeichnet. In der Form glichen sie den Thüren der Kirchen und Kapellen und hatten spitze Bogen, wie diese. Ich sollte denken, dass man darauf bedacht war, sie auch sehr niedrig und eng zu machen, ebenso wie die knappen Thore und Eingänge zur Stadt, weil man in jenen gefährlichen Zeitläuften den Leuten den Eintritt ins Haus nicht zu leicht machen durfte, und weil man bei entstehendem Rumor und Aufruhr sich oft hinter seiner Hausthür verbarrikadiren musste.[1])

Erst nach der Zeit der Renaissance, namentlich aber im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte hat man sich mit gefälligerer und etwas reicherer Ausschmückung der Hausthüren befasst. Da liess man die dicken eisernen Krampen und Beschläge, die an den alten eichenen Thüren sassen, weg und schnitzte die Thür-Flügel nach verschiedenen Mustern. Da umgab man die Thür mit verzierten Pfeilern und Bögen, aus Sandstein gemeisselt. Fein ausgearbeitete Blumenguirlanden von Stein fielen an diesen Pfeilern herab, und in die Bögen über den Thüren waren, als hätte man an die Pforten des Himmels gedacht, eine Menge freundlicher Engelsköpfe, zur Abwechselung aber auch wohl mitten zwischen den Engeln eine Art Medusen- oder Teufels-Haupt eingemauert. Solche aus Engelsköpfen mit untermischten Larven-Gesichtern zusammengesetzte Thürbögen besitzen wir noch heutzutage an vielen unserer Thüren aus jener Zeit. Oben zu den Seiten der Thür wurden wohl die Wappen der Besitzer, in Sandstein ausgemeisselt, befestigt, und daneben wie bei den westfälischen Bauerhäusern die Jahreszahl der Erbauung des Hauses. Ueber dem Ganzen prangte gewöhnlich in Stein ausgemeisselt ein frommer Spruch. Ein hübscher Spruch dieser Art, den ich an Bremer Thüren fand, ist z. B. folgender:

„Das Gewissen rein, ist besser, als selber Perl, Gold und Edelstein."

Vor manchen Thüren aus dem sechzehnten und dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts habe ich diesen Spruch gelesen:

„Wol Gott vortrowet, hat wol gebowet."
(Wer Gott vertraut, hat gut gebaut).

Des alten Englischen Wortes: „my house is my castle" eingedenk schienen die Bremer Bürger hinter ihren Thüren und Mauern zuweilen der ganzen Welt trotzen zu wollen mit Sprüchen, wie dieser:

[1]) Im Widerspruch hiemit findet man sowohl bei den Hamburger Häusern auf den Lappenberg'schen Miniaturen aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts als auch bei den Lübecker Häusern auf der von Weigel herausgegebenen Ansicht Lübecks aus dem sechszehnten Jahrhundert alle Hausthüren ausserordentlich hoch und gross, was ich nicht zu reimen vermag.

„Viele Leute hassen mich. Ich trau' auf Gott und acht' es nicht."

oder wie folgender:

„Hass, Neid und Abgunst
Ist fast umsunst.
Was Gott bescheert
Ist wohl gewehrt."

In der alten ängstlichen Zeit hielt man wahrscheinlich die Hausthür gewöhnlich verschlossen, wie dies noch jetzt vieler Orten Sitte ist, und für die Gäste, welche sich melden wollten, befand sich dann an der Thür ein eiserner Hammer oder Ring, ein sogenannter „Klopper", mit dem man auf einen Knopf schlug. Im vorigen Jahrhundert sind diese „Klopper" in Bremen fast gänzlich verschwunden. Man liess die Thür unverschlossen, befestigte neben ihr aber ein schallendes Glöckchen, damit niemand unangemeldet eintreten könne. — Seit Einführung der doppelten oder Windfangsthüren ist der doppelte Zweck erreicht, dass das Haus durch die innere Thür gegen unwillkommenen Zuspruch verriegelt gehalten werden kann, und doch die unschuldigen Gäste nicht mehr draussen in Regen und Schnee auf die langsame Hausmagd zu warten brauchen. —

Bezeichnung der Häuser.

Vor der Einführung der so bequemen Haus-Nummern über den Thüren haben in vielen Deutschen Städten die Privat-Wohnhäuser so gut wie die öffentlichen Gebäude ihre eigenen Namen gehabt, unter denen sie beim Publikum bekannt waren. Namentlich in den Süddeutschen Städten wählten sich die Bürger gewöhnlich irgend ein Zeichen oder Haus-Symbol, einen vergoldeten Ring, einen Kranz, ein Thier, oder sonst einen Gegenstand, den sie vor ihrer Hausthür in Farbe, Stein, oder Holz anbrachten und nach welchem ihre Häuser „im Ring", „zum Kranz", „zum Löwen", „zum Elephanten" etc. genannt wurden. Es ist eine Sitte, die jetzt fast überall vor den prosaischeren aber praktischeren Hausnummern gewichen ist.

In Bremen hatten natürlich die Kirchen, die grossen öffentlichen Staatsgebäude und die Versammlungshäuser bedeutender Gesellschaften ebenfalls ihre eigenen Namen. Von letzteren nenne ich beispielsweise „das Palatium" (Wohnhaus des Erzbischofs) — den „Schütting" (Gildehaus der Kaufleute) — die „Seefahrt" (Versammlungshaus der Seefahrer) — das „Kramer-Amt-Haus" (Gildehaus der Krämer) — den „Schützenwall" (Club-Haus der Schützen-Gesellschaft). Auch mehre Theile unserer Festungswerke, Thürme und Castelle hatten ihre Eigennamen, so die „Braut" (der Brückenkopf an der Weser) — die „Glocke" (ein Thurm) — der „Imken-Thurm", „der Hurrelberg" (ein Gefängniss) etc. Auch bei unseren Apotheken ist ebenso wie bei den Wirthshäusern die Gewohnheit, ein Hauszeichen zu wählen und die Apotheken danach zu benennen, von Anfang her eingeführt gewesen und bis auf die Neuzeit geblieben. Wir haben daher in Bremen noch heutigen Tages eine „Mohren-", eine „Hirsch-", eine „Einhorn-", eine „Adler-" und eine „Schwanen-Apotheke", die jedermann besser unter diesen Benennungen als unter den Hausnummern oder den Namen des jeweiligen Eigenthümers kennt.

Die Gewohnheit dagegen, auch Privat-Wohnhäusern Symbole und nach ihnen gebildete Eigennamen zu geben, hat, wie es scheint, in Bremen nicht recht Wurzel gefasst. Doch kommen dann und wann einige Beispiele dieser Sitte auch in Bremen vor. So spricht im Jahre 1712 in einer Prozess-Akte ein Bremer Bürger Namens Horstmann „von seinem an der Schlachte gelegenen Hause "Zum Anker" genannt". Gewissen auf dem Bremischen Erbe- und Handfesten-Amte vorhandenen Schriften zufolge verkaufte im Jahre 1660 ein Capitän Wilh. Wurch (?) „sein an der Langenstrasse gelegenes Haus „de Duncker Porte" genannt", — und ferner im Jahre 1697 Bürgermeisters Joh. Hermes Wittwe „ihre Wohnung der „Kaufmanns-Staven" genannt". Ein Bremer Haus in der Nähe des Osterthores hiess bis es in der Neuzeit weggebrochen wurde „der Pfefferbaum". Die Häuser „Zum Goldenen Stern" auf der Langenstrasse, — „Im Stern" auf der Faulenstrasse, — „Im Goldenen Schwan" auf der Martinistrasse sind zum Theil noch jetzt unter diesen Namen bekannt. Zuweilen auch hat wohl ein ehemaliges öffentliches Haus, das später ein Privat-Haus wurde, seinen alten Namen beibehalten. So ist z. B. noch jetzt ein an der Weser unweit der Martini-Kirche belegenes Privat-Haus in der Stadt unter dem Namen „de Dornkiste" bekannt, obgleich sich nur wenige dabei noch erinnern, dass dieses alte mit massiven Strebepfeilern auf den Seiten gestützte Gebäude, einst ein städtisches Irrenhaus war, und dass darnach sein ursprünglicher Name „die Thoren-Kiste" (die Narren-Kammer) war.[1] Ein ähnliches Beispiel aus neuerer Zeit, wie Häuser ihre alten Namen bei veränderter Bestimmung beibehalten, giebt ein grosses Haus am Domshofe, in welchem früher eine Gastwirthschaft unter dem Namen „Zum Lindenhofe" existirte und das noch immer heutiges Tages, obwohl jetzt Staatsbeamte daselbst einlogirt sind, als „der Lindenhof" bekannt ist.

[1] Auch in Hamburg gab es ein Haus „die Thoren-Kiste" genannt.

Es scheint mir, dass mit wenigen solchen Ausnahmen die Privat-Wohnhäuser in Bremen meistens nur nach ihren jeweiligen Besitzern benannt worden sind. So werden in einer Schrift von 1558 folgende Häuser aufgeführt: „Henrich Brockmann's Hus“, — „Arendt Goltsmedes Hus“, — „Christoffer Kakes nu Otten Eckhus“, (Christoph Kakes jetzt Otten Eckhaus). Wenn ein Haushesitzer eine hesonders berühmte Persönlichkeit in der Stadt geworden war, so blieb sein Name wohl an seinem Hause haften, selbst wenn ganz andere Besitzer einzogen. So war z. B. ein Haus an der Schlachte in Bremen bis auf die Neuzeit beim Publikum unter dem Namen „die Hollmannsburg“ bekannt, ohgleich seit der Ermordung des berüchtigten Bremer Revolutionairs und Seeräubers Johann Hollmann, der sich im vierzehnten Jahrhunderte in diesem Hause verschanzt hatte, schon 400 Jahre verflossen, und obwohl seitdem schon manche unschuldige Bürger in dieses Haus einer nach dem andern eingezogen waren. Eben so hat jenes andere schon oben von mir erwähnte alte Haus unweit des Marktes, das im Jahre 1485 ein gewisser Frerick Buck bewohnte, lange Zeit „die Buckesburg“ geheissen. Noch im siebzehnten Jahrhundert nennt dies Hans ein ganz fremdartiger Besitzer „mia huus genannt ‚de Buckesborch‘ (mein Haus genannt die Buckesburg).

Zuweilen sind auch dieselben Familien lange im Besitze desselben Hauses geblieben, indem Vater, Sohn und Enkel in demselben dasselbe Geschäft betrieben, und ein solches Haus erhielt dann in Bremen eben so wie „der Pallast Pitti“ in Florenz den Namen nach der berühmten Familie oder der bekannten Person, die es zuerst erbaute und bewohnte. Häuser dieser Art waren in Bremen z. B. „dat Brummersche Hus“, das ich mehre Male erwähnt gesehen habe, und „dat Pundsacksche Hus“ am Markte, das noch bis auf die Neuzeit sehr bekannt war. Auch das„ Speckhansche Haus“ auf der Langen Strasse, scheint seinen Namen von dem in Bremen's Geschichte bekannt gewordenen Bürgermeister Speckhan empfangen und längere Zeit trotz des Wechsels der Eigenthümer behalten zu haben.

Wollte man in der hausnummerlosen Zeit in Bremen Jemandem den Weg weisen, so half man sich mit Beschreibungen und ganz naturgemäss auch schon mit Zählung (Nummerirung) der Häuser von dieser oder jener bekannten Strassen-Einmündung oder Strassen-Ecke an. Die „Eckhäuser“ der Strassen spielten dabei eine grosse Rolle.

Endlich im September des Jahres 1808 (also jetzt vor kaum 60 Jahren) erklärte der Rath von Bremen, „dass er einer Ehrliebenden Bürgerschaft Meinung gern darüber entgegennehmen wolle, ob es nicht ganz „nützlich sein möchte, sowie es in gar vielen zum Theil ungleich kleineren Städten der Fall sei, auch in Bremen „sämmtliche Häuser der Alt-, Neu- und Vorstadt zu nummeriren, und alsdann auch die Namen der Strassen „oben an der Ecke zu bezeichnen, — wie wohl das einige Kosten veranlassen würde.“ Da dieser Vorschlag damals auch der Löblichen Bürgerschaft sehr nützlich zu sein schien, so kam die Maassregel im Jahre 1809 wirklich zur Ausführung. Sie ist aber erst allmählig nach verschiedenen Versuchen, Reformen und Umänderungen zu derjenigen Vollkommenheit gebracht, die sie jetzt erlangt hat, die aber doch auch, wie ich höre, noch nicht allen Ansprüchen einer ganz methodischen, bequemen und consequenten Haus-Nummerirung entsprechen soll.

Das Innere der Häuser.

Das Innere der Häuser, die Stockwerke, die Zimmer und andere Hausräume spiegeln sich in ihrer Anzahl und ihren Proportionen zum Theil schon in der äusseren Erscheinung der Façaden und Giebel-Fronten ab, und ich habe daher bei der Schilderung dieser letzteren nicht umhin gekonnt, zuweilen auch schon ein wenig durch die Fenster ins Innere hineinzublicken. Doch mögen wir nun durch die Thür völlig eintreten und uns den ganzen Plan und Ausbau des bunt componirten Nestes etwas näher anschauen. Merkwürdiger Weise fällt man bei diesen alten Bremer Bürger-Wohnungen mit der Thür nicht nur „ins Haus“, sondern vielmehr so zu sagen wie ein hungriger Wolf auch gleich in

die Küche,

die sich in hundert Fällen beinahe sechzig Mal unmittelbar neben der Hausthür mit ihren blank gescheuerten Messinggeräthen, ihrem duftenden Heerde und ihrem grossen Weser-Wasserkumpen präsentirt, wobei ich indess gleich hinzusetzen mag, dass sie allerdings in vielen Fällen auch weiter binnenwärts in der Mitte des Hauses, oder zuweilen auch ganz hinten zu liegen kam. Ich habe mir gedacht, dass diese Lage der Küche vornan mit der Einrichtung des schon im vierzehnten Jahrhunderte begründeten Instituts des einst berühmten Bremer „Wasserrades“, welches das Weserwasser durch Röhren zu allen Häusern leitete, zusammenhangen könne. In der Küche hatte man dieses ganz besonders von Nöthen und da man es aus den grossen Röhren von der Strasse her empfing, so legte man die Küche, um an Kosten für die bleiernen Seitenröhren zu sparen, nahe zur Strasse heran. Auch mit der Rauchröhre oder dem Schorstein kam man bei einer so vornan gelegenen

Küche gleich seitwärts auf kürzestem Wege ins Freie hinaus. Aber es könnte auch noch eine Reminiscenz aus dem alten sächsischen Bauern-Hause sein. In ihm lag der Kochheerd mitten zwischen den beiden Seitenthüren des Hauses und von ihm aus überwachte die stets beim Feuer beschäftigte Hausfrau die Thür und führte die eintretenden Fremden gleich zum Feuer und zum Suppentopfe. Wie dem aber auch sein mag, es ist gewiss, dass in vierzig Fällen unter hundert die Küche ein Stück weiter ins Haus hineinrückt, hinter der sogenannten „Wohnstube", die ich gleich erwähnen werde, und somit ungefähr in der Mitte zur Seite der Hausflur erscheint. Sie empfängt dort in der Regel wenig Licht und stellt sich als eine finstere kleine Höhle dar, aus der aber immer der Bratenduft, die Flammen des Heerdes und die besagten blank gescheuerten Messingschüsseln munter hervorglitzern. Zuweilen ist die alte Bremer Küche ganz mit „holländischen Flores" (platten, viereckigen, gebackenen, glasirten Steinen) belegt. Ausser den holländischen gab es auch „Bremer Floren", die grösser als jene waren, in Bremen geschliffen und von da aus auch versandt wurden. In ältesten Zeiten, vielleicht bis zum fünfzehnten Jahrhunderte war das Heerd-Feuer der Küche, wie ich schon oben andeutete der einzige Feuer- und Wärme-Platz im Hause, und daher auch der vornehmste Sammelplatz der Hausgenossenschaft und der Gäste, wie noch jetzt der Kochheerd unserer Bauern. Es ist mir unbekannt, zu welcher Zeit zuerst neben dem Küchen-Feuer Stuben-Oefen in Bremen eingeführt wurden. Wie spät sie überhaupt in unsern Städten aufkamen, geht unter andern aus der Aeusserung des Prof. Galiffe in seiner Geschichte von Genf hervor, in welcher er auf Seite 2 sagt, „im Jahre 1514 habe man auf dem Rathhause in Genf zum ersten Mal einen, Ofen etablirt. Zu dieser Zeit und noch einige Zeit nachher hätten die meisten Häuser in Genf, selbst die reichsten noch keinen andern Feuer-Platz gehabt, als den in ihren Küchen."

Wie anderswo in der Welt wurden auch in Bremen in der guten alten Zeit die grossen Braten am Spiesse und am Bratenwender gebraten. Um diese Bratmaschine in regelmässige Bewegung zu setzen, gingen aus der Küche lange Ketten mit schweren Gewichten durch alle Etagen des hohen Hauses hinauf, wie der Gewicht-Apparat einer Kirchen-Uhr durch den Thurm. Gewöhnlich liefen sie durch den Schorstein und die Rauchkammer bis auf die obersten Böden. Und an Festtagen fanden es aus mehrfachen Gründen die jungen Söhne des Hauses sehr vergnüglich, wenn ihnen das Geschäft zu Theil wurde, diese lustigen Gewichte in die Höhe zu winden. In einigen alten Bremer Häusern findet man diese weitläufige Küchen-Maschinerie noch heutzutage.

Ebenfalls „im Einkommen des Hauses" zur Linken der Hausthür, der Küche gegenüber, findet sich regelmässig die

Wohnstube

oder das Vorderzimmer, ein mässig grosses Gemach, welches als alltäglicher Sammelplatz der Familie, so wie als Sitzzimmer der Hausfrau, die ja stets nahe bei der Küche sein muss, benutzt wird. Die Wände des Zimmers sind den alten Häuserbeschreibungen, die sich auf dem Bremer Erbe- und Handfesten-Amte befinden, zufolge sehr häufig „panneelt", das heisst mit einer Bekleidung versehen, die aus mit Leisten eingefassten Holz-Feldern besteht. Man nannte diese Bekleidung auch „das Panneling" wahrscheinlich von „Pannen" (Pfannen) oder flachen Platten. Zuweilen aber ist das Wohnzimmer auch eine „gemalte Stube". Fast nie fehlt bei derselben eine „schöne Grauwerks-Auslucht", jener von mir schon oben erwähnte fensterreiche einige Fuss auf die Strasse vortretende Ausbau mit „Pilaren" (Pfeilern) und „Sprengwerk" (Fensterbögen) aus zierlich bearbeitetem Sandstein von jenem Hessischen Dorfe Oberkirchen, das bei den Bremischen Architekten so berühmt ist. Von dem Fussboden der Stube gehen gewöhnlich ein Paar Stufen in die Auslucht hinein zu dem sogenannten „Söller" einem erhöhten Sitzplatze, auf dem die Hausfrau sich gern mit ihrer Arbeit niederlässt, um gelegentlich über das Nähzeug hinwegzublicken und nachzuschauen, ob ihr Hausherr noch nicht zu Hause kommt. Zuweilen steht auch dieser in müssigen Augenblicken auf dem Söller, die Hände auf dem Rücken und auf die Strasse hinausspähend. Natürlich ist das ganze Ameublement des Vorderzimmers sehr dürftig. Doch beachte ich davon hier, wo es meine Aufgabe ist, Gebäude zu schildern, nur Das, was „niet- und nagelfest" ist. Denn eine Entwickelung der Geschichte des gesammten alten Bremer Mobiliars würde mich hier zu weit führen. An Sophas und ähnliche Gemächlichkeiten haben die Bürger Bremens mindestens 800 Jahre lang nicht gedacht. Canapé's fand man sogar im Anfange dieses Jahrhunderts nur noch selten, selbst in den Wohnzimmern der Gebildeten, z. B. der Prediger. Statt ihrer befanden sich in der Wohnstube des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewöhnlich nur „eine oder zwei feste an die Mauer geheftete Bänke", die auch mit dem Hause verkauft wurden. Und dann noch ein oder zwei „nagelfeste Schäpfe" (Schränke).

Hinter der Vorderstube ist meistens noch ein kleines finsteres Nebenzimmer, ein Paar Ellen lang und breit, häufig das Schlafzimmer des Ehepaars, und darnach kommt dann in derselben Reihe noch ferner die Küche, wenn diese nicht etwa, wie es nach Dem, was ich sagte, gewöhnlich der Fall war, der Wohnstube gegenüber lag.

Zwischen Küche und Vorderstube treten wir alsdann in den grossen und hohen Raum der

Dieie oder „Dele"

ein. Diese „Dele" ist die innere grosse Hausflur oder das Atrium des Bremer Hauses. Von der „Diele" gehen alle Hauptkanäle der Wohnung aus, die Treppen zu den oberen Zimmern und nach unten zu den Kellern, die Thüren zu verschiedenen Gemächern, der Ausgang zum Hofe, die „Luken" zu den Böden etc. Sie geht gewöhnlich durch den ganzen Unterbau des Hauses oder durch die beiden Stockwerke innerhalb der dicken Brandmauer und sie ist so hoch und geräumig wie eine Kirche. Da sie von der Front des Hauses her wegen der vorliegenden Stuben wenig Licht erhalten kann, und von der Seite, wo die hohen Brandmauern an das Nachbarhaus stossen, gar keins, so muss sie es fast Alles von hinten oder vom Hofe her nehmen. Und hier befindet sich denn auch gewöhnlich ein colossales Kirchenfenster, so zu sagen, eine ganze gläserne Wand, welche Licht genug in die Hausflur hinein wirft.

Der Dielen-Raum nimmt die beste Hälfte des Bürger-Hauses weg, eben so wie bei den Bauerhäusern „die Teune" und wie bei den alten Edelsitzen „die Halle" (the harenial hall). Von den dicken eichenen Balken, die sie hoch oben decken, und die zuweilen mit Wolken oder anderen entsprechenden Bildern bemalt, meistens aber nur von Jahrhunderte altem Russe und Staube geschwärzt sind, hängt allerlei in den Dielen-Raum herab. Zuerst an einem langen dicken eisernen Haken, welchen Cyclopen geschmiedet zu haben scheinen, die plumpe Waagesehale. Denn die Diele ist vor allen Dingen der vornehmste Platz zum Empfangen und Abfertigen der Waaren, so zu sagen der Marktplatz des Hauses. Alsdann die altmodige, grosse, vierkantige zuweilen ebenfalls aus Eisen geschmiedete Haualaterne, die im Winter, wie der „Thrankrüsel" bei den Niedersächsischen Bauern, die mittleren Hausräume mit gemüthlichem Dämmerlichte erleuchtet, und die, wenn die Köchin sie zum Anzünden herablässt mit allerlei Geqnikse und Gekreische der selten geschmierten Räder den traulichen Abend einläutet. Ferner auch die dicken Taue der Winde, an denen die Arbeiter die Waaren zu den oberen Böden hinanfschaffen oder zu den Kellern hinablassen. Denn gefährliche „Luken" (viereckige Oeffnungen mit Klappen) 6 oder 7 an der Zahl, eine über der andern ermöglichen die Communication durch den ganzen Thurmbau des Hauses aufwärts und abwärts. — Gewöhnlich ist auf der Diele und an ihren Wänden eine Fülle von Waaren in Fässern, Kisten und Säcken aufgestapelt, denn sie ist, wie übrigens auch fast die ganze Wohnung, Packhaus oder Waaren-Magazin. Jedenfalls werden in ihr die abzusendenden Waaren so lange deponirt, bis sie der Fuhrmann, der mit seinem mächtigen Wagen den ganzen Tag lang vor der Hausthür hält, aufgeladen hat, oder die angekommenen, bis sie die Arbeiter in Keller und Böden haben in Sicherheit bringen können.

An Sonntagen ist die Diele freier und ordentlicher anzuschauen. Dann wird ihr Fussboden mit frischem gelben oder weissen Sande bestreut, in den die Hausmagd mit dem Besen allerlei Zickzack-Figuren hineinzeichnet, so dass es wie Paneelwerk oder eine Nachahmung von Mosaik anzusehen ist. Sie streicht wohl auch kleine Fusspfade durch den Sand hin, die zu den verschiedenen Zimmerthüren führen. Bei sehr grossen Familienfesten, bei denen man alle Vettern und Tanten einlud, bei Kindtaufen und Hochzeiten, die keins der Zimmer im Hause fassen konnte, war ehemals „die Diele" auch der Hauptfest-Salon, der Speise- und Tanz-Saal, eben so wie „die Halle" bei dem Land-Adel und die Tenne bei den Bauern. Wer eine recht grosse Haus-Diele hatte, musste sie zuweilen auch den Nachbarn oder seinen armen „Kellerleuten", die vor und unter seinem Hause in einem „Wohnkeller" nisteten, bei ihren Hochzeiten leihen. — Manche haben gemeint, dass auch deswegen unseren Altvordern die hohen Dielen so nöthig gewesen seien, weil sie fast alle die Gerechtigkeit zum Bierbrauen hatten, daher meistens ihre Wohnhäuser zugleich Brauhäuser waren, und weil mithin grosse und hohe Bottige und Kühlfässer auf der Diele Platz finden mussten. Allein ich glaube, wie gesagt, dass ihre scheinbar verschwenderische Höhe sich hauptsächlich aus dem oben von mir erwähnten hohen Fenster erklärt und aus der Nothwendigkeit, durch ein solches dem ganzen innern Hausraume das sonst so schwer zu erhaltende Licht zu verschaffen. Im ersten Anfange der Dinge war vermuthlich das ganze Wohn-Haus nichts als Diele, d. h. ein von vier Mauern umgebener Raum mit einem Feuer-Heerde, bei dem Alles und Alles vor sich ging, und in dem dann nach und nach kleine Stuben zu besonderen Zwecken hie und da, oben oder unten, eingeklebt wurden. Erst mit der Zeit ist etwas mehr System in diese Stuben und ihre Bestimmung hineingekommen.

Im Hintergrunde der Diele nach dem Hofe hin liegt

„die Hinterstube".

Bei ihr endigt das Hauptstück des Hauses, und sie liegt in einem hinten angehängten und schmäleren Anbau, der die Breite des ganzen Grundstückes mit dem Hofe theilt. Sie empfängt ihr Licht von diesem Hofe her, mit dem sie parallel läuft und dient gewöhnlich als „Ess-Zimmer" sämmtlicher Hausgenossen, die sich auch Abends zu des Lichtes geselliger Flamme darin zusammenfinden. — Neben ihr befindet sich

häufig die „Speisekammer“ zur Aufbewahrung und Wegstellung von allerlei Tafel-Resten und dann bei dieser versteckt die Treppe zum Obst- und Gemüse-Keller. Denn das Haus war gewöhnlich seiner ganzen Länge nach „kellerhohl“ und meistens gab es drei Sorten von Kellern, zuerst diesen eben genannten für die Aepfel, Kartoffeln, Kohlköpfe und andere dem Haushalt nöthige Winter-Küchen-Vorräthe; darnach, von ihm durch eine Wand getrennt den Haupt-Waaren-Keller, für die Weinfässer, oder andere Handels-Gegenstände, und dann noch ganz vorn an der Strasse, wieder durch eine Wand abgetrennt, einen „Wohnkeller“ für arme Kellerleute, die ihn für sich gemiethet hatten, und die ihren Aus- und Eingang, so wie auch ihren Kleinkram-Laden nach der Strasse hin besassen. Hatte man „die Speisekammer“, wie es oft geschah, dicht neben die Küche gesetzt, so war dann statt ihrer neben der „Essstube“ noch ein Schlafzimmer angebracht.

Ueber der „Hinterstube“ (oder „Essstube“) ebenfalls in dem angeflickten Hinterflügel des Hauses, eine Treppe hoch, und ziemlich versteckt, war fast immer

„der Saal“

vorhanden, zuweilen wohl 30 Fuss lang und 20 breit, das grösste Zimmer im Hause, das an den meisten der 365 Tage des Jahres in seiner ganzen steifen Möbelpracht mäuschenstill für sich allein fort existirte, und nur dann, wenn es hoch hergehn sollte, geöffnet wurde. Anderer Orten, und auch in Bremen in späterer Zeit, findet sich das Prunk- und Hauptgesellschafts-Zimmer zwar häufig vornan im Hause in der Bel Etage und verkündet sich daselbst auch auswärts durch grossartigere Fenster und anderen Bauschmuck. Allein die älteren Bremer Bürger scheinen es jedenfalls nicht geliebt zu haben, mit ihren Säälen auf die Strasse hinaus zu paradiren und den Neid des Publikums auf sich zu lenken. Sie fanden es gemüthlicher, sich mit ihrer Vetterschaft an den Familien-Tagen in das stille Hinterhaus zurückzuziehen. Sollte es dort dann und wann ein wenig an Sonnenschein gefehlt haben, so schadete das nicht viel, weil man ja gewöhnlich nur des Abends beim Schimmer des mit zwölf Talglichtern besetzten Kronleuchters banquettirte. Während in den alten Haus-Beschreibungen bei den andern Zimmern immer nur ein „einfacher“ oder „doppelter eiserner Ofen“ verzeichnet wird, merken die Notare, die das Haus verkaufen wollen „im Sahl“ in der Regel „ein mit Skulpturen eingefasstes Camin“ an. Holländische und Italienische „Floren“, „Pannel-Werk“ oder lederne Tapeten mit Vergoldung, zuweilen auch Oel-Tapeten mit grossartigen Gemälden, wilden Berg-Landschaften, idyllischen Schäfer-Scenen bedeckten seine Wände. Die Fensterscheiben des Saals waren häufig aus „Frantzen-Glase“ (Fransösischem Glase). — Uebrigens war natürlich dieser ganze „Sahl“, selbst im sechzehnten Jahrhundert noch, wohl nur eine Neuerung und ein moderner Anbau. Denn in älteren Zeiten war, wie ich schon andeutete, die Diele, die ganze Hausflur — der Saal. Man kann auf die Bremische Diele anwenden, was der Französische Kunsthistoriker Viollet le Duc von dem Atrium der Wohnungen der alten Franken sagt: „Pour un chef franc la salle était l'habitation tout entière. Egalement l'habitation du citoyen, d'aussi loin que nous pouvons l'entrevoir, se compose de la salle, où l'on reçoit les allants et venants, la famille, les amis, les étrangers, où l'on mange en commun, où se traitent les affaires“. — Nachdem sich bei den Reichen ein eigener Saal abgesondert und herausgebildet hatte, blieb doch bei den Unbemittelten die Diele noch immer fast Alles in Allem. Selbst bei Häusern des sechzehnten Jahrhunderts, die mit Patricischen Wappen geschmückt sind, kann man zuweilen noch keinen „Sahl“ entdecken. Das Haus sieht aus wie ein fester vierkantiger alter Ritterschlossthurm, in dessen Räumen hie und da eine Schlaf-Kammer oder sonst ein kleines Zimmer angebracht und wie ein Schwalben-Nest, bald in diesem bald in jenem Winkel aufgehängt oder wie der Ausdruck lautete „abgekleidet“ ist.

Doch es ist Zeit, dass ich zu einem Haupt-Elemente des ziemlich bunten Organismus der alten Bremer Bürger-Wohnung, das zugleich auch ein Hauptschmuck des Innern derselben wurde, nämlich zu dem sogenannten

„Hängewerk“

oder, um gleich verständlicher zu reden, „der Galerie“ übergehe. Dieses „Hängewerk“, auch „Hängelkammer“ genannt (in Danzig „Hängestube“), lief gewöhnlich in der Höhe des ersten Stockwerks um den Dielenraum herum. Es war ein breiter Corridor aus Holzwerk, der die oberen Zimmer des Hinterhauses mit denen des Vorderhauses verband, und der auch sonst noch zu den Thüren anderer kleiner Gemächer abzweigte. Gegen die Diele war diese Galerie mit reichem Schnitzwerk von Eichenholz eingefasst. Die in die Arabesken und Guirlanden des Schnitzwerks verwebten Figuren und Skulpturen spielten zuweilen auf das Gewerbe des Hauseigenthümers an. Waren er und seine Vorfahren — denn zuweilen wurde dasselbe Geschäft von Generation auf Generation in demselben alten Gemäuer lange fort getrieben, — Weinhändler, so war die Galerie reichlich mit hölzernen Trauben und Reben behangen, zwischen denen bekränzte Bachusköpfe und muntere Genien hervorblickten, und die oft eben so lange bestanden, wie das in dem Hause etablirte Weingeschäft selbst, nämlich ein paar Jahrhunderte. In der Mitte der Balustrade einiger Galerien habe ich auch wohl rothe, mit goldenen Tressen besetzte, im Holze nachgeahmte und ausgeschnitzte Teppiche gefunden, und denke mir, dass

sie den Platz anzeigten, wo die Stadt-Trompeter und Musikanten placirt waren, um von da herabzublasen, und unten in der Halle (Diele) die Hochzeitsgäste tanzen zu machen. — Eine Wendeltreppe mit mehren „Potesten" (Absätzen oder Ruheplätzen) in der Mitte führte von der Diele aus zu dieser Galerie hinauf. Es gab Galerien oder Corridore von 60 und mehr Fuss Länge. Auch waren sie so weit, dass grosse Schränke auf ihnen Platz hatten, ohne dass die freie Circulation behindert worden wäre. Sie waren oft ganz mit Mahagoni-, Kleider-, Glas- und Porzellan-Schränken garnirt. Und diese waren ihrerseits reichlich mit bläulichen Töpfen, Krügen, Vasen besetzt und geschmückt, die aus Holland verschrieben wurden und die man in Bremen „dat Schapptüg" (das Schrankzeug) nannte. Auch fand auf dem Hängelwerk — wenigstens seitdem Lessing, Schiller und Göthe zu schreiben und zu dichten angefangen hatten — ein kleiner Bücherschrank seine bescheidene Stelle. Die Galerie lief bei allen oberen Stubenthüren vorn und hinten im Hause vor und stand dann auch wieder durch eine Fortsetzung der Wendeltreppe mit der obersten Partie des Hauses, den Böden, in Verbindung.

Hinten hinaus führte sie zu dem schon erwähnten „Saal" und vorn hinaus zu den eine Treppe hoch liegenden Vorderzimmern. Auch erreichte man mit ihr

das Comptoir,

oder, wie die Bremer sprachen, das „Kantohr". Dieses Geschäfts- und Arbeitszimmer des Kauf- und Hausherrn lag meistens über dem oben beschriebenen Wohnzimmer der Hausfrau, die Ihn immer oben über sich wirthschaften hören konnte. Es hatte ein kleines Fenster nach der Diele, sodass der Hausherr von seinem Sitze aus Alles zu überschauen vermochte.

Für den eiligen Briefboten, der nicht Zeit hatte, Treppe und Galerie zu erklettern, liess man an diesem Fenster von der hoch gelegenen Schreibstube an einer Schnur einen Korb herunterhangen, in welchem die Briefe heraufgewunden wurden, ähnlich wie im Kloster auf dem Berge Sinai. An der Korbschnur war eine Schelle befestigt, mit welcher der Briefbote sich anmeldete, wenn er etwas in den Korb gelegt hatte. So war es wenigstens in den meisten Häusern aus der zweiten Hälfte des siebzehnten und aus dem achtzehnten Jahrhundert. In den Beschreibungen von Häusern aus noch älterer Zeit lässt sich aber ein eigenes Geschäfts- und Schreibzimmer meistens gar nicht herausfinden. In ihnen scheint „das Kantohr" etwas ganz Kleines gewesen zu sein. Denn es heisst da häufig so: „Bei dieser Kammer ist eine kleine Stube oder „Contoir" oder: „Item ein kleines Schreib-Contoir, 8 Fuss lang 6 Fuss breit!" Ja zuweilen ist das „Kantohr" noch kleiner beschrieben, so dass es darnach am Ende scheint, dass es ursprünglich in Bremen nichts gewesen sei, als was der Name in Frankreich noch bezeichnet, nämlich ein Zähl- und Schreibtisch, den die alten Bier- und Stockfischhändler bald hie bald da, vielleicht auch auf der Diele selbst neben der Wagschaale, wo die Waaren gewogen, verpackt, gemärkt, eingeschrieben und dem Fuhrmann überliefert wurden, aufgestellt hatten. In alter Zeit wurde bei den Handels-Geschäften weder viel correspondirt, noch sonst viel geschrieben, und um die wenigen wichtigen Schriften und Werthpapiere die man hatte, aufzubewahren, mochte eine verschliessbare Kiste genügen. Auch die alten Handelsgehülfen (Comptoiristen) waren mehr Boten, Reisende, Unterhändler von Mund zu Mund, als Schriftsteller. Erst als die Kaufherrn mehr Schreiber nöthig hatten und selbst mehr Dinte und Papier verbrauchten, stellten sie das „Comptoir" in eine ordentliche Stube, die dann vom Schreibtische selbst den Namen „Kantohr" erhielt. Man hätte nun wohl erwarten können, dass sie dasselbe zur Bequemlichkeit ihrer Geschäftsfreunde gleich parterre neben die Haus-Thür verlegt hätten, wo es denn wirklich auch später häufig hingekommen ist. Aber diess ist in den alten Häusern aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht der Fall gewesen, in denen vielmehr, wie ich sagte, das Comptoir fast immer oben eine Treppe hoch über der Wohnstube zu finden ist, zuweilen auch hinten im Hause. Vielleicht geschah diess, weil der Kaufmann von da aus durch das Fenster den Hausraum übersehen konnte, und dabei zugleich auch seiner Waarenniederlage in den höheren Partien des Hauses, auf den Böden, näher war. Vielleicht wollte er auch aus verschiedenen Rücksichten lieber aus einem etwas versteckten Platze Alles sehen, ohne selbst für Jeden sofort von der Strasse erreichbar zu sein.

Erst als die Kaufleute im vorigen Jahrhundert häufiger anfingen, die Waarenläger aus ihren Wohnhäusern zu entfernen und separirte Packhäuser zu bauen, da bekam auch das „Comptoir" eine bessere Lage im Hause. In neuester Zeit hat man nun nach Englischer Weise sogar auch das Wohnen ganz vom Geschäfte getrennt. Die Handelsherren sind mit ihren Familien in hübsche von Gärten umgebene Vorstadthäuser hinausgezogen und haben im Innern der Stadt nur ein Geschäftslocal gemiethet. Wir haben daher jetzt statt der alten Zahltische und Schreibstuben eigene Comptoir-Häuser bekommen, d. h. Gebäude, die ganz mit Geschäftslokalen für verschiedene Firmen angefüllt sind. — Nur bei einigen kleineren Handelszweigen steckt noch jetzt wie ehedem Alles: Waarenlager, Comptoir und Familienwohnung nach alter Weise zwischen denselben vier Wänden.

Mit den eine Treppe hoch befindlichen Zimmern oder dem sogenannten Galerie-Stockwerke endigte nach oben hin das eigentliche Wohnhaus. Weiter hinauf in den 5 und 6 Stockwerken, die sich noch darüber unter dem spitzen und hohen Dache auftempelten, gab es fast nur Waaren Speicher oder

„die Böden".

Wenn die Familie und das Geschäft, und mithin die Anzahl der Hausgenossen sich mehrte, und die Stuben und Kammern unten nicht mehr ausreichten, so wurden denn wohl auch dort oben Schlafkammern für die Söhne des Hauses, oder für die Handels-Bedienten und Burschen „aptirt", „Koyen" für sie eingerichtet, oder bald hie bald da ziemlich planlos ein kleines „Logement abgekleidet". Auch im Hofe und im Hinterhause bot sich noch hie und da Gelegenheit, um Raum für allerlei neu erwachsene Bedürfnisse zu gewinnen. Die Alten haben, ich muss es wiederholen, innerhalb der dicken Brandmauern ihrer Häuser und auch an und neben denselben herumgebaut, wie die Bienen in ihren Körben und nach Umständen bald hie bald da etwas Grösseres oder etwas Kleineres, etwas Hohes und Niedriges hineingezimmert. Daher gab es in ihren Häusern auch gar keine zusammenhangende Suiten von Zimmern. Jedes musste seinen eigenen Eingang und Zugang haben. Fast zu jedem musste eine besondere Treppe oder Leiter führen. Zu einigen einzelnen isolirten Zimmern im oder am Hinterhause musste man sogar Brücken hinüber- und herumbauen, ganz wie in den alten Ritterburgen. Daher läuft man denn auch in diesen alten Bremer Bürger-Häusern beständig bald ein Paar Stufen hinab und dann wieder ein Stückchen Treppe hinauf und stolpert im Dunkeln über einen unerwarteten Absatz, auch wohl bloss über „einen halben Tritt".

Für Niemanden waren diese bunten, planlosen und complicirten alten Wohnungen unserer Grossväter willkommener und amüsanter, als für die Kinderwelt, und ich glaube, dass mit den modernen, zwar rationelleren und bequemeren, aber viel prosaischeren Wohnhäusern unserer Zeit sich unmöglich so mannigfaltige und lustige Jugend-Erinnerungen verknüpfen, wie mit den alten thurmartigen Giebelhäusern. Welch' herrlicher Tummelplatz war nicht die grosse „Diele" mit ihren zahlreichen Verstecken hinter den Waaren-Ballen! Zu welchen kühnen Kunststücken und Turn-Uebungen gaben nicht „die Winde" und ihre lang herabhängenden Stricke Gelegenheit! Welche flinke Rutschpartien, Sprünge und Trapezschwingungen wurden mit Hülfe dieser Stricke nicht auf der grossen „Wendeltreppe" und von „der Galerie" herab vorgenommen! Auch noch weiter hinauf auf den über einander getempelten „Böden" im „Sparrwerk des Hauses" gab es verschiedene fast noch köstlichere und von mir noch kaum erwähnte Provinzen des Knaben-Reichs. Gewöhnlich war dort auch eine „Polterkammer" mit allerlei wunderlichem alten Hausrathe, bei Seite gesetzten Portraits und andern Merkwürdigkeiten, die man unten nicht mehr verwenden konnte, doch aber nicht vernichten mochte. Und dann eine „Rauchkammer", durch die der Schorstein führte, und in denen die Bürger nach alter Sächsischer und Westphälischer Gewohnheit ihre Schinken, Würste und „Deichstücke" für den Winter einräucherten. Ferner „der Taubenschlag", für den bei den Bürgern Bremens, wie in allen Norddeutschen Städten, eine grosse Liebhaberei herrschte, und zuletzt ganz im obersten Sparrwerk beim Hahnebalken „der Torfboden", wo die Knaben mit den wie Ziegelsteine geformten Torfstücken allerlei Luft- und Lustschlösser, Höhlen, Hütten und schnell eroberte Festungen bauen konnten. Aus den Luken und Löchern des hohen Daches konnte man die zahllosen anderen Häuser der halben Stadt übersehen und den Flug der Tauben, Schwalben, Dohlen und Thurmfalken, die sich beständig über dem Geschäftstreiben der Menschen herumbewegten, verfolgen. Zwischen dem eigenen Dache des elterlichen Hauses und dem eben so hohen des Nachbars, die beide zusammen über den gemeinschaftlichen Brandmauern verschmolzen, entstand ein tiefes, aber hoch gelegenes Thal, dessen Grund eine bequeme aus soliden Steinen oder auch aus Eichenholz geformte Dachrinne bildete. In dieser Schlucht war man auf beiden Seiten gegen den Wind geschützt, und schon zeitig im Frühling war hier ein recht sonniger und warmer Platz. Da konnte man am schrägen Dache hingestreckt recht ungestört studiren und lesen. Doch kamen zuweilen auch die Nachbarskinder aus ihren Dachlöchern hervorgekrochen, gesellten sich zu ihren Freunden in dem beiden Häusern gemeinsamen Raume und amusirten sich so lange, bis ein Regen von den Dächern herabrieselte und die kleine Gesellschaft zwang, durch ihre Luken wieder unter Schutz zurückzukriechen. Auf diese und andere Weise waren denn von Jugend auf die Stadtbürger durch Gewohnheit und Erinnerung mit ihren alten Häusern zusammengewachsen, wie die Korallenthiere und Schnecken mit ihren Conchylien, und wer die Geduld gehabt hat, alles Obige durchzulesen, der wird das Heimweh des Bremers und seine Sehnsucht nach denjenigen Stätten, wo ihm zuerst das Licht durch trübe Fenster oder durch die Scheiben der alten Hauslaterne leuchtete, verstehen.

Erklärung der Tafeln VII, VIII und IX.

Auf Tafel VII und VIII sind Giebel-Façaden von alten Bremer Wohnhäusern abgebildet, welche sämmtlich in der Zeit der noch fortdauernden Herrschaft des gothischen Geschmacks aus Ziegelsteinen erbaut wurden, und noch bis in dieses Jahrhundert hinein bestanden haben. — Herr Dr. H. A. Müller in Bremen hat die Güte gehabt, mir aus dem Schatze seiner Kenntnisse und Erfahrungen eine Reihe von eingehenden Bemerkungen über diese Façaden mitzutheilen und zur Disposition zu stellen. Da ich selbst dem Leser nichts Besseres über den Gegenstand zu bieten vermag, so werde ich daher den Erläuterungen meines genannten Freundes folgen und dieselben zum Theil hier buchstäblich und vollständig, zum Theil im Auszuge vorlegen.

Auf einer der vorliegenden Häuser-Ansichten (Tafel VIII, Fig. 10) findet sich vorne in der Mitte der Front der Façade die Jahreszahl 1543. Und auch für die andern dargestellten Häuser lässt sich nach Dr. Müller's Ansicht als ihre Entstehungszeit das zweite und dritte Viertel des sechzehnten Jahrhunderts annehmen. „Denn „im Profan- und namentlich im Privat-Bau behielt das sechzehnte Jahrhundert, wenigstens in unsern Gegenden, „in denen man sich fast ausschliesslich der Backstein-Architektur zuneigte, die durch die Kirchenbaukunst so „tief eingewurzelten Spitzbogen und die mit ihnen verbundenen Formen bei. Unsere sämmtlichen Façaden „wiederholen in ihren Anordnungen und Gliederungen das Motiv der Fenster-Oeffnungen und der Strebepfeiler „gothischer Kirchen, nur dass diese Fenster-Oeffnungen nicht in ihrer ganzen Länge offen, sondern vielmehr „blind sind. Sie sind mit einer schwächeren Mauer gefüllt, und diese ist nur von kleinen für die einzelnen „Geschosse des Hauses geeigneten Fenstern durchbrochen.“

„Es scheint,“ bemerkt Dr. Müller weiter, „dass sich diese Anordnung und Gestaltung der Bremer „Haus-Giebel auf zwei bestimmte in der Stadt vorhandene Vorbilder der kirchlichen Architektur zurückführen „lässt, welche beide dem zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entstammen. Das eine ist der Sandstein-„giebel der Westseite des Doms, der dieselben in Kleeblattbogen geschlossenen Blenden zeigt. Das andere ist „der Backsteingiebel des Chorschlusses der St. Ansgarii-Kirche, der mit einer ähnlichen Anordnung, die auch „bei unsern Wohnhäuser-Façaden so beliebten kreisrunden Einblendungen verbindet, die sich anderswo auch „zuweilen zu runden durchbrochenen Oeffnungen ausbildeten.“

„Entsprechend der Form des Giebeldreiecks sind die Fensterblenden der schmäleren Giebel in der „Dreizahl, die breiteren in der Fünfzahl angeordnet, so dass die mittleren die am höchsten hinaufsteigenden, „die seitlichen dagegen niedriger und kürzer sind. Die Umrahmungen derselben haben ihren oberen Abschluss „im Spitzbogen und zwar gewöhnlich in einem etwas gedrückten. Die Füllmauern zwischen diesen Einrahmungen „sind aber von der abgeschrägten Sohlbank, auf welcher sie stehen, meistens wieder durch einen Theilungs-„pfosten in zwei Hälften geschieden. Es ist dies abermals ein der kirchlichen Baukunst entlehntes Motiv. Dieser „Mittelpfosten verbindet sich oben nicht etwa durch einen gewöhnlichen Spitzbogen, sondern durch die gebro-„chenen Schenkel eines spitzen Kleeblattbogens mit den Einrahmungen zu beiden Seiten. Und wie diese beiden „unter dem umrahmenden Spitzbogen liegenden kleineren Bogen die Kleeblattform zu haben pflegen, so haben „dieselben auch jedes Mal diejenigen, welche den oberen Abschluss der wirklichen kleinen Fensteröffnungen „bilden. Diese Linie des Kleeblattbogens, die ebenfalls eine deutliche Reminiscenz an die gothischen Kirchen-„fenster sind, tragen offenbar nicht wenig zur gefälligen Belebung der Häuser-Façaden bei. Man vergleiche „diese nur mit denjenigen der hier abgebildeten Giebel (Taf. VII, Fig. 6 und Taf. VIII, Fig. 8), welche den „Theilungspfosten in der Mauerblende nicht haben, sondern in ihren Fensteröffnungen nur den einfachen „spitzbogigen Abschluss. Diese machen einen ungleich eintönigeren und nüchterneren Eindruck.“

Bemerkenswerth ist es noch, dass alle diese Bremischen Häuser keinen getreppten Giebel haben, sondern mit gradlinigen, ungebrochenen Giebel-Schenkeln aufsteigen. Es scheint darnach, dass der getreppte Giebel in Bremen nicht so populär war, wie in andern deutschen Städten, z. B. in Nürnberg oder Lübeck, wo, wie ich schon oben gelegentlich bemerkte, fast alle Häuser getreppte Giebel gehabt zu haben scheinen. Ein fast allgemeiner Zug in der Physiognomie der hier dargestellten Häuser ist auch der aus Ziegelsteinen aufgebaute längliche, schorsteinartige Würfel, mit dem fast bei allen die Spitze des Giebels ausläuft und der als freilich ziemlich prosaische Giebelblume oder als Schlusskrone der Façade dienen sollte.

Das Haus auf Tafel VII Figur 3 stand noch bis vor 4 Jahren auf der „Grossen Strasse“.

Das Haus auf Tafel VII Figur 4 besteht noch heutzutage an der Ecke der Balgebrück-Strasse und der Tiefer.

Gothische Backstein-Giebel.



Fig. 3.

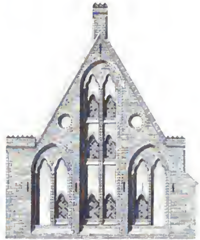


Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.

S. Loschen

(VII.)

G. Hunckel.

Gothische Backstein-Giebel.

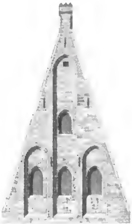


Fig. 8.

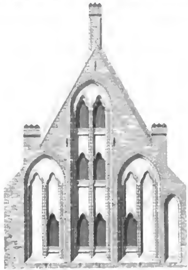


Fig. 9.



Fig. 10.

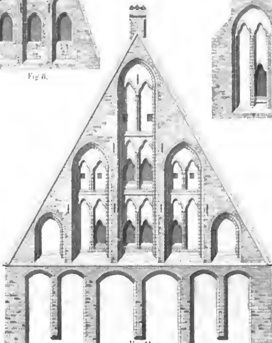


Fig. 11.

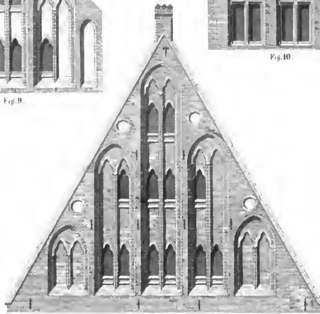


Fig. 12.

S. Loschen (VIII) G. Hunckel.

Tafel VII Figur 5 war ein kleines Wohnhaus an der Ecke der Dechanat- und Marktstrasse. Es ist vor mehren Jahren abgebrochen und ein modernes Haus ist an seine Stelle getreten.

Das auf Tafel VII Figur 6 dargestellte Haus war noch in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Bremen unter dem Namen „das alte Museum" ziemlich bekannt. Ursprünglich war dasselbe ein Haus für Geistliche oder Domherren, eine sogenannte „Doms-Curie", wie deren mehre, aus Gärten und Gehöften bestehend und mit Gebäuden besetzt, um den Doms-Hof lagen. Der Anblick dieses Bildes, wenn wir dasselbe in Gedanken vervielfältigen, mag uns daher dazu dienen, uns die Beschaffenheit und Physiognomie unseres jetzt so sehr veränderten „Doms-Hofes", wie sich derselbe in der erzbischöflichen Zeit darstellte, zu vergegenwärtigen. Bis zum Jahre 1691 blieb das Haus eine Curie, die bis zu dem genannten Jahre der Kaiserliche Resident in Bremen, Herr Theobald Edler von Kurtzrock, als Miethsmann bewohnte. Karl XI., König von Schweden, verfügte im Jahre 1691, dass diese Curie zu einem damals beabsichtigten lutherischen Waisenhause hergegeben werde. Sie wurde darauf zum „St. Petri-Waisenhause" eingerichtet, und im Jahre 1692 etablirte man darin 13 Kinder. Da die Anzahl der Waisenkinder im Verlaufe der folgenden Jahre sich mehrte und das Haus sehr alt und baufällig wurde, es in ihm auch an Raum zu fehlen anfing, so schenkte König Georg III. von England im Jahre 1783 dem Waisenhaus-Institute eine andere am Doms-Hof und der Sandstrasse belegene Doms-Curie, auf welcher das jetzt noch existirende St. Petri-Waisenhaus eingerichtet wurde. In demselben nahm man im Jahre 1785 170 Kinder auf. Das alte Waisenhaus wurde darauf an die im Jahre 1774 gestiftete Gesellschaft Museum, die sich bisher mit einem kleinen Hause, Nr. 196 in der Johannisstrasse in der Neustadt, beholfen hatte, auf 20 Jahre vermiethet. Als im Jahre 1805 der Miethcontrakt ablief und die Museums-Gesellschaft grösserer und besserer Räumlichkeit bedurfte, kaufte dieselbe die alten Hannöverschen Intendantur-Gebäude am Doms-Hofe, Ecke des Schüsselkorbes, für 27,000 Thaler, liess dieselben abbrechen und ihr neues, noch heute existirendes „Museum" auf dem Platze erbauen. Dasselbe wurde am 24. October 1808 eingeweiht. Unsere alte Curie stand also wieder leer. In der französischen Zeit, in welcher die drei Bremischen Waisenhäuser reformirter und lutherischer Confession zu einem Institute vereinigt wurden, widmete man sie (die alte Curie) wieder den Waisenkindern und verband sie mit dem neugeschaffenen Institute. Als jedoch nach der französischen Zeit die von den Franzosen beliebte Vereinigung der Waisenhäuser wieder aufgehoben wurde und die verschiedenen Waisenkinder im Jahre 1817 andere Localitäten bezogen, wurde unsere Curie im Jahre 1818 an einen Gastwirth vermiethet, der darin einen Gasthof errichtete und demselben den Namen „das Alte Museum" gab, unter welchem Namen dann, wie gesagt, das Haus bis zu seinem schliesslichen Untergange in der Stadt bekannt geblieben ist. Im Jahre 1838 wurde es an den Maurermeister Seemann verkauft. Dieser liess es abbrechen und legte alsdann auf dem vom Domshofe nach der Buchtstrasse durchgehenden Grundstücke die nach ihm genannte, noch existirende „Seemanns-Strasse" an.

Hiermit war denn endlich das letzte alte Wohnhaus verschwunden, mit dem noch die erzbischöfliche Zeit auf unsern Domshof herausblickte. Unser Bild stellt dasselbe so dar, wie es sich im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts präsentirte.

Taf. VIII Fig. 8 ist ein Haus hinter dem Schütting in der Nähe des Bremer Marktplatzes. Es ist ausgezeichnet durch die thurmartige Figur des sehr schmalen Giebels, so wie durch den gänzlichen Mangel von Theilungs-Pfosten in den Fenster-Blenden.

Taf. VIII Fig. 9 soll ein Haus auf der Obernstrasse gewesen sein, das in der Neuzeit weggebrochen wurde.

Taf. VIII Fig. 10 ist ein noch existirendes Haus in der Nähe des Ansgarii-Kirchhofes unweit der ehemaligen „Erholung". Dr. H. A. Müller bemerkt über dieses Haus Folgendes: „Unterhalb des Giebels in der „Mitte befindet sich ein rundes aus Sandstein bestehendes Medaillon. Dasselbe zeigt das von einem ge- „flochtenen Bande eingefasste Wappen von „Arnold Hude", dessen Name, in gothischen Minuskeln unter dem „Wappen steht, darunter noch einige nicht mehr leserliche Worte. Unter dem Wappen steht die Jahreszahl „1548 (oder 1543?). Zu beiden Seiten dieses Medaillons zeigt sich eine zweite Reminiscenz des Deutsch- „Romanischen Ziegelhaus, nämlich das sogenannte Deutsche Band, d. h. ein Zahnfries, der in einem vertieften „Falze liegend, aus Backsteinen besteht, die auf die hohe Kante diagonal gestellt sind, und dadurch eine Reihe „von Sägezähnen bilden, ein Ornament, das wegen seines anmuthigen Wechsels von Licht und Schatten unter „den Dachgesimsen im romanischen Styl besonders häufig angebracht wurde, und auch bei unsern Architekten „noch heutzutage sehr beliebt ist."

Das Haus auf Taf. VIII Fig. 11 stand bis zum Jahre 1860 am Grasmarkte und wurde beim Bau der neuen Börse weggebrochen.

Taf. VIII Fig. 12 ist ein noch heute bewohntes Haus auf dem Geeren.

Das auf Tafel IX Fig 1 abgebildete Haus ist sowohl durch seine Bauart als durch die mit ihm verknüpften Reminiscenzen bemerkenswerth. Das Jahr seiner Erbauung ist nirgend angegeben. Doch macht es die Figur eines alten Bremer Patrizier-Hauses aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert. Es lag auf

der Langenstrasse. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, während der Streitigkeiten und Kämpfe der Stadt mit den Schweden war es im Besitze des Bürgermeisters Statius Speckban. Derselbe stand in dem Rufe, dass er, eben so wie auch einige andere Mitglieder des Raths, es mit den Schweden halte. Bei den darüber im Jahre 1654 entstandenen Unruhen drohte das Volk sein Haus zu stürmen, wesshalb der Rath es von Soldaten und drei Corporalschaften Bürger besetzen und Tag und Nacht bewachen liess. Der Bürgermeister entsagte darauf noch in demselben Jahre seiner Würde, zog sich aus Bremen zurück, und wurde vom schwedischen Könige Carl Gustav zum Etatsrathe ernannt. Hierdurch zog er sich in Bremen neue Feinde zu, und als er nach dem am 15. November 1666 mit Schweden abgeschlossenen Frieden trotz der ihm gemachten Vorstellungen und Warnungen nach Bremen zurückkehrte, entstanden dort abermals Unruhen und Volksaufläufe. Der Pöbel stürmte das Haus, plünderte, brach ab, was er abbrechen konnte, und fing sogar an, das ganze Gebäude „wenigstens inwendig“ herunter zu reissen, wofür dem Eigenthümer hernach zur Entschädigung „8000 Thaler aus dem „Gemeinen“ bewilligt wurden. — Nach seinem im Jahre 1679 erfolgten Tode hat das Haus mehre Male seine Eigenthümer gewechselt, wurde aber, wie es scheint, noch immer in Bremen „das Speckbansche Haus“ genannt. Auf einem im Jahre 1789 vom Bürger-Lieutenant F. H. Rump aufgenommenen Bilde der Langen-Strasse, auf welcher derselbe jedes Haus im Aufrisse abportraitirt hat, ist die Façade des Speckban'schen Hauses in der Nähe der Wilken-Strasse deutlich zu erkennen. Es ist daselbst als „ein Packhaus“ bezeichnet. Im Jahre 1828 ist es abgebrochen und an seiner Statt ein neues Haus (Langenstrasse No. 129) erbaut. Kurz vor seinem Abbruche wurde eine Ansicht des Hauses von Herrn Architekten J. Wetzel aufgenommen und unsere Tafel ist eine Copie dieser Ansicht. Die Façade des Hauses zeigt einen Treppen- oder Staffel-Giebel.

„Derselbe unterscheidet sich aber“, wie Dr. H. A. Müller bemerkt, „von den meisten andern in „Bremen vorhandenen Giebeln dieser Form nicht nur dadurch, dass er unregelmässige Stufen bildet, sondern „auch durch die reiche Gliederung der Fensterpfosten. Diese Gliederungen, die sich auf einem abgeschrägten „Gurtgesimse erheben, und durch einen Wechsel von Rundstäben und Hohlkehlen gebildet sind, stossen vorne „in einer Rundsäule aneinander, so dass keine glatte Mauerfläche dazwischen bleibt. Die Mauer der Façade „mag daher von bedeutender Stärke gewesen sein. Eine zweite Eigenthümlichkeit dieser Haus-Façade, die „sich an den andern Giebeln nicht findet, ist die Stellung der zur Belebung solcher Giebelmauern häufig an„gewendeten kreisrunden Einblendungen. Sie stehen bei unserm Hause in den Spitzbogenfeldern der hohen „Fensterblenden, während sie sonst gewöhnlich ausserhalb dieser Fensterblenden in der flachen Mauer ein„gesetzt sind. Eine dritte Eigenthümlichkeit unseres Hauses ist die, dass, während es den kleinen Fenstern „der einzelnen Geschosse an einer schrägen Sohlbank fehlt, die Geschosse selbst nur durch ein schmales, „unbedeutendes Gesims angedeutet sind. Auch das untere spitzbogige Thürportal ist reich gegliedert, und „auch daraus lässt sich auf die bedeutende Stärke der Façadenmauer schliessen“.

Das auf Taf. IX Fig. 2 abgebildete Haus steht noch heutzutage an der Klosterstrasse No. 1 dem jetzigen Güterschoppen gegenüber, obgleich seine Mauern und Fenster, so wie unsere vor einigen Jahren entworfene Ansicht sie zeigt, sich 1869 völlig verändert und modernisirt haben. Es zeichnete sich durch die grosse Anzahl seiner Mauerblenden und Fenster aus, deren in dem Giebelgeschosse 5 Paare waren. —

Gothische Backstein-Giebel.



Fig 1.

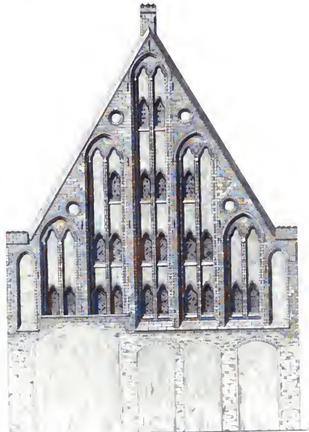


Fig 2.

S. Loschen (IX) G. Hunckel.

Erklärung der Tafel V.

Auf Taf. V. Fig. 1 und 2 sind Ansichten von Façaden zweier in der Renaissance-Zeit gebauter Häuser zu Bremen gegeben, und zwar bei Fig. 1 des sogenannten „Pundsack'schen Hauses" am Markte, und bei Fig. 2 die Façade der „Stadtwage" an der Langenstrasse.

Das nach seinem Besitzer sogenannte Pundsack'sche Haus lag auf der Ostseite des Marktes, wo jetzt die neue Börse steht. Es war sowohl durch seine innere Einrichtung, durch seine hübschen holzgeschnitzten Galerien und Treppen-Geländer, als auch durch seine äussere Ausstattung eines der besten Specimens eines alten Bremer Patrizier-Hauses aus der angegebenen Zeit. „Sehr zierlich und reich", bemerkt Dr. H. A. Müller über dasselbe, „entfaltet sich die Façade dieses Hauses. Es ist zwar ohne Jahreszahl, aber es trägt deutlich „genug die Zeit seiner Entstehung an der Stirn. Es erinnert in der ganzen Anordnung seiner Giebel-Fronte „an das hübsche 1605 entstandene Peller'sche oder Fuchs'sche Haus in Nürnberg. Es bietet auch in seinen „Details mit der Renaissance-Façade unseres Bremer Rathhauses so viele Vergleichungspuncte dar, dass man „die ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts nicht leicht darin verkennen kann. Nur das Sandsteinwerk „des Erdgeschosses ist offenbar späteren Datums. Es entbehrt des plastischen Schmucks, während im Uebrigen „fast jede, auch die kleinste Fläche des umrahmenden Sandsteines, die Gesimse, Friese, Pfosten, Pilaster, „Consolen u. s. w. mit irgend einem Ornament versehen sind. Wie so manche Privathäuser der Renaissance-„Zeit, hat auch dieses seine zwei untern hohen Geschosse fast ganz in Fenster, durch schmale Pfeiler getrennt, „aufgelöst. Niedriger sind die oberen drei Geschosse bis zur Giebelspitze hinauf, sehr niedrig insbesondere „die Fenster und die zwischen denselben aufsteigenden Pilastor. Unter den Fenstern aber zieht sich ein „scharf markirtes Gesims hin, das sich um die unter den Pilastern stehenden Postamente verkröpft. Nur „einmal zeigt unter den Gurtgesimsen der Fries wenigstens eine Nachahmung der Triglyphen, die mit „breiten durch Blumen- und Frucht-Ornamente geschmückten Feldern abwechseln. Im Uebrigen bestehen „fast sämmtliche Ornamente aus willkürlich verschlungenen Linien, Bandwerk, Arabesken oder facettirten Quadern, „während einige der Wandpilaster ein Capitäl haben, das an das korinthische erinnert. In die einsprin-„genden Winkel der Giebelstufen sind umgekehrte Consolen eingefügt, die oben zu beiden Seiten der „Spitze des Giebels Thiergestalten angenommen zu haben scheinen. Auf den verschiedenen Stufen des Giebels „an den äussersten Enden der Gurtgesimse stehen menschliche Figuren auf ziemlich hohen Postamenten; zwei „Krieger, ein Mönch, eine Nonne und zuoberst in der Nähe der Giebelspitze zwei Figuren, von denen die Sage „behauptet, dass sie Adam und Eva vorstellen sollten". Den bekrönenden Abschluss des Ganzen bildet ein hoher Aufsatz, der wie ein von einer Schlange umwundenes Gefäss oder ein gekappter Baumstamm gestaltet ist. Vielleicht sollte es der Baum der Versuchung zwischen Adam und Eva sein? Auch in Danzig gab es ein mit ähnlichen Figuren ausgeschmücktes Haus, welches daher auch den populären Namen „Adam und Eva" bekam. Die Hausthür hat über dem Gesims ihres horizontalen Sturzes eine Superporte, deren Schnörkel-Umrahmung auf eine etwas spätere Zeit als das Datum der Entstehung des Hauses schliessen lässt. — Dieses interessante Pundsack'sche Haus wurde zugleich mit vielen andern Häusern im Jahre 1860 abgetragen, um der grossen neuen Kaufmanns-Börse Platz zu machen.

Unsere Ansicht des Hauses ist die Copie eines von Herrn Baumeister J. Wetzel vor 1860 aufgenommenen Bildes.

Taf. V, Fig. 2 stellt das noch jetzt an der Langenstrasse zu Bremen existirende Haus der Stadtwage dar. Dasselbe wurde in den Jahren 1586 und 1587 gebaut. Doch hatte Bremen schon lange vor dieser Zeit eine nicht selten in alten Schriften erwähnte Stadtwage, wie denn alle deutschen Städte schon frühzeitig ein öffentliches Institut dieser Art für nöthig hielten und sich damit versahen. Grosse Wagen waren kostspielig und nahmen viel Raum weg. Sie fanden sich daher ursprünglich nicht häufig im Privat-Besitz. Auch mochten die Bürger den Privat-Wagen ihrer Mitbürger nicht trauen, und beide Parteien daher wünschen, an öffentliche, autorisirte Beamte appelliren zu können. Bei der Bestimmung des Gewichts von Waaren-Quantitäten, die einer Staats-Abgabe unterworfen waren, wollte natürlich der Staat sich durch seine eigenen Augen, respective Beamten, von Gewicht und Quantum der Waaren überzeugen, um den Belauf der Abgabe bemessen zu können. Endlich privilegirte der Rath auch gern seine Stadtwage, um sich eine neue Einnahme-Quelle zu verschaffen. Aus allen diesen und andern Rücksichten entstand die Nothwendigkeit, eine öffentliche Wage mit allen dazu nöthigen Einrichtungen, mit einem beeidigten Beamten (dem „Wagemeister", später „Pächter") und seinen Gehülfen

(einem beeidigten „Wageschreiber“ und „geschwornen Wageknechte“) zu etabliren. Es mussten bei derselben mehre grosse und kleine Wagen vorhanden sein. Es musste auch Raum zur vorläufigen Lagerung der herbeiströmenden Waaren, die nicht sogleich jeden Augenblick abgefertigt werden konnten, beschafft werden, desgleichen eine Wohnung für den Verwalter des Instituts. Die öffentlichen Stadtwagen der deutschen Städte sind demnach oft sehr stattliche und in dem Geschmack der Zeit ausgeschmückte Gebäude geworden, die zum Theil auf den Marktplätzen oder doch in der Nähe derselben zu stehen kommen.

Wo die erste älteste Bremer Stadtwage bestanden haben mag, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Nur so viel ist gewiss, dass dieselbe anderswo als die jetzige gelegen haben muss. In einem vom Rathe Bremen's an den Herzog Wilhelm von Lüneburg gerichteten und aus dem Anfange des Jahres 1587 datirten Briefe, in welchem dieser gebeten wird, etwas Bauholz aus seinen Landen und Wäldern zollfrei verabfolgen zu lassen, heisst es, der Rath habe beschlossen, im Verlaufe des bevorstehenden Sommers „seine Stadt-Wage an einen andern Ort zu verlegen“ und bedürfe zu dem Neubau derselben Balken und Bretter. Das neue Gebäude der Wage kam auf der lebhaftesten Geschäftsstrasse Bremens, auf der Langenstrasse und unweit des Marktes, zu stehen. Da sich, wie unsere Ansicht zeigt, die Worte „Anno 1587“ mitten in der Front des Gebäudes über der Thür eingemeisselt befinden, so scheint der Bau noch im Verlaufe dieses Jahres beendigt zu sein. — Allerdings geht aus verschiedenen anderen Schriften hervor, dass er schon im Jahre 1586 durch Ankauf von Bau-Materialien und auf andere Weise vorbereitet war. Da mit diesen Vorbereitungen den auf unserm Archive vorhandenen Schriften zufolge „der Stadtbaumeister Herr Gerd Weszels“ beschäftigt war, so ist dieser Mann wahrscheinlich auch der Architekt gewesen, der 1587 das ganze Gebäude ausführte.

Ich verzichte hier, wo die Ansicht der Stadtwage nur zur Erläuterung des früheren Baustyls mitgetheilt wurde, natürlich auf einen Versuch, die innere Geschichte dieses Instituts und der verschiedenen Wandlungen, die seine Einrichtung erfahren hat, darzustellen¹) und beschränke mich bloss auf eine Beschreibung und Analyse des Aeussern des Gebäudes und insbesondere der auf unserer Tafel dargestellten Façade. Und auch dabei will ich in der Hauptsache nur die von Herrn Dr. H. A. Müller gemachten und mir gütigst mitgetheilten Bemerkungen wiederholen und hierhersetzen.

„Die Façade der „Bremer Stadt-Wage“, sagt derselbe „ist eben so wie das Pundsacksche Haus (Taf. V. „Fig. 1) ein ausdrucksvolles Beispiel des allgemeinen Charakters des Baustyls der Blüthezeit der Renaissance, „wie sie in gänzlicher Lossagung von der Gothik sich ihre eigenen freilich aus den antiken Säulen-Ordnungen „hervorgehenden Formen zuschneidet, wie sie diese Formen willkürlich und bedeutungslos, ohne alle organische „Entwickelung und Verbindung verwendet, dabei aber ein reiches Spiel von Linien und Flächen, von Licht und „Schattenwirkungen hervorbringt, ein Spiel, das durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Details und „der Ornamente oft von wunderbarem Reize ist, dem aber in der Regel die constructive Nothwendigkeit, und „oft auch das Haupterforderniss alles Decorativen, nämlich die der Construction nothwendige einfache Klarheit fehlt“

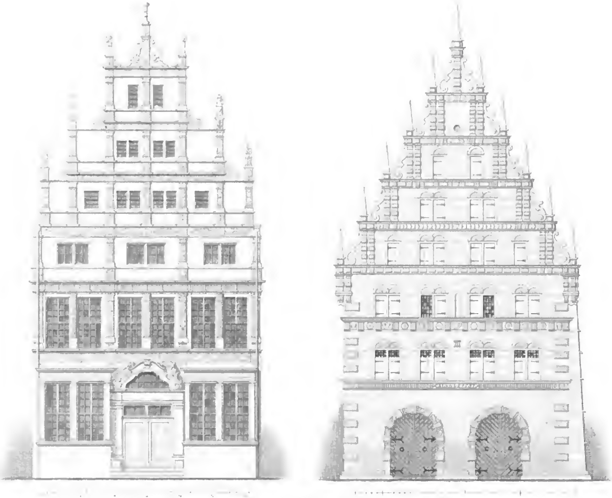
„Betrachten wir die Façade der Bremer Stadtwage etwas näher, so stellt sich zunächst heraus, dass „ihr Material in allen glatten Mauerflächen der Backstein, in allen Gesimsen und Einfassungen der Sandstein „ist. In acht Geschossen, — die blinde Giebelspitze mitgerechnet, — baut sie sich auf. Fünf derselben gehören „dem Giebeldreieck an. Die Höhen-Dimensionen der Geschosse bis zur Giebelspitze hinauf sind von besonders „schönen Verhältnissen. Die drei Geschosse des Unterbaues haben an der Ecke die in der französischen Re„naissance sehr gebräuchliche „Rustika“, d. h. grosse oblonge Quaderstücke, die in gleichen Zwischenräumen „über einander zu beiden Seiten dem Ziegelbau eingesetzt sind, und mit dem Zwecke der ausdrucksvolleren „Charakterisirung des Unterbaus hier zugleich den der wirklichen Verstärkung der Mauer verbinden“.

„An der rechten Seite des Unterbaues erhebt sich ein ohne Absätze schräg ansteigender Strebepfeiler „hinauf bis zu dem Kragstein, der einen an der Ecke vorspringenden Pilaster trägt. Denn von der obersten Gränze „des Unterbaues bis oben hinauf besteht die Seiten-Einfassung der einzelnen Geschosse aus je zwei Pilastern, „die aus abwechselnd vorspringenden grösseren und zurücktretenden kleineren Quadern zu bestehen scheinen“.

„Die Ecken der einspringenden Winkel der Giebelstufen sind mit den der Renaissance-Architektur „eigenthümlichen verkehrten Consolen mit doppelten Spiralen, — von den Franzosen „ailerons“ (d. h. „Schaufeln“ „oder „Flügelspitzen“) genannt — ausgefüllt. Wir bemerkten schon eine ähnliche Ausfüllung der Giebelstufen „bei dem Pundsackschen Hause. Die untere Spirale dieser Console ruht jedes Mal auf dem Kopfe des innern „der beiden genannten Pilaster. Auf den Köpfen der äusseren Pilaster erheben sich dagegen überall auf kleinen „Postamenten dünne, spitze Pyramiden, wie sie ebenfalls häufig in der Renaissance-Zeit an den Giebel-Façaden „angewendet wurden. — Pilaster, vokehrte Consolen, und eine Pyramide krönen auch die „Spitze des Giebels“.

„Die Fenster der Façade sind in hübscher Vertheilung und Gruppirung fast alle paarweise geordnet „und reichen stets bis auf die Gurtgesimse herab. Sie sind jedes oben mit einem kleinen halbkreisförmigen

¹) Etwas theilt darüber Pastor J. H. Duntze in seiner Geschichte Bremens Band IV S. 216 mit.



Häuser-Façaden aus der Renaissance-Zeit

(V)

G. Heinkel

„Bogenfelde überdeckt. Nur das oberste Geschoss in der Spitze des Giebels zeigt statt dessen eine runde „Maueröffnung".

„Auch die runden Bogen der Portale der beiden grossen Thüren des Gebäudes sind ähnlich componirt „wie die oben beschriebenen Pilaster. Sie bestehen wie diese aus abwechselnd vorspringenden grösseren und „zurücktretenden kleineren Quadern. Die letzteren haben auf ihrer Oberfläche ein rautenförmiges Ornament. „Der den Schlussstein des Thürbogens bildende Quader ist mit dem Bremer Schlüssel geschmückt."

„So weit herrscht in der ganzen Façade bis zur Spitze hinauf eine stetige, aber durchaus nicht ermüdende „Wiederholung der architektonischen Motive und Ornamente. Dagegen hat unser Baumeister (Gerdt Weszels?) „in den Gurtgesimsen, welche die einzelnen Geschosse abtheilen, eine grosse Verschiedenartigkeit walten lassen. „Die horizontalen Linien dieser Gurtgesimse oder vielmehr die unter ihnen sich hinziehenden Friese sind alle „verschieden ausgebildet. Ziemlich nüchtern der unterste mit der Jahreszahl Anno 1587. Er besteht aus „einer Reihe kleiner verticaler Rillen. Viel breiter und reicher verziert als dieser ist der zweite folgende „über ihm. Er ist aus einer langen Reihe von sogenannten dorischen Triglyphen und mit ihnen abwech- „selnden Metopen gebildet, die theils mit geflügelten Engelsköpfen, theils mit runden Schilden oder Kränzen „geschmückt sind. In den Friesen der Gurtgesimse der oberen Geschosse wechseln facettirte und gekrö- „nelte Quadern sehr bunt mit einander ab. Die Mittelpunkte ihrer horizontalen Linien sind durchweg durch „einen Engelskopf bezeichnet."

Ueber das Innere dieses merkwürdigen Gebäudes der Bremer Stadtwage will ich nur noch, ohne hier umständlicher darauf eingehen zu können, folgende Bemerkungen beifügen. Das untere oder Erdgeschoss, in welchem die Wagen hangen, ist stets die Scene eines regen Geschäftslebens der die Waaren aus- und einschaffenden Arbeiter und Kaufmanns-Agenten gewesen. Das zweite Geschoss, welches in den auf unserer Ansicht nicht sichtbaren beiden Seiten des Gebäudes grosse Fenster und in seinem Raume auch zwei mächtige jetzt entstellte Kamine oder Feuer-Essen zeigt, scheint zu gelegentlichen Versammlungen und Gesellschaften gedient zu haben. Die oberen Geschosse oder „Böden" sind schon seit längerer Zeit zum Vortheile des ganzen Instituts an Handelshäuser zur Lagerung von Waaren vermiethet worden.

Erklärung der Tafel VI.

Das Bild auf Taf. VI ist die Copie einer Zeichnung, welche der ehemalige Englische Consul Herr G. E. Papendiek entwarf. Er liess dieselbe in London lithographiren und fügte sie seinem „Six sketches in Germany“ bei, welche in London — wahrscheinlich kurz nach 1830 — gedruckt und publicirt wurden. Der Autor des Originals sagt auf seinem Blatte, dass er das Bild nach der Natur aufgenommen habe: „G. E Pa- „pendiek ex nat. del.“ Er giebt dem Blatte den Titel „Near the Market Place, Bremen“. (Nahe dem Marktplatze zu Bremen). Aus verschiedenen Umständen geht als unzweifelhaft hervor, dass er die Ecke der Obern- und der Haken-Strasse darstellte. Zur Rechten fällt der Blick in jene, zur Linken in diese hinein. Herr Papendiek sagt leider nicht, in welchem Jahre er sein Bild entworfen habe. Auf einem Exemplare des Original-Drucks, welches die Bremer Stadt-Bibliothek besitzt, hat Herr Gerhard Meyer, der die sogenannte Dom-Bibliothek in Bremen sammelte, die Notiz hinzugefügt, das Bild sei „um das Jahr 1800“ angefertigt. Ausgemacht scheint es, dass es jedenfalls während des ersten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts entworfen wurde. Aus diesem Allen geht hervor, dass um diese Zeit die Häuser in der Nähe der Ecke der beiden oben genannten Strassen, die jetzt so gänzlich umgebaut sind, noch im Anfange dieses Jahrhunderts so gestaltet waren, wie es unser Bild zeigt. Ich bemerke dabei, dass unsere Copie bei den Häusern Alles bis in's Detail wiedergiebt, wie es sich auf dem mir vorliegenden Originale findet. Nur die Staffage, die die Strasse belebenden Figuren, hat unser Copist hinzugefügt. Sie befinden sich auf dem Papendieckschen Originale nicht. Er hat ihnen das Costüm des siebzehnten Jahrhunderts gegeben, und hat auch als Titel unter seine Copie geschrieben: „Bremische Strassenansicht aus dem siebzehnten Jahrhundert,“ was dem von mir oben Gesagten nach nicht ganz richtig ist, und nur insofern zutrifft, als wenigstens die beiden am meisten hervortretenden Eckhäuser mit getreppten Giebeln in der Mitte des Bildes im siebzehnten Jahrhundert sich ungefähr eben so dargestellt haben mögen, wie im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Diess kann man aber keineswegs von den Häusern zur Rechten und Linken des Bildes behaupten, die augenscheinlich und **nachweislich** aus späterer Zeit herrühren.

Das grosse Eckhaus in der Mitte des Bildes kehrt seine Giebel-Façade der Hakenstrasse, dagegen seine Längsseite mit der Thür der Obernstrasse zu. Seine drei Fensterblenden im Gothischen Spitzbogenstyl und sein getreppter Staffel-Giebel scheinen zu beweisen, dass es im Anfange des siebzehnten, wo nicht in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut wurde. Es ist mit Erkern oder „Chörlein“, die auf Kragsteinen ruhen, so wie mit Ausluchten und vielen Fenstern reich und bunt ausstaffirt. Doch mögen von diesen letzteren einige erst im achtzehnten Jahrhunderte eingesetzt und mit ihren Skulpturen ausgeschmückt worden sein. Die Fenster der oberen Geschosse sind von eben solchen halbkreisförmigen Bogenfeldern überwölbt, wie wir deren schon an den Fenstern der Stadtwage bemerklich gemacht haben. Ueber den oberen Fenstern sind Schutzbretter angebracht und diese bilden sich im Erdgeschosse zu förmlichen grossen Schutz- und Wetter-Dächern aus. Von den niedrigen kleinen mit Brettern gedekten und kastenförmigen Ausbauten unter den Fenstern des Erdgeschosses möchte man fast glauben, dass sie noch ein Rest jener alten „Schweinekofeu“ seien, von denen unsere Polizeiverordnungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts sagen, dass die Bürger sie unter ihren Fenstern gehabt hätten. — Oben auf dem Dache stellt sich in seiner ganzen alterthümlichen Ausschmückung der ungethümliche Auswuchs eines überdachten Haspelbaumes oder einer „Winde“ dar, wie man sie ehemals häufig nach der Strasse zu anlegte, bis diess verboten wurde und bis man sie in's Innere des Hauses bringen musste.

Aus einer im Jahre 1789 vom Lieutenant F. H. Rump aufgenommenen Ansicht der Häuser der Obernstrasse ersehe ich, dass damals der Eigenthümer dieses Eckhauses Herr B. P. Wulff war. Aus eben dieser Ansicht geht hervor, dass das rechts anstossende Haus im Jahre 1789 noch eine sehr alte Physiognomie mit getrepptem Giebel und Gothischen Fenstern zeigte, die es auf unserm Bilde verloren hat. Das letzte, sehr hohe Haus zur Rechten mit den schmalen Pyramiden auf den Enden der Gurt-Gesimse ist auf der genannten Ansicht von 1789 eben so dargestellt, wie auf der unsrigen. Auch das an das Eckhaus links anstossende Haus in der Hakenstrasse lässt sich auf der Zeichnung des Lieutenant Rump deutlich wieder erkennen. Es scheint beinahe noch etwas alterthümlicher, kirchen- und klosterhafter und gothischer zu sein, als sein Nachbar an der Ecke. Auch die Thür ist noch ganz gothisch. Fast möchte man es für irgend ein altes öffentliches Gebäude halten. Im Jahre 1789 war dem Lieutenant Rump zufolge ein Herr J. C. Buschmann Eigenthümer dieses Hauses. Ueber das vorstossende nur ganz kleinen Theils sichtbare Eckhaus zur Linken ist mir nichts bekannt. — „Unsere Tafel giebt im Ganzen eine recht gute Idee von der bunten Mannig- „faltigkeit des lebenvollen Häuserbaues der Vorzeit, die mit der einförmigen Glätte und Regelmässigkeit „unsrer heutigen Haus-Façaden sehr absticht“. (Bemerkung von Dr. Müller). —

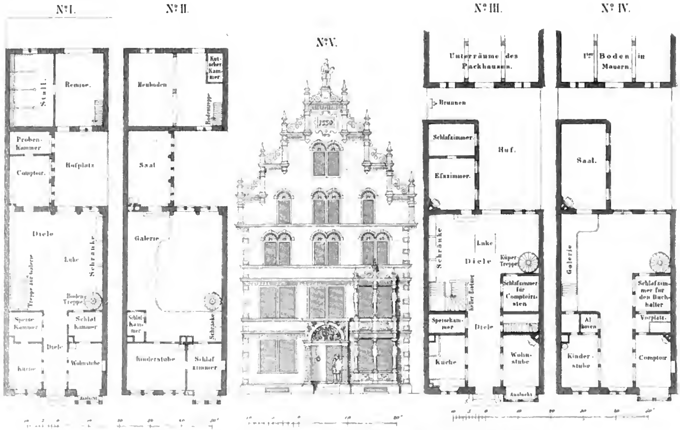


G. Hunckel.

Bremische Strassenansicht.

(XVII Jahrhundert.)

(VI)



Auf- und Grundriss eines bürgerlichen Wohnhauses in Bremen.
(Um 1600.)

(XVIII.)

Erklärung zu Tafel XVIII.

Auf Tafel XVIII sind Auf- und Grundrisse von Bremer Wohnhäusern gegeben, welche Herr Baumeister J. Wetzel in Bremen die grosse Güte hatte, zur Illustrirung der letzten Abtheilung des vorstehenden Aufsatzes anzufertigen und für dieses Buch zu bestimmen. Diese Risse wird man mit Hülfe der auf ihnen enthaltenen Andeutungen so wie auch mit Hülfe dessen, was ich im Obigen über die Einrichtung des Bremer Wohnhauses bemerkte, leicht verstehen. Ich darf mich daher hier zur ferneren Orientirung des Lesers auf folgende kurze Notizen beschränken:

Die Grundrisse No. I und II zeigen die innere Einrichtung des Hauses eines wohlhabenden Bremer Kaufmannes aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. No. I das Erdgeschoss oder das unterste Stockwerk. No. II das zweite Stockwerk oder wie es in Bremen auch wohl genannt wird „das Galerie-Stockwerk“. Auf No. I sieht man die Küche, die Wohnstube, die Auslucht, die Diele, die Luke etc. so liegen, wie ich es im Obigen beschrieb. Nur das „Comptoir“, welches gewöhnlich, wie ich gesagt habe, in den alten Häusern eine Treppe hoch zu finden war, ist in diesem Falle parterre und in die Hinterstube verlegt, wo man es allerdings auch noch heutzutage zuweilen findet. Da wir im Hinterhause statt der dort gewöhnlichen Packräume für Waaren eine „Remise“ und Stallung für 4 Pferde finden, so muss der Hausbesitzer wohl ein reicher Herr gewesen sein und sein Packhaus noch sonst irgendwo in der Stadt besessen haben.

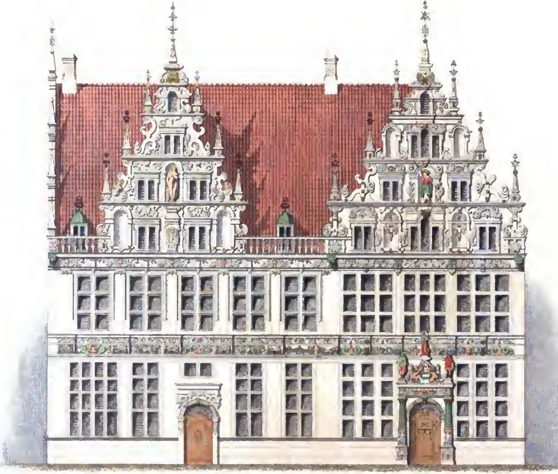
Auf No. II erkennt man als Hauptstück den „Saal“ im Anbau und die grosse, das Vorder- und das Hinterhaus verbindende Galerie.

Die Grundrisse Nr. III und IV gehören einer Bremer Kaufmanns-Wohnung aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an. Nr. III stellt das Erdgeschoss, Nr. IV das zweite oder Galerie-Stockwerk dar. Im Ganzen sind Plan und Einrichtung dieselben, wie bei dem 200 Jahre älteren Hause (No. I und II). Ein „Beischlag“ ist vor der Hausthür angedeutet. Das „Comptoir“ liegt an seiner gewöhnlichen Stelle, eine Treppe hoch. Desgleichen die Küche, die Wohnstube, das Esszimmer par terre in ihren herkömmlichen Ecken. Die „Schlafzimmer für Comptoiristen“ und Buchhalter sind in der bequemen Lage, die sie hier in dem untern Stockwerk haben, wie ich glaube, ungewöhnlich. Ich sagte schon, dass sie meistens in den höheren Regionen des Hauses untergebracht wurden. Der „Saal für Familienfeste“ behauptet sich der alten Regel nach im Anbau eine Treppe hoch. Das Hinterhaus oder Packhaus ist hier durch den Hof von dem Hauptgebäude getrennt.

Nr. V stellt die Façade eines Bremer Wohnhauses mit derjenigen architektonischen Ornamentirung dar, wie sie in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gewöhnlich oder doch häufig vorkam. Man erkennt die getreppten Seiten des Giebels mit aufgesetzten kleinen Pyramiden und mit umgekehrten Consolen in den Ecken, die Auslucht mit „Pilaren“ und „Sprengwerk“ und die mit Skulpturen umgebene Hausthür mit dem „Klopper“, lauter Dinge, die ich in dem Obigen mehrfach erwähnt habe, und die ich hier nun ohne weitere Anmerkungen dem Leser zur Beschauung in der zierlichen Zeichnung unseres verehrten Herrn Wetzel überlasse.

Erklärung zu Tafel II: „Das Kramer-Amthaus".

Die alten Tuchhändler-Innungen gehörten bekanntlich in den meisten Städten zu den einflussreichsten Corporationen und sie haben sich fast überall in ihren stattlichen Gildehäusern, („Tuchhallen", „Gewandhäusern") dauernde Monumente gesetzt. In Bremen, wo die Tuchhändler oder wie man sie dort nannte, die „Gewandschneider" („de Wandsnydere") schon im dreizehnten Jahrhundert sehr angesehen waren, hatten sie ihre gemeinsamen Verkaufshallen neben und in dem alten Rathhause an der Ecke der Söge- und Obernstrasse. Man hat es sogar nicht für ganz unwahrscheinlich gehalten, dass dieses alte Rathhaus ursprünglich von ihnen als ihr eigentliches Gilde- oder Kaufhaus gebaut, und später erst vom Rathe benutzt worden sei. Nachdem im 16. Jahrhundert die Kaufleute sich am Markte ein grosses Gildehaus, den sogenannten „Schütting" errichtet hatten, und nachdem auch der Rath im Anfange des 17. Jahrhunderts sein Rathhaus hatte umbauen und mit einer neuen äusserst reich geschmückten Façade versehen lassen, — zu derselben Zeit, in der auch Privatleute viele stattliche Wohnhäuser errichteten, da wollten auch die vornehmsten der Gewerbsleute, die Gewandschneider ihrer Societät und der Stadt zum Ruhme etwas Aehnliches schaffen und sie bauten 1619 und in den nächstfolgenden Jahren am Ansgarii-Kirchhofe das Haus, dessen Façade unser Bild darstellt. Eigentlich bestand es ursprünglich aus zwei Häusern, einem kleineren und einem grösseren, die erst später zu einem Ganzen unter demselben Dache verschmolzen wurden. Sie sollten freilich zunächst nur die Versammlungs- oder Amthäuser der Tuchhändler sein. Doch wurden sie auch, sowohl um die Kosten zu decken, als auch um etwas für's Allgemeine zu thun zugleich zu anderen Zwecken eingerichtet und bestimmt, wie ja denn damals auch das Rathhaus, der Schütting und andere ähnliche Gebäude verschiedenen Zwecken zugleich dienten. Die Tuchhändler fassten bei ihrem Bau namentlich die Hochzeiten und Kindtaufen der Bürger, die um diese Zeit mit grossem Luxus gefeiert wurden, und für welche die Privat-Wohnungen zu klein geworden waren, ins Auge. Sie erhielten vom Rathe ein Privilegium, „dass Braut- und Kindtage, wenn man sie nicht im eigenen Hause feiern wolle, nur in den Häusern der Gewand- „schneider abgehalten werden sollten". Es wurden daher mehre Säle hergerichtet, silberne und zinnerne Becher, messingene, kupferne und hölzerne Geräthschaften angeschafft, und während des siebenzehnten Jahrhunderts feierten viele wohlhabende bremische Brautleute, an die man sie vermiethete, ihre Hochzeiten in diesen Häusern der Tuchhändler. Sie erhielten daher in der Stadt auch den Namen „die Hochzeitshäuser", hiessen auch wohl „die beiden Kosthäuser" von dem alten Bremer Ausdruck „Kost" oder „Köste" für „Gelage". — Nichtsdestoweniger machten die Tuchhändler, deren Gewerbe ohnedies nicht mehr so blühte wie früher, schlechte Geschäfte mit ihnen, geriethen ihretwegen in Schulden, stritten darüber, wer diese Schulden decken sollte und verkauften endlich im Jahre 1685 ihre luxuriösen Kosthäuser an das ehrsame und wohlhabende Amt der Krämer, von dem sie dann den Namen „das Kramer-Amt-Haus" erhielten. Die Krämer, die bisher noch kein eignes Amthaus in Bremen besessen, sondern ihre Versammlungen und Morgensprachen in der Kirche gehalten hatten, benutzten das Haus nun ebenfalls erstlich zu ihren Amtszusammenkünften und dann wiederum wie früher die Tuchhändler zu Hochzeiten und Familienfesten. Häufig wurde auch „das Grosse Huus" auf Wunsch des Raths „zur Einlegung grosser Herren und fremder Ministrorum" hergegeben. So hausten in demselben ein Mal im Anfange des 18. Jahrhunderts „die Bedienten der Czarischen Majestät" (Peters des Grossen). Da die grossen Hochzeiten und Familien-Feste im Laufe des 18. Jahrhunderts mehr und mehr abkamen, dagegen musikalische und wissenschaftliche Vereinigungen häufiger wurden, so halfen sich die Krämer mit diesen letzteren weiter, traten ihre Räume an Vorleser, Concertgeber etc. ab. Nach 1750 hielt in ihnen die berühmte „Deutsche Gesellschaft" Bremens ihre Zusammenkünfte. Auch wurden in ihnen viele Auctionen von Waaren, Möbeln und Kunstgegenständen angestellt. Das „kleine Kosthaus" war vom Kramer-Amte zum Wohnhause eingerichtet und an Bürger vermiethet worden. — Als in den sechsziger Jahren des gegenwärtigen neunzehnten Jahrhunderts die Zünfte und mit ihnen auch das Kramer-Amt aufgehoben wurden, kam das Haus in den Besitz des Staates und wurde nun, da man es zum Mittelpunkte aller gewerblichen Interessen der Stadt machte „das Gewerbehaus" genannt. Es wurde im Innern geschmackvoll umgebaut; verschiedene Vereine schlugen in seinen zahlreichen Räumen ihren Sitz auf, verlegten auch dahin ihre Bibliotheken und Schulen. Nebenher aber ist es noch immer wie früher ein Gesellschaftshaus geblieben, das zu verschiedenen Versammlungen, Festen, Vorlesungen, Ausstellungen etc. benutzt wird. Im Jahre 1868 renovirte man auch die Façade und stellte sie in ihrer ganzen alten bunten Vergoldungs- und Farben-Pracht wieder her, so wie es der Leser auf dem vorliegenden Bilde sieht, — mit den zahlreichen Pyramiden und ihren zierlich gestalteten Eisenkronen auf ihren Spitzen, — mit den reichen Skulpturen an den Gurt-Gesimsen, — mit dem Merkur in der mittleren Nische der breiteren Giebelfronte, und mit der Frau Venus in der des „kleinen Kosthauses", — so wie auch mit der im Geschmacke des siebenzehnten Jahrhunderts reich verzierten Hauptthür, die man aber jetzt in die Mitte der Front verlegt hat, während die Nebenthür zu dem kleinen Hause ganz weggefallen ist. — Ich bedaure, dass ich den Leser bitten muss, einstweilen mit diesen dürftigen Notizen über dieses interessante Haus, das wir hier nur der Bauart seiner Façade wegen und zur ferneren Illustrirung der im Obigen enthaltenen Bemerkungen über Häuserbau in Bremen vorgeführt haben, fürlieb zu nehmen. Ich behalte mir vor, später ein Mal etwas näher auf die Geschichte der bei diesem Hause betheiligten merkwürdigen Corporationen der Bremer Tuchhändler und Krämer, so wie auf die Geschichte des Hauses selbst und seiner inneren Einrichtungen näher einzugehen.



Lith. u. Dr. v. G. Hunckel

Das Kramer-Amthaus.

(II)

Geschichte der Mauern und Wälle Bremens.

(Hiezu die Tafeln IV, XI, XII und XIII)

Die Geschichte der Befestigungen derjenigen unserer deutschen Städte, die nicht als Colonien oder befestigte Läger der Römer zu betrachten sind, bietet gewisse Phasen und Wandlungen dar, die sie mehr oder weniger alle durchgemacht haben. — Zuerst in ganz alten Zeiten vor den Römern und vor Karl dem Grossen findet man in einer dem Verkehr und der Ansiedlung günstigen Lokalität den kleinen losen Keim eines Orts, eine Dorfschaft oder sonst eine Ansammlung näher zusammen gerückter Wohnungen und Anbauer. Wie ein in der Bildung begriffenes Ei mag auch schon dieser altgermanische Stadtkeim einen Ansatz zu einer Schale: Erdwälle, Flechtwerke, hölzerne Palisaden und dergleichen zu seiner Vertheidigung gehabt haben.

Dann kommen die Bischöfe, die Karl der Grosse, Ludwig der Fromme etc. in jene alten deutschen Ortschaften placirten. Diese Bischöfe hauen zuerst Kirchen aus Stein, befestigen dieselben, und lassen auch die hölzernen Hüllen ihrer Residenzen zu steinernen Mauern erhärten. Zuweilen thut diess, wo kein Bischof sitzt, der „Graf“, der „Herzog“ oder sonst ein „Landesherr“. Auch die von den andrängenden Völkern des Ostens und Nordens, von den Ungarn, Slaven und Normannen herbei geführte Noth, so wie die Vorsorge Heinrichs des Voglers und anderer Kaiser treibt die Bürger hinter Mauern und befördert den Prozess der Versteinerung der alten deutschen Holz-Wohnplätze.

Innerhalb der festen steinernen Mauern und bei der ihnen überlassenen Vertheidigung derselben gewinnen die Bürger an Kraft und Unabhängigkeits-Sinn. Auch flüchten sich viele vom Lande zu ihnen, um an den Privilegien und Freiheiten Theil zu nehmen, mit welchen Kaiser, Bischöfe und Herzöge ihre Städter ausgestattet haben. Am Ende gerathen die so erstarkten und nun unter städtischen Magistraten organisirten Bürgerschaften und Gemeinden mit ihren Landesfürsten, durch die sie zuerst gross und reich geworden waren, in Streit, verbessern dann — da sie es nun bezahlen können — die alten Mauern, welche jene bauten, und mehren die Befestigungen, Thürme und Gräben, selbst gegen den Wunsch und Willen ihrer „Herren“. —

Wenn Verkehr, Handel, Künste und Gewerbe in einer vortheilhaft gelegenen Stadt zunehmen, so setzen sich neben ihr an demselben Fleck zuweilen noch andere Colonien, als „Neustädte“, „Jungstädte“ oder unter anderm Namen an. Diese an demselben Bauplatze wie Doppelkeime klebenden Gemeinden, deren es zuweilen nicht nur zwei, sondern auch wohl drei, und mitunter sogar noch mehre giebt, zaudern lange wie ein Tropfen Oel und ein Tropfen Wasser mit einander zu verschmelzen. Sie haben ihre eigene Verfassung, ihre besonderen Bürgermeister und Rathhäuser und auch jede ihre eigenen Mauern.

Auch führen sie wohl unter einander Krieg, wie zusammen gewachsene aber feindselige Zwillingsbrüder. Endlich machen sie Frieden, reissen die trennenden Mauern zwischen sich nieder, verschmelzen zu einer und derselben Gemeinde, und umgeben sich nun gegen äussere Anfechtungen mit grösseren und stärkeren Befestigungen.

Von den früheren Trennungs-Mauern bleiben aber wie bei einer unvollkommenen Häutung noch immer hie und da einige Reste, alte Thore und Thürme stehen, die jetzt „innere Thürme und Thore“ werden. — Diese Häutungen, Verschmelzungen mit Neu- und Nebenstädten und die Erneuerungen und Erweiterungen der Einfassungsmauern und Gräben haben sich bei manchen grossen Städten, wie die Rinden und Schichten bei schnellwachsenden Zwiebeln mehre Male wiederholt. Die Mauern werden bei diesen Prozessen immer stärker, die Thore immer höher, die Gräben tiefer.

Nach der Erfindung des Pulvers und nach dem allmähligen Aufkommen der grossen Geschütze, für deren Ausbildung die Stadtbürger, als gute Canoniere besonders viel thaten, muss der Stadt-Panzer nun noch viel solider und umständlicher werden. Er lässt sich dann nicht mehr so leicht abbrechen, verschieben und anderswo wieder aufbauen, wie die ehemaligen alten Stadt-Pallisaden und einfachen Mauern. Nachdem daher die Städte in der Zeit der durch die Kirchen-Reformation heraufbeschwornen Kriege sich diese modernen

grossartigen Befestigungswerke angeschafft haben, macht ihr Wachsthum eine Zeit lang wieder eine bedeutende Pause und sie scheinen hinter ihrem schwerfälligen Panzer gleichsam zu verknöchern und einzuschlafen.

Endlich in der Neuzeit nach Ueberwindung der Wehen des dreissigjährigen Krieges und dann in Folge mannigfaltiger Umwälzungen in der Politik, Wissenschaft und Kriegführungs-Kunst und nachdem die politische Selbstständigkeit, die innere Kraft und der alte Unabhängigkeitssinn der meisten Städte und Bürgerschaften untergegangen ist, gehen sie auch ihre äusseren Schutzwälle, die sie mit den grossartigen Ansprüchen der modernen Fortificationskunst nicht mehr au niveau zu erhalten, und nicht gegen die grossen nun in Europa umher marschirenden Armeen zu vertheidigen vermögen, auf. Wie Chrysalyden ihre Hüllen durchbrechen, so beseitigen sie ihre alten Befestigungen, ebnen sie ganz weg, greifen mit ihren bunten Flügeln weit in die freie Landschaft umher hinaus und schmücken sich statt mit jenen hässlichen und finsteren Kriegs-Apparaten mit schönen Garten-Anlagen und reizenden Vorstädten.

Natürlich hat sich dieser durch viele Jahrhunderte fortgehende Be- und Entfestigungs-Prozess unserer Städte, den ich so eben in seinen Hauptzügen schilderte, bei jeder einzelnen Stadt mit mannigfaltigen Modifikationen vollzogen. Ich will es in dem Folgenden versuchen, zu zeigen, wie und in welchen Tempos es hiemit in der Stadt Bremen zuging.

Die Schanzen und Palisaden der ältesten Orts-Bewohner.

Wie andere Germanen, so mögen auch schon vor Karl dem Grossen diejenigen alten Sachsen, die sich auf einer kleinen von der sogenannten „Balge", einem schmalen Flussarme, umschlossenen Weser-Insel anbauten, und zu der Entstehung des Ortes Bremen Veranlassung gaben, diesen Flussarm als eine Art natürlichen Stadtgrabens benutzt und ihn auch unter Umständen durch Erdwälle, Zäune, Flecht- und Pfahlwerke zum Schutze gegen ihre Feinde noch mehr befestigt haben. Des geistreichen Tacitus Aeusserung, dass die alten Germanen und Sachsen nur in offenen und unbefestigten Ortschaften gewohnt hätten, buchstäblich nehmen zu wollen, wäre wohl sehr unzulässig. Ist doch weder in Africa noch in America kaum ein wilder Neger- oder Indianer-Stamm gefunden worden, der seine Hütten, sein Hab und Gut, seine Weiber und Kinder nicht mit irgend einer Art von Schutzwerken und wenn es auch nur hohe Dornen-Hecken wären, umgeben hätte. Auch haben wir ja in Deutschland noch Spuren und Ueberreste genug von Altgermanischen Befestigungs- und Schanz-Werken.

Die Wälle und Mauern der Erz-Bischöfe.

Als Karl der Grosse und seine Missionäre auf einer sandigen Anhöhe neben dem Orte Bremen eine Kirche bauten und ihn zu einem bald einflussreichen Bischofssitze erhoben, da dachten die Bischöfe selbst auf bessere Befestigung ihrer von „Hunnen" und „Normannen" und andern Feinden oft bedrohten und angegriffenen Residenz. Ihre Kirche, und die sie umgebenden Wohnungen, Officinen und Klöster der Geistlichen mit ihren Umzäunungen waren für sich selbst kleine Festungen oder Castelle, wie alle Kirchen und Klöster damaliger Zeit. Aber auch der Ort Bremen daneben war ihnen wichtig und unentbehrlich. In ihm wohnten ihre Handwerker, ihre Krämer, Markt- und Handelsleute, vielleicht auch ein Theil ihrer Dienstmannen und Ritter, und sie mögen auch die alte Bremische Balgestadt mit verbesserten Erdwällen und Palisaden zu umgeben schon bei Zeiten getrachtet haben.

Adam von Bremen, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts seine bremische Kirchengeschichte schrieb, führt namentlich die Erzbischöfe Libentius I., Unwan, Hermann und Bezelin, welche alle nicht lange vor ihm lebten, als Erbauer und Ausbesserer von bremischen Befestigungen auf.

Von Libentius I., der von 988—1013 regierte, sagt Adam, dass unter ihm die Ascomannen (die Normannischen Seeräuber), häufige Einfälle zu den Weser- und Elbegegenden gemacht hätten, dass alle Städte Sachsens mit Furcht und Schrecken vor ihnen erfüllt gewesen seien und „dass man daher auch angefangen „habe, Bremen mit einem besonders starken Walle zu umgeben" („et ipsa Brema vallo muniri coepit „firmissimo".[1]) Dieser Ausdruck darf, wie es mir scheint, nicht auf eine ganz neu angefangene Befestigung, sondern nur auf die Verstärkung einer schon bestehenden gedeutet werden. Es ist wohl ziemlich unwahrscheinlich, dass Bremen noch zweihundert Jahre nach der Stiftung des Bisthums ein ganz offener Ort gewesen sein sollte.

Von Unwan, der von 1013—1029 regierte, sagt Adam, „zu seiner Zeit sei der bremische Wall gegen „die Anfälle der Feinde befestigt worden, insbesondere weil der gegen den Kaiser Heinrich rebellirende Herzog

[1]) Adam. Brem. lib. II. c. 31 in Pertz Mon. Germ. p. 317.

„Bernhard alle Kirchen Sachsens erschreckt und beunruhigt habe."[1]) Auch diese Ausdrücke gehen offenbar nur auf die Ausbesserung und Verstärkung eines schon existirenden Walls und nicht auf einen Neubau. Anscheinend war aber auch dieser Wall („agger") nur ein Werk aus Erde und Holz, ein Palisadenwerk.

Wo diese von den Bischöfen Libentius und Unwan ausgeführten Wälle und Pfahlwerke gelegen und was sie umschlossen haben mögen, lässt sich aus den Angaben Adam's nicht erkennen. Wenn es aber, wie ich glaube, nur Ausbesserungen und Verstärkungen alter Wälle waren, so müssen sie wohl nur den alten Kern Bremens, die Balgestadt, umfasst und vermuthlich, wie die allerersten sächsischen Pfahlwerke längs der Balge gelaufen sein. Dass ihre Spur jetzt längst völlig verschwunden ist, begreift sich, da Alles bloss aus Holz und Erde bestand. Diess scheint auch dadurch bestätigt zu werden, dass Adam von Bremen sagt, die von Unwan zu derselben Zeit (zwischen 1013—1029) gebaute Veits-Kirche (jetzige Lieben-Frauen-Kirche) sei „extra oppidum" (ausserhalb der Stadt oder des alten Kerns der Stadt) gelegen gewesen. Freilich waren damals in dieser Kirche, so wie auch im Dom, und in den andern ausserhalb der alten Balgestadt errichteten Capellen (z. B. Willehadi) manche einer Vertheidigung sehr würdige Dinge aufbewahrt. Auch gab es auf dem von dem deutschen Kaiser schon vor dem Jahre 1000 mit verschiedenen Privilegien versehenen Markte von Bremen, bereits viele werthvolle Waaren. Allein die alten Kirchen waren, wie gesagt, vermuthlich selbst zur Vertheidigung gerüstet.[2]) Und die Marktwaaren mochte man, wenn ein feindlicher Anfall drohte, zu ihrer Sicherung hinter den Wall und die Balge in die Stadt hineinflüchten.

Von Erzbischof Hermann (regierte von 1032—1045) sagt der oft genannte Adam, unsere einzige Quelle über die ersten alten Befestigungen unserer Stadt, „er habe ein sehr grosses und nützliches Werk im Sinne „gehabt, er habe nämlich die Stadt mit einer Mauer umgeben wollen, sei aber, nachdem er kaum die Funda- „mente dazu gelegt, gestorben".[3]) Das Neue, Grosse und besonders Nützliche in diesem Unternehmen Hermann's war wohl diess, dass er statt eines „Erdwalls" („vallum" „agger") zuerst eine steinerne Mauer („murum") zu bauen anfing.

Hermann's Nachfolger, Erzbischof Bezelin, der von 1038—1045 regierte, setzte das Mauerwerk fort. „Er baute," sagt Adam, „die von seinem Vorgänger Hermann angefangene Mauer der Stadt rings herum („in „giro") weiter, und brachte sie an einigen Stellen bis zu den Zinnen, Schiessscharten und Brustwehren („usque „ad propugnacula") fertig, an andern Stellen aber führte er sie nur bis zu einer Höhe von 5 oder 7 Ellen „und liess sie halb vollendet („alias quinque aut septem cubitorum altitudine semiperfectum dimisit"). Gegen „den Markt zu im Westen wurde dieser Mauer ein grosses Thor angefügt, und über dem Thor „ein sehr „starker Thurm, nach italienischer Weise gebaut, mit sieben Kammern (Gewölben) zu verschiedenem „städtischem Gebrauche versehen."[4]) — Dem allen nach scheint das Werk Bezelins schon etwas recht Stattliches gewesen zu sein. Dieser Erzbischof baute noch Vieles aus Stein. Namentlich liess er sich auch in Hamburg ein festes steinernes Haus zur Wohnung herrichten und er wollte auch die Stadt Hamburg mit einer steinernen Mauer umgeben, was er aber nicht ausgeführt zu haben scheint.

Leider zerstörte der Erzbischof Adalbert (regierte von 1043—1072) wieder — zum Theil wenigstens — die nicht ganz vollendete Stadt-Befestigung seines Vorgängers. Er hatte zu dem von ihm beabsichtigten grossen Neu-Bau des Doms Steine nöthig und fand es bequem, diese aus der Stadt-Mauer zu nehmen. Er liess desswegen sogar jenen aus sieben Gewölben bestehenden prächtigen („speciosam" sagt Adam) italienischen Thor-Thurm wieder abtragen und verwendete das Material zu seinem Dom-Bau,[5]) so dass denn auch alle Spuren dieses Thurmes und Thores am Markte verschwunden sind.

Dass Adalbert übrigens nur einen Theil der Mauer und nicht das Ganze verbrauchte, ist wohl sehr wahrscheinlich. Denn erstlich hatte er schwerlich all das Material einer über 7 Ellen hohen und doch auch wohl wenigstens 5 oder 6 Fuss dicken Mauer, die eine ganze Stadt umschloss, zu dem blossen Bau einer einzigen Kirche, die er ohne diess nicht einmal vollendete, nöthig, und zweitens hören wir, dass bald nachher, nachdem Adalbert seine Steine aus der Stadt-Mauer genommen, im Jahre 1066, Herzog Magnus von Sachsen

---

[1]) Adam. Bremen. lib. II. c. 33 (Editio Pertz S. 322). „Ipso tempore ferunt aggerem Bremensem firmatum contra insidias et impetus inimicorum, praecipue quoniam Dux Bernadus Henrico Imperatori ausus rebellare terruit et turbavit omnes ecclesias Saxoniae." Das „ferunt" glaube ich hier nicht auf eine blosse „Sage", sondern auf einen „Bericht" deuten zu können.

[2]) In der Stadt Hildesheim kann man noch heutiges Tages mehre der besonderen Wälle und Mauern erkennen, mit denen die Klöster, die Curien (Wohnungen der Geistlichen), die Kirchen für sich und die Stadt wieder für sich eingeschlossen waren.

[3]) Adam: Brem. lib. II. c. 50 in Pertz Monum. Germ. p. 330: „murum civitati circumdari voluit, vixque jactis fundamentis, cum opere vitam finivit."

[4]) Adam Brem. lib. II. cap. 51 in Pertz Monum. Germ. p. 331 „cui (scil. muro) ab occasu contra forum porta grandis inhaesit, superque portam firmissima turris, opere Italico munita et septem ornata cameris ad diversam oppidi necessitatem."

[5]) Adam Brem. lib. III. c. 5 in Pertz Mon. Germ. p. 336: „Nam et turris speciosa, quam diximus septem cameris ornatam fuisse, tunc funditus est diruta."

Bremen belagerte, ohne es zn erobern. Eine solche vergebliche Belagerung hätte wohl nicht statt gefunden, wenn nicht noch ein gutes Theil der Stadt-Maner, das man damals schnell wieder in Vertheidigungszustand setzen konnte, vorhanden gewesen wäre.[1])

Auch auf die Frage, wo und in welcher Richtnng diese von Erzbischof Hermann angefangene, von Bezelin beinahe fertig gebrachte nnd von Adalbert zum Theil wieder zerstörte steinerne Mauer gelaufen sei und was sie von Bremen eigentlich umfasst habe, giebt Adam keine sehr bestimmte Antwort. Es ist möglich, dass sie, ehen so wie anscheinend die früheren Wälle und Dämme, wiederum bloss die alte Balgestadt umfasste. Jedoch liesse es sich auch denken, dass sie von grösserem Umfange gewesen sei.

Für die erste Möglichkeit scheinen zunächst die Ausdrücke zu sprechen, deren sich Adam hedient, um die Lage jenes schönen italienischen Thores und Thurmes in der Bezelinschen Mauer zu schildern. Er sagt, derselhe habe „von Westen her gegen den Markt („ab occasu contra forum") gelegen." Diese Phrase dürfte so zu verstehen sein, dass der Thurm und sein Thor von der Balgestadt her an der Westseite des Marktes, also etwa bei der Stinthrücke lag. Er könnte dann ein Haupt-Auslass für die Balgestadt-Bewohner nach dem Markte zu und auch für ihre Heerden nach ihren alten Viehweiden ausserhalb des — damals aber noch nicht existirenden — Heerdenthors gewesen sein. Dieser Thurm mit seinen sieben „für städtischen Bedarf hergerichteten Kammern" oder Gewölben hatte dann wohl zugleich den Marktleuten zur Flüchtung und Sicherung ihrer Waaren nnd Markt-Utensilien („ad diversam oppidi necessitatem") gedient.

Zweitens scheint für diesen engen Mauer-Umkreis der Umstand zu sprechen, dass man hei der Aufwühlung des Grundes zur Legung der Fundamente der Neuen Börse im Jahre 1860 in der Nähe der Süd-Ost-Ecke des Marktes nnd hei seiner Einmündung in die Wachtstrasse, also auch unfern der Balge, auf im Boden tief versteckte Reste von uraltem Mauerwerke gestossen ist, nämlich, wie ein damals üher diesen Fund aufgenommer Bericht sagt, „zwei tief liegende Fundamente, deren eins der Wachtstrasse gegenüber, das andere „mehr nach dem Markte hin sich befand, aus Feldsteinen und einem sehr festen Mörtel in Dimensionen gehaut, „welche annehmen liessen, dass sie etwa einem ehemaligen Festungsthurme als Unterlage gedient hätten."[2]) Da in der bezeichneten Gegend keinerlei Kirche oder sonst ein grosses Gebäude gestanden hat, da wir auch nicht wissen, dass daselbst in späterer Zeit je ein Thurm oder eine Mauer gebaut sei, und das damals entdeckte alte rohe Bauwerk auf eine sehr alte Zeit deutet, so liegt die Vermuthung einigermaassen[3]) nahe, dass es zu der von den Erzbischöfen Hermann und Bezelin gebauten Stadt-Mauer gehört haben könne, und dass demnach diese Stadt-Mauer noch nicht den Markt und Dom eingeschlossen habe, sondern am Fusse der Domsdüne um die Balgestadt ringsherum („in giro") gegangen sei. —

Zu der Zeit der Erzbischöfe Hermann und Bezlin und noch mehr während der Regierung des prachtliebenden Adalbert müssen nehen den bereits genannten Kirchen schon sehr manche Häuser ausserhalb der alten Balgestadt existirt haben. Die damaligen Erzbischöfe hielten einen bedeutenden und gastfreundlichen Hof. Wir hören, dass sie zu Zeiten von vielen andern Bischöfen, Fürsten und Herren besucht wurden. Um das Jahr 1050 kam sogar ein Deutscher Kaiser (Heinrich III.) nach Bremen nnd weilte daselbst. Unter Erzhischof Adalbert, heisst es, sei Bremen von Kaufleuten aus allen Gegenden der Welt hesucht worden, und unter ihm wurde die Stadt sogar ein kleines Rom des Nordens genannt. Alles diess scheint kaum bloss von dem geringfügigen oppidum der Balgestadt gelten zu können. Es muss schon um die Mitte des elften Jahrhunderts ausserhalh derselben eine ziemlich hedeutende Neustadt, bestehend aus Kirchen, Capellen, Curien, Behausungen für vornehme Herren, Wohnhäusern von Kaufleuten und andern unter den Erzbischöfen herbeigeströmten Ansiedlern existirt haben. Ja diese Neustadt des zehnten und elften Jahrhunderts scheint sogar die wichtigsten Gebäude und werthvollsten Dinge nnd Schätze des damaligen Bremens enthalten zu haben. Die alte Balgestadt besass ja noch nicht ein Mal eine einzige Kirche. Und dennoch sollten Hermann und Bezelin nur diese Balgestadt nnd nicht auch ihre unter dem Krummstabe angewachsene Neustadt mit ihrer Mauer zu schützen getrachtet haben? — Die Unwahrscheinlichkeiten, die hierin zu liegen scheinen, und vielleicht auch andere Gründe haben daher einige Bremische Geschichtsforscher zu dem Glauhen veranlasst, dass jene Bezelinsche Mauer schon die ganze der alten Balgestadt angewachsene Erzbischöfliche Neustadt mit eingeschlossen und dass sie fast Alles, was wir heutzutage „Altstadt" nennen, (nur mit Ausnahme der Stephansstadt) umgehen habe. So meint denn einer derselben, der Italienische Thurm Bezelins habe bei der späteren „Natel" am Ende und im Westen der Laugen Strasse gestanden. Ein anderer weist ihm seine Stelle heim Ansgarii-Thor an. Einer unserer trefflichsten Forscher sagt, die Bezelinsche Mauer hahe sich „vom Stavendamm bis zu dem damals augelegten „Osterthor, von da his zum Ausgariithor, und dann wieder südwestlich der Weser zu gezogen, wo das letzte

[1]) S. hierüber Donandt. Geschichte des Bremischen Stadt-Rechts. I. S. 104.

[2]) Siehe dies in: „Brem. Jahrbuch I. S. 30". Den Nachweiss dieses Berichts verdanke ich Herrn Dr. H. A. Schumacher.

[3]) Ich sage „einigermaassen" nahe. Dann allerdings muss ich erwähnen, dass der Baumeister der Neuen Bremer Börse, Herr H. Müller, der diese alten Gemäuer näher untersuchte, nicht glaubt, ihnen ein so hohes Alter zugestehen zu können.

„Thor in derselben in der Gegend des Neuen Kornhauses war, und von seiner Gestalt vielleicht die Natel genannt „wurde". [1]) Derselben Meinung scheint auch der alte Bremische Chronist Renner gewesen zu sein. Denn er sagt bei Gelegenheit desjenigen Abbruchs des Mauerstücks, welches bis zum Jahre 1551 die Altstadt von der Stephansstadt trennte: „dasselbe habe damals 500 Jahre gestanden" und er versetzt mithin die Errichtung dieser Mauer in das eilfte Jahrhundert und in die Zeit Bezelin's. Endlich nimmt auch Prof. Roller dasselbe an.

Nach dieser Ansicht würde die Bezelinsche Mauer ein für damalige Zeit ausserordentlich grossartiges Unternehmen gewesen sein. Es würde dabei vorausgesetzt werden müssen, dass damals auch schon die genannten Thore und dazu auch das Heerdenthor existirt hätten. Man müsste dabei ferner annehmen, dass auch schon die Langenstrasse und die Obern- und die Sögestrasse ziemlich dicht mit Häusern besetzt und ziemlich ausgebildet gewesen seien. Denn leere Räume würde man doch schwerlich mit einer Mauer umschlossen haben wollen. Auch müsste die Stadt Bremen bei dieser Voraussetzung doch mindestens wohl schon eine Bevölkerung von 15 bis 20,000 Einwohnern gehabt haben. Denn nur eine solche Stärke der Einwohnerschaft wäre im Stande gewesen, die zur Vertheidigung einer so weit ausgedehnten Mauer nöthige Mannschaft zu liefern.

Andere, die sich nicht haben entschliessen können, dies Alles anzunehmen, und der Bezelinschen Mauer einen so grossen Umfang zu geben, doch aber auch die alte Balgestadt für sie zu eng fanden, scheinen einen Mittelweg vorgezogen zu haben. Sie glauben, dass die Bezelinsche Steinmauer zwar mehr als die Balgestadt, aber von der ihr angesetzten erzbischöflichen Neustadt doch nur den Markt, die Veit's (Lieben-Frauen) Kirche und den Dom umfasst habe. Dieser Ansicht nach müsste dann die Mauer um den jetzigen Lieben-Frauen-Kirchhof herum, queer über den Domshof und dann um den Dom herum und über die Domshaide zur Weser gegangen sein. Wir haben aber in der Richtung dieser Linie gar keine Spur von irgend welchen längs derselben vorhanden gewesenen Mauern und Gräben. Auch scheint hier in der Gestaltung des Terrains nirgends eine Veranlassung zur Errichtung einer Befestigung, keine natürliche Vertiefung oder Wasser-Rinne, wie es die Balge oder der später sogenannte Stadtgraben war, existirt zu haben. Ich halte es daher nicht sehr wahrscheinlich, dass es in dieser Linie je eine Stadtmauer gegeben habe.

Da ich demnach diesen Mittelweg verwerfen zu müssen, — aber auch nicht allen Consequenzen und Voraussetzungen jener grossen Ausdehnung der ersten Bremischen Stadtmauer von Stein beistimmmen zu dürfen glaube, und da wir für die Existenz derselben innerhalb der engen Gränze längs der Balge doch wenigstens einige oben angeführte Anhaltpunkte entdeckt haben, so scheint es mir am sichersten auch mit Bezelin wieder bei der Balge stehen zu bleiben, und sich vorzustellen, dass die Etablissements, Curien, Bischofswohnungen, Kirchen etc. der neuen Stadt um den Dom, um den Markt und um die Veits-Kirche herum sich selbst schützten und gleichsam wie kleine Castelle oder so zu sagen wie detachirte Forts um den ummauerten Kern der Stadt herumlagen. Ich erinnere daran, dass wir auch noch viel später bei Bremen solche ausserhalb der Stadt-Befestigungen gelegene, sich selbst vertheidigende, feste kirchliche Etablissements aus alter Zeit gehabt haben, so z. B. noch im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts vor dem Osterthore das im Jahre 1138 gestiftete St. Pauli-Kloster und seine Kirche, welches im Jahre 1523 die dem Protestantismus geneigten Bremer zerstörten und bis auf den Grund abbrachen, „weil diese hohen festen und aus soliden Quadersteinen errichteten Gebäude „so nahe bei der Stadt lagen, und weil man schon lange besorgt hatte, dass ein Mal ein Feind sie besetzen „und aus denselben die Stadt beschiessen und wegnehmen könne".

Von den alten Schanzen und Mauern der Balgestadt ist jetzt, bis auf das, was noch etwa davon tief im Boden versteckt sein mag, jede Spur verschwunden. Vielleicht wurde diese Mauer, eben so wie vom Erzbischof Adalbert zum Dombau, auch von den Patriciern der Stadt ausgebeutet, um aus ihrem Material die „Steen-Kamern" (die steinernen Wohnhäuser) zu bauen, wie wir sie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte in Bremen errichten sehen.

Die Balge, der älteste Bremische Stadtgraben, verschwand auch wie die alten Mauern allmählig fast ganz. Im fünfzehnten Jahrhundert ging noch immer während des ganzen Jahres von der Weser her viel Wasser durch die Balge und im Winter ein starker Strom. „Des wynters, wan de Balge in groten strome gheyt" heisst es in dem alten Balge-Brief („Breve upp de Balge") vom Jahre 1479. Die alten über ihr gebauten Brücken („Grosse und kleine Stintbrücke", die „Steinbrücke", die „Balgebrücke", die „Hohebrücke" etc.[2]) bestanden noch eine Zeit lang, wurden aber dann mit unterwölbten Strassendämmen vertauscht. Je mehr Häuser zur Balge herantraten, und je mehr der Wasser-Arm verengt wurde, desto weniger Wasser floss von der Weser her in ihn ein, auch verschlammte er immer mehr in Folge des in ihn ausgelassenen Schuttes und Schmutzes. Doch konnte man noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit kleinen Böten in der Balge fahren. Erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde der Wasser-Arm gänzlich zugeworfen bis auf

[1]) S. Donandt l. c. 1. S. 103.

[2]) Das Raths-Denkelbuch zählt noch im sechszehnten Jahrhundert mehr als ein halbes Dutzend Brücken über die Balge auf.

einen kleinen in ihm ausgemauerten Canal oder eine Röhre, durch welche das noch dann und wann einfliessende und circulirende Wasser seinen Ablauf findet. Demnach erkennt man noch heutzutage den alten Wasserstrich an einem langen Zwischenraume, der sich zwischen den auf beiden Seiten aufgebauten Häusern wie ein Waldweg zwischen hohen Bäumen hindurch schlängelt. — Ganz ähnliche Phasen des allmähligen Zusammenschrumpfens wie die Bremer Balge haben auch ähnliche alte Stadtgräben in andern Städten durchgemacht, so z. B. der „Wollgraben“ in Frankfurt a./M., dessen Absterbungs-Geschichte der Canonicus Battonn beschreibt. [1])

Befestigungen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Der treffliche Schulmann Adam von Bremen, dem allein wir die dürftigen Nachrichten über die ersten steinernen Bremer Stadtmauern verdanken, schliesst sein Buch mit dem Tode des Erzbischofs Adalbert im Jahre 1072 ab, und da er keinen Fortsetzer seiner für die alte Zeit uns so wichtigen Kirchengeschichte gefunden hat, so sind wir über den ferneren Ausbau unserer Befestigungen während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts noch schlechter unterrichtet als zuvor, und auch für diese Zeit fast nur auf Vermuthungen angewiesen. Höchst wahrscheinlich nahmen die dem Erzbischof Adalbert folgenden geistlichen Landesherrn das angefangene Werk wieder auf, führten es weiter und fanden es denn mit der Zeit auch wohl nöthig, nicht nur wie bisher bloss die alte Balgestadt, sondern nun auch die ganze stets wachsende und an Bevölkerung zunehmende Neustadt in weiter vorgeschobene Befestigungen einzuschliessen.

Es ist natürlich, und man wird es auch bei der Geschichte aller Stadtmauern bestätigt finden, dass die Bildung neuer Befestigungsringe in hohem Grade von der Gestaltung des Bodens in und bei der Stadt abhängt. Die Entstehung neuer Häusergruppen, neuer Strassen und neuer Gränzen für eine Stadt-Erweiterung ist in ihrer Ausbildung durch die Terrain-Beschaffenheit der Localität bedingt. Wo diese dem Wachsthume der Stadt Hindernisse (ein Gewässer, eine Anhöhe, einen Sumpf etc.) in den Weg legt, da macht derselbe eine Pause. Was für den Ausbau der Stadt ein Hinderniss ist, erscheint meistens für ihre Befestigung und für den Aufbau von Mauern gegen aussen als ein Vortheil und als Verlockung. Die Stadt strebt daher sowohl diese natürlichen Schranken ihres Wachsthums zu erreichen, als auch zugleich sich mit Hülfe derselben zu verschanzen.

Das ganze alte Bremen fand, wie ich im Obigen zeigte, seine erste natürliche Gränze und Befestigungslinie in dem Weser-Arm der Balge. Eine der Balge ziemlich ähnliche Rinne, die wir heutzutage, weil die Kunst sie weiter ausgebildet hat, den „Stadt-Graben“ nennen, eine Art von Mulde oder Thal, in dem ebenfalls einst ein Weser-Arm floss, brach hinter dem Dom im Osten der Stadt durch die Dünenkette und ging eben so wie die Balge und in Parallelismus mit ihr westwärts herum, griff dabei aber etwas weiter ins Land hinein. Im Westen (nicht weit von dem jetzigen „Abbentbor“) erweiterte sich diese Rinne zu einer Art von Tümpel oder See, welcher — vielleicht von den wilden Schwänen, die sich darauf zu Zeiten niedergelassen haben mochten — den vermuthlich sehr alten Namen „das Schwanengatt“ erhielt. Von diesem Schwanengatt setzte sich die Wasser-Linie durch einen Wasserfaden, die sogenannte „Kleine Balge“, fort. Dieselbe trat aus besagtem Tümpel im Süden hervor und mündete südwärts fliessend in die Weser aus. Auf diese Weise war durch die genannten zusammenhangenden Gewässer wieder ein sehr natürlicher Stadtgraben gebildet, der mit der alten Balge in Parallelismus und in einem bequemen Abstande um sie und um den alten Kern der Stadt Bremen herumging. Zwischen beiden Wasserlinien gab es keinen solchen natürlichen Einschnitt mehr, und es ist daher auch anzunehmen, dass die Stadt bei ihrem Wachsthum diesen von der Natur nicht zerrissenen Zwischenraum ohne Aufenthalt, ohne Pause, ohne Bildung eines Mauerringes durchschnitten hat, und dass sie wie ehemals, als sie noch klein war, die Balge, so nun die bezeichnete zweite Wasserlinie zu erreichen und sich innerhalb derselben festzusetzen strebte.

Wahrscheinlich hatten schon die Bewohner in der ursprünglichen Balgestadt, wenn sie mit ihren Heerden zu ihren alten Weiden hinaustrieben, oder sonst mit dem Binnenlande verkehren wollten, in jener oft mit Wasser gefüllten, oft bloss sumpfigen Thalrinne des jetzigen „Stadtgrabens“ gewisse bequeme Uebergangsstellen gefunden. Wie bei ihrer Balge, so mögen sie auch bei diesen Uebergangsstellen oder Furthen Brückenwege oder Dämme einzurichten versucht haben, und so mögen denn schon längst die Stellen des „Heerdenthors“, des „Osterthors“ etc. bezeichnet gewesen sein, ehe man daran denken konnte, daselbst steinerne Bogen und Thürme zu bauen. Eben so auch mögen von der Balgestadt aus schon Fusspfade, Reit- und Fahrwege zu diesen Furthen hingeführt haben, längs denen nachher die alsdann mit Häusern besetzten Sögestrasse, die Bischofs-Nadel-Strasse, die Osterthorsstrasse etc. sich ausbildeten.

Auf welche Weise nun allmählig die Stadt von der Weser und Balge her bis zu der bezeichneten

[1]) In seinem Werke: Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt. I. Heft S. 88.

„Stadtgraben- und „Schwanengatt-Linie“ fortgerückt ist, — so wie welche Nachfolger des Erzbischofs Bezelin und wann sie der Stadt längs dieser Linie neue Gränzen und neue Mauern gegeben haben, das zu zeigen ist uns leider aus Mangel an Nachweisungen nicht möglich. Doch müssen um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Mauern noch nicht sehr stark gewesen sein. Denn als im Jahre 1166 Heinrich der Löwe Bremen angriff, nahm er es — anscheinend leicht und schnell — ein, verwüstete es, und die Bürger fanden vor ihm einen besseren Schutz in den Sümpfen und Morästen der Umgegend, zu denen sie flüchteten, als hinter ihren Mauern.

Aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts haben wir einige für unseren Gegenstand sehr wichtige Dokumente, welche uns beweisen, dass um diese Zeit das ganze so eben bezeichnete Terrain wirklich mit Häusern und Strassen erfüllt und mit Befestigungen umgeben war, und in denen dann auch schon einige der damals existirenden Strassen, Thore und Befestigungen zum ersten Male deutlich genannt werden.

„Die Gemeinde der Stadt Bremen“ — so ungefähr heisst es in einem dieser Dokumente, einem aus dem Jahre 1227 stammenden Briefe oder Mandate des Pabstes Gregor IX. an den bremischen Erzbischof Gerhard II. — „habe geeigneten Orts zu erkennen gegeben, dass sie neben dem Dome nur eine einzige Pfarr-„kirche, nämlich die Lieben Frauen-Kirche besitze und dass diese Kirche für die jetzt so gross gewordene „städtische Pfarre nicht mehr genüge. Die bremische Gemeinde habe daher den Pabst gebeten, dass er die „Stadt nun in drei Parochien theilen und ihr neue Kirchen und Seelsorger geben möge, — der Pabst sehe sich „daher zu dem Auftrage an den bremischen Erzbischof veranlasst, diese Sache zu untersuchen, und wenn er „es angemessen fände, die gewünschte neue Eintheilung der Stadt zu bewirken.“ [1])

Diesem päbstlichen Auftrage zufolge gab denn der Erzbischof Gerhard II. im Jahre 1229 einen Erlass von sich, in welchem er erklärte, dass er die bisherige Bremer Lieben-Frauen-Pfarre in drei neue Pfarren eintheilen wolle, indem er zugleich die Gränzen dieser neuen Pfarren, und die Strassen und Häuser, längs welcher sie laufen sollten, ziemlich genau beschrieb, und zum Theil auch bei ihren Namen nannte. [2]) Aus dieser uns noch aufbewahrten Beschreibung ersehen wir denn, dass damals (im Jahre 1229) das „Heerdenthor“ („porta gregum“), welches ausdrücklich erwähnt wird, schon ohne Zweifel als ein steinerner Bogen und Thurm existirte. Auch die „Stadtmauern“ („muros civitatis“) nennt die erzbischöfliche Gränzschilderung ausdrücklich als existirend, ganz deutlich wenigstens das Stück derselben zwischen dem Schwanen-Gatt und dem Heerdenthor. Eben so werden auch die Sögestrasse, und die Obernstrasse in dieser Schrift, wenn auch nicht bei Namen genannt, doch so deutlich beschrieben, dass man sie als längst mit Häusern besetzte Stadtgassen erkennt. Auch das alte erste Bremische Rathhaus (domus theatralis) an der Ecke der Obern- und Sögestrasse wird genannt. Dessgleichen wird der Wasserstrich der „alten Balge“, und zwar als Umgränzung des neugeschaffenen St. Martini Kirchspiels (der alten Balgestadt), erwähnt. Und endlich wird auch der Wasserstrich der aus dem Schwanengatt kommenden „Kleinen Balge“, der die westliche Gränze des Ansgarii-Kirchspiels bilden sollte, unverkennbar angedeutet.

Hiernach hätten wir denn wenigstens ein ganz unzweifelhaft als im Jahre 1229 existirend fest gestelltes Stadt-Mauerstück, nämlich das Stück zwischen dem Schwanengatt und dem Heerdenthor. Wenn der Erzbischof im Osten des Heerdenthores keine andere Mauern und Thore nennt, so thut er diess wohl nicht, weil sie nicht existirten, sondern weil er sie zu seiner Gränz-Abtheilung nicht zu nennen brauchte. Man mag hier aber wohl das Wort „ex ungue leonem“ anwenden und mit ziemlicher Bestimmtheit aus dem nachgewiesenen Mauerstück, das doch für sich isolirt und abgerissen gar keine Bedeutung haben konnte, auf eben solche schon damals rings um die Stadt längs des „Stadtgrabens“ herumlaufende Mauern und mithin auch auf die Existenz eines befestigten Osterthores schliessen. Auffallend ist es, dass der Erzbischof da, wo er von der Weser zum Schwanengatt längs der „kleinen Balge“ geht, und die Gränze zwischen der St. Ansgarii-Stadt-Pfarre und der Vorstadt-Pfarre zu St. Stephani zeichnet, auch keine Mauer erwähnt. Doch nennt er hier, nämlich in der Nähe der Weser anscheinend nahe bei der Ausmündung der kleinen Balge einen „Stein“, einen „Ort“, wie er sagt, „den das Volk Ethelinde-Stein nennt“. Könnte unter diesem „Stein“ nicht etwa eine Befestigung in der Gegend des jetzigen „Fangthurms“, oder der „Natel“ verstanden werden? — Jedenfalls scheint für die Existenz von Mauern längs der Balge auch wieder der Grund zu sprechen, dass ohne sie die erwähnte Stadtmauer beim Heerdenthor ganz ohne Abschluss und unnütz erscheinen würde.

Im Jahre 1869 hat man bei dem Umbau eines Hauses am sogenannten „Neuen Wege“ ganz nahe dem Laufe der „kleinen Balge“ alte Fundamente bloss gelegt, die sehr merkwürdig und den von mir oben erwähnten, welche man im Jahre 1860 beim Börsenbau in der Südost-Ecke des Marktes entdeckte und welche Einige als Reste der alten Bezelinschen Stadt-Mauer ansehen zu dürfen glaubten, sehr ähnlich waren. Man

[1]) Siehe dieses Dokument in Ehmck. Brem. Urkundenbuch I. S. 166.

[2]) Siehe diese Urkunde in Ehmck. Brem. Urkundenbuch I. S. 171.

stiess etwa 5 Fuss unter dem Strassen-Niveau auf einen grossartigen künstlichen Block von mit Muschelkalk verbundenen Feldsteinen. Der Block hatte etwa 20 Fuss in's Gevierte, lag unten auf einer Schicht von Wesersand auf und war über 6 Fuss dick oder hoch. Die Steine, gewöhnliche Granitblöcke, wie wir sie in unsern Haiden finden, waren zum Theil sehr gross, zuweilen 3 Fuss lang. Kleinere lagen dazwischen und alle waren mit Muschelkalk übergossen und zu einer felsenfesten Masse verbunden. Die Maurerleute hatten die grösste Mühe, das Stück dieses Blocks, das ihrem Hausbau im Wege war, zu beseitigen. Der Kalk war fast noch härter als die Steine. Sie verdarben viele Instrumente dabei und der Baumeister hatte so viel Kosten darauf zu wenden, dass er bei dem ganzen Unternehmen wegen dieses ihm hinderlichen Blocks, den er bei seiner Berechnung nicht mit veranschlagt hatte, ein schlechtes Geschäft machte. Er erkannte, dass das Gemäuer noch weiter queer unter der Strasse weg ging. Man hatte ein Stück davon auch schon früher bei dem Bau des gegenüberliegenden Hauses verspürt. Vermuthlich war es die viereckige Grundlage eines Thurmes und Thorwegs in der Mauer längs der kleinen Balge. Die guten Leute, mit denen ich darüber sprach, meinten „diess Bauwerk müsse über 2000 Jahre alt sein". Jedenfalls schien mir die ganze Construktion sehr alt zu sein, vielleicht in's zwölfte Jahrhundert hinaufzuragen, und somit die Ansicht, dass schon im Jahre 1229 vom Schwanengatt her längs der kleinen Balge eine Mauer längst existirte, zu unterstützen. Ich habe schon oben angedeutet, dass manche Bremer Geschichtschreiber, z. B. unser alter Chronist Renner dieser das Ansgarii-Viertel von der „Steffenstadt" trennenden Mauer ein noch viel höheres Alter geben und sie schon bis in der Erzbischöfe Bezelin's und Adalbert's Zeiten hinaufrücken, was, wie ich sagte, ich nicht annehmen zu können glaubte.

Aus diesem Allen geht nun hervor, dass längs des zweiten von mir gezeichneten natürlichen Befestigungsstrichs Bremens längs des „Stadt-Grabens", des „Schwanengatts" und der „kleinen Balge" im Laufe des zwölften Jahrhunderts wahrscheinlich auf Befehl unserer Erzbischöfe diejenigen Stadt-Mauern gebaut worden sind, die wir zum Theil in Dokumenten von 1229 als damals längst existirend deutlich bezeichnet finden oder auf deren Vorhandensein wir andern Theils doch mit einiger Sicherheit schliessen können. Dilichius hat auf der Tafel XI seiner bekannten Chronik von Bremen einen Versuch gemacht, die oben beschriebenen Mauern der Stadt des dreizehnten Jahrhunderts darzustellen. Doch sind sie auch, was noch viel bemerkenswerther ist, auf dem ersten und ältesten Bremer Stadtsiegel, welches aus dieser Zeit (aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) datirt, angedeutet. Auf diesem Siegel, „Sigillum Bremensis civitatis" genannt, sind Karl der Grosse und der Bischof Willehad abgebildet, die den Dom auf den Händen emporhalten. Zwischen den Knien der beiden genannten Personen aber und unter dem Dom ist ein Stück Stadt-Mauer mit Zinnen und mit einem hohen Thore abgebildet.[1]) Es ist bedeutsam genug, dass wir eine fest organisirte Stadtgemeinde („civitas"), — einen Rath an der Spitze derselben, — ein Stadtsiegel, — und eine solide Stadt-Mauer, — lauter zusammenhangende und aus einander hervorgehende Dinge und Verhältnisse, zu derselben Zeit mehr oder weniger deutlich aus dem Dunkel der Geschichte hervortreten sehen.

Einen schliesslichen Beweis dafür, dass Bremen um diese Zeit ringsum von festen Mauern umgeben war, können wir auch noch in dem Umstande finden, dass die Stadt damals einen feindlichen Angriff glücklich bestand. Unser Chronist Renner berichtet, dass der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Enkel Heinrichs des Löwen, welcher Ansprüche an Bremen zu haben glaubte, im Jahre 1255 die Stadt belagert habe. Welche Vertheidigungsmaassregeln die Bürger bei dieser Gelegenheit ergriffen, welche Thaten sie bei ihren Mauern verrichteten, darüber erfahren wir leider nichts Specielles, nur dass der Herzog die Stadt nicht nehmen konnte und wieder abzog, nachdem er in der Umgegend geraubt und gebrandschatzt hatte.

Von den Bürgern und der Gemeinde Bremens gebaute Stadt-Mauer im vierzehnten Jahrhundert.

Natürlich hatten die Bürger Bremens bei den auf Veranlassung der Erzbischöfe gebauten Mauern immer das Beste gethan, so wohl bei der, welche Bezelin und seine Vorgänger um die kleine Balgestadt herum gelegt, als auch bei denen, mit welchen die folgenden Erzbischöfe die bis zum „Stadt-Graben" erweiterte neue Stadt umpanzerten. Sie hatten die Arbeit dabei verrichtet und vermuthlich auch den grössten Theil der Kosten bestritten. Sie mussten auch die Mannschaft zur Vertheidigung der Mauern — oder doch einen grossen Theil dieser Mannschaft — stellen. Wie diess geschah, ersieht man — wenigstens für die Hamburger Stadt-Mauer — deutlich aus einer alten Scholie zu Adams Bericht über sie.[2]) Da heisst es, der Erzbischof Bezelin habe

[1]) Siehe eine Abbildung dieses Siegels und die Beschreibung desselben in dem I. Theile der Kunstdenkmale Bremens. S. 35.

[2]) Siehe die Scholie 55 zu Adam. Brem. Lib. II c. 52 in Pertz Mon. Germ. p. 331.

bei seinem Plane, Hamburg mit Mauern und 12 Thürmen zu umgeben, die Absicht gehabt, sechs von diesen Thürmen mit seinen Domherren, seinem Dekan, Probst, Schulvorsteher etc. selbst zu vertheidigen, während die übrigen sechs Thürme von den Bürgern wechselsweise nach dem Loose bewacht werden sollten. Vermuthlich werden in Bremen ähnliche Arrangements bestanden haben. Die Bürger mochten aber wohl das, was anfänglich ihre Pflicht war, bald als ihr Recht betrachten, nahmen dann allmählich die Vertheidigung und auch die Ausbesserung ihrer Stadt-Mauern ganz und gar selbst in die Hand und hiebei konnten sie nur an innerer Kraft und Festigkeit gewinnen. Diese Erhöhung der innern Kraft drückte sich denn auch wieder in einer Verstärkung ihrer Mauern aus.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bestand in Bremen schon längst (wie ich oben andeutete seit etwa 100 Jahren) eine wohlorganisirte und sehr selbstständige Gemeinde mit Bürgermeister und Rath an der Spitze. Diese Bürger-Gemeinde, die auch im Jahre 1284 ein Mitglied der Deutschen Hanse geworden war, strebte nach grösserer Freiheit und Unabhängigkeit sowohl von den Erzbischöfen, als von den alten adligen Geschlechtern, die sich unter dem erzbischöflichen Regimente in der Stadt eingenistet und daselbst viel Willkühr geübt hatten. Es brachen grosse Bewegungen und blutige Unruhen in der Stadt aus. Die Plebejer vertrieben die reichen und despotisirenden Geschlechter und zerstörten die steinernen Häuser, welche diese in der Stadt gebaut hatten. Die Vertriebenen wandten sich an benachbarte Fürsten um Hülfe und zogen mit ihnen gegen die Stadt, und das gab denn Veranlassung zu einer gründlichen Revision und Umgestaltung der alten Mauern, die man im dreizehnten Jahrhundert wohl etwas vernachlässigt haben mochte. Renner sagt, die Erzbischöfe hätten in diesem Jahrhundert die Mauern selbst zum Theil wieder abgebrochen, vielleicht in ihren Kämpfen mit der Stadt, vielleicht aus Eifersucht gegen die steigende Macht derselben.

„Darnach wurde der Rath darüber einig, dass sie eine Mauer mauerten auf dem Graben vor der Stadt „gegen die Kirche zu Bremen (d. h. hinter dem Dome herum) zum Besten der Gemeinde. Das nahm aber der „Erzbischof Johannes mit grossem Unwillen auf und er wollte die Mauer der Stadt wieder stürzen. Darin wider-„stand ihm aber der Rath, so dass er es in keiner Weise ausführen konnte.“ — Mit dieser Aeusserung und Nachricht beginnen unsere ältesten Bremer Chronisten Rynesberch und Scheue ihre Geschichte der Regierung des Erzbischofs Johannes von Bremen. Da dieser Erzbischof im Jahre 1308 zum Regimente kam, und da es heisst, er habe die Mauer wieder niederstürzen wollen, so wird sie bei seinem Regierungsantritt (1308) wohl schon fertig gewesen und in den kurz vorhergehenden Jahren gebaut worden sein. Diess ist um so wahrscheinlicher, da in demselben Jahre (1308) die vertriebenen Geschlechter und der mit ihnen verbündete Stiftsadel vergebens die Stadt, die also vermuthlich gut gerüstet war, angriffen. Da auf derselben Linie — hinter dem Dom herum längs des Stadtgrabens — dem oben Gesagten nach schon früher wahrscheinlich Befestigungen existirten, so kann der vom Bremischen Rathe in den Jahren kurz vor 1308 beliebte Mauerbau kein völliger Neubau, sondern nur ein Umbau, aber vielleicht ein radikaler Umbau und eine bedeutende Verstärkung der alten Mauer gewesen sein. So stellt es auch wohl richtig Renner dar, der etwas anders, als seine Vorgänger Rynesberch und Schene die ganze Sache nur als eine Reform oder Verbesserung auffasst. Er sagt: „Darna verbeterde de Rath de Stadt muren“ (darnach verbesserte der Rath die Stadt-Mauer). Wie der Bau ausgeführt wurde, und was man damals eigentlich baute, darüber erfahren wir leider eben so wenig etwas Genaues, wie über das bestimmte Jahr des Baues. Doch der Umstand, dass nun bald nach dieser Zeit die verschiedenen Thore und Mauerthürme der Stadt häufig erwähnt werden, so wie die Bauart dieser Thore und Thürme, die man noch später oft untersuchen konnte, machen es wahrscheinlich, dass dieselben und überhaupt auch die ganze Mauer damals diejenige Gestalt bekamen, in der sie noch mehre Jahrhunderte nachher bestanden haben.

Dies gilt wohl namentlich vom Osterthorsthurm, oder der später sogenannten „Glocke“, ferner von dem alten „Heerdenthorsthurm“ und auch von dem „Anscharii-Thorsthurm“, der nachher den Namen „der Schuldthurm“ erhielt.

Zwischen diesen grossen, die Stadt-Aus- und Eingänge schützenden Thorthürmen kamen noch auf und an den Mauern selbst viele kleinere Thürme (Mauerthürme) zu stehen. Bloss zwischen dem Oster- und Heerdenthore sollen deren nicht weniger als 16 existirt haben. Noch auf dem trefflichen Stadtplane von Casper Schultze vom Jahre 1664 zählt man wenigstens ein Dutzend. Auch diese kleinen „Mauerthürme“ ohne Thore hatten ihre eigenen Namen. In einer aus dem fünfzehnten Jahrhunderte herrührenden Aufzeichnung im Rathsdenkelbuche werden mehre derselben namhaft gemacht, unter andern folgende: „de Hornewechters thorn“ (des Hornwächters Thurm), „des Blinden thorn“ (des Blinden Thurm), „de Nygethorn“ (der neue Thurm), „de thorn achter den Baghinen“ (der Thurm hinter dem Beginen-Hause), „de Schepelsthorn“, — „de Rauersthorn“ (der Räuber-Thurm?), „de Kageltympen thorn“ (der Mützenzipfel-Thurm), „de thorn jeghen den Snor“ (der Thurm gegenüber dem Schnoor).

Diese alten

Mauerthürme

hatten verschiedene Bestimmungen. Sie sollten vor allen Dingen, eben so wie die späteren „Rundeele“ und „Bastionen“, einen die Mauer angreifenden Feind zwischen zwei Feuer bringen. Daher mussten sie nach Aussen etwas aus der Mauer hervortreten, damit man von beiden Seiten auf den die Mauer angreifenden Feind schiessen könne. Sie durften daher auch nicht weit auseinander stehen, etwa nur so weit wie Pfeile oder Speerwürfe reichten. Daher die grosse oben erwähnte Anzahl der Mauerthürme in Bremen und anderswo. Sie wurden nach aussen hin rund gestaltet, weil sie so den Stössen der feindlichen Zerstörungmaschinen besser widerstanden, als wenn sie eckig gewesen wären. Sie mussten ziemlich hoch über den Mauern emporragen, weil sie zugleich als Späh- und Observations-Punkte so wie zum Commandiren der benachbarten Mauerpartie und ihrer Vertheidiger dienen sollten. Jeder Thurm hatte seinen Commandeur und oft war in den deutschen Städten der Commandeurs-Posten eines Thurmes in einer Familie erblich. (Vielleicht war dies auch in Bremen zuweilen der Fall. Sollte der oben erwähnte „Schepelsthorn“ vielleicht von einem Commandeur „Schepel“ oder „Schepler“ den Namen empfangen haben?) Auf der inneren oder Stadt-Seite waren die Thürme gewöhnlich nicht rund abgeschlossen, sondern offen und flach. Hier befanden sich Winden und andere Hebemaschinen, um Körbe mit dicken Steinen, Bündeln von Pfeilen und andern Geschossen in die oberen Etagen des Thurms hinaufzuwinden. Denn für diese Geschosse dienten die Mauerthürme als Magazine oder Niederlagsplätze und von ihnen aus wurden dieselben längs der Zinnen und Courtinen (Laufwege) der Mauern an die Vertheidiger vertheilt. Während einer Belagerung waren diese Thurm-Winden in beständiger Thätigkeit, weil der Verbrauch von Steinblöcken und Wurfgeschossen ausserordentlich gross war und den kämpfenden Bürgern immer neue zugeführt werden mussten. Alsdann waren diese Thürme auch die Treppenhäuser für die Mauern. In ihnen führten Treppen oder Leitern von Etage zu Etage und zu den Mauern hinauf. Endlich wurden sie auch zuweilen von Staatswegen Kriegsleuten zur freien Wohnung angewiesen. — Eine noch viel wichtigere Anstalt als diese Mauerthürme waren indess doch jene

Thorthürme.

Die im Frieden so nöthigen Ein- und Auslässe waren bei einer Belagerung die schwächsten Punkte der Befestigung und die heftigsten Angriffe der Feinde richteten sich auf sie. Man musste daher viele und schwere Steinblöcke und andere Gegenstände auf dem Thorthurme in Bereitschaft haben, um sie von der Höhe auf die, welche an das Thor pochten, herabstürzen zu können. Auch hatte man über den Thoren allerlei Maschinen und Vorrichtungen nöthig, um die Zugbrücken vor den Thoren aufzuziehen und auch um nöthigen Falls ein schweres eisernes Fallgitter herabschiessen lassen zu können, das nach Beseitigung der Gefahr wieder in dem Thurme Platz finden musste. Für dies Alles, so wie auch für den die Thor-Umgebung commandirenden Offizier war denn über jedem Thor eben ein so hoher und festgebauter Thurm nöthig.

Weil man im Mittelalter, auch wenn die Stadt gerade nicht belagert wurde, vor einem unerwarteten Feinde stets auf der Huth sein musste, so war die Bewachung der Thore in Krieg und Frieden, bei Tag und Nacht ein Hauptgeschäft der bewaffneten Bürgerschaft. Und eben desswegen wurde auch ein beständiges Spionir- und Späh-System von jenen zahlreichen Mauerthürmen, Wartthürmen und andern Observations-Posten (auch von den Kirchthürmen herab) so eifrig betrieben. „Gute Kundschaft ist halb gewonnen Spiel!“, sagt ein kluger mittelalterlicher Städte-Vertheidiger. War trotz alles „Kundschaftens“ doch ein Mal ein Feind eingedrungen, so hatte man für diesen Fall auf jedem Thorthurm jenes schon erwähnte eiserne Fallgitter. Ueber diese Fallgitter, die natürlich auch auf den Bremer Thorthürmen vorhanden waren, giebt es auf dem Bremer Archive einige für unser Thema sehr interessante in lateinischer Sprache abgefasste Briefe, die ein belgischer Ingenieur, De Favre, an den Rath zu Bremen richtete, und in denen er eine gewisse neue von ihm gemachte Erfindung anempfahl. „Da unsere Vorväter“, so schreibt besagter De Favre an den Rath, „in Erwägung „zogen, dass den Städten und befestigten Orten eine noch grössere Gefahr von plötzlichen und unerwarteten „feindlichen Einbrüchen und heimlichen und betrügerischen Anfällen als von regelmässigen Belagerungen drohe, „so erfanden sie daher die eisernen Fallgitter.“ — Diese aus schweren Stangen geschmiedeten und an dicken Ketten im Thurme hangenden Fallgitter liessen sie, wenn eine Partie der Feinde unversehens schon ins Thor gedrungen war, und man daher die Thüren nicht mehr schliessen konnte, schnell mitten unter die Eindringlinge fahren. Dadurch wurden dieselben von ihren Genossen ausserhalb der Thore gesondert und leichter überwältigt. Um nun ihrerseits solche Vertheidigungsmaschinen unschädlich zu machen, machten die Angreifer bald eine Gegen-Erfindung. Sie brachten Steinklötze und aus dicken Balken construirte Böcke mit und schoben sie da unter, wo das hässliche Gitter herabrasseln könnte. Sie hinderten dadurch die Wirkung desselben. Es blieb in seinem Falle gehemmt und die Angreifer konnten darunter durchkriechen. Hiernach kamen nun aber wieder die Vertheidiger auf die Idee, die zusammenhangenden Gitter in einzelne spitze eiserne Pfeiler oder Stangen aufzulösen und diese eins nach dem andern jedes für sich herabfallen zu lassen. Diese konnten die Feinde

nicht so leicht unwirksam machen. Denn da sie für jede Stange einen Block hätten unterschieben müssen, so hätten sie sich doch am Ende selbst den Weg versperrt. So lange das Pulver noch nicht in Gebrauch war, wirkte diess System der isolirten Fallstangen zum Schutze der Thore ganz gut. Später aber erfanden die Belagerer dagegen nun wieder die „Petarden", d. h. Sprenggeschosse zur Zerstörung von Palisaden, Thoren und Fallgittern, mit denen auch jene Fallpfeiler kräftig beseitigt und unwirksam gemacht werden konnten. „Nun aber", so schreibt der genannte De Favre an den Rath von Bremen, „habe er wieder seinerseits für die Stadt-„Vertheidiger eine Erfindung gemacht, um die Petarden unschädlich zu machen. Er verstehe es, die eisernen „Fallbalken zur Abwehr und Unterbrechung plötzlicher Ueberfälle und Thor-Einbrüche so zu construiren, herab-„zulassen und unten im Boden schnell einzubohren, dass keine Petarde gegen sie etwas auszurichten vermöge." Er empfahl seine Erfindung dem Rathe von Bremen zur Anwendung bei den Thoren seiner Stadt und „bot seine „Dienste an contra der Petarden-Kraft." Ob der Rath den Vorschlag angenommen, finde ich nicht verzeichnet. Doch war es mir hier jedenfalls interessant von dieser Correspondenz Notiz zu nehmen, weil sie die wie anderswo so auch in Bremen üblichen mittelalterlichen Thurmthor-Einrichtungen beschreibt.

In der Regel waren die Thorgebäude nach allen Seiten hin mit Schiessscharten und Giesslöchern (zum Ausgiessen von dem Feinde unliebsamen Dingen) versehen. Vor ihnen war der Stadtgraben überbrückt und zwar mit einer Zugbrücke, die auch an beiden Enden noch wieder etwas kleinere Thürme oder Befestigungen hatte. Der Thurm jenseits des Grabens hatte auch noch einen kleinen Graben um sich herum und ebenfalls einen gewölbten festen Thorgang und alle diese innern und äussern Thürme und Thore hatten allerlei „Schlupfthürlein" und „Gesichtslöcher". Bei einer Belagerung wurden denn ausserdem noch Halbkreise von Schanzkörben und Palisaden vor dem äusseren Eingange aufgerichtet. Die Verschliessung und Oeffnung dieser complicirten Vertheidigungs-Anstalten der Stadt-Eingänge geschah mit groser Vorsicht und es war — besonders wenn sich eben ein Feind in der Nähe gezeigt hatte — eine sehr umständliche Operation. Die ganz alten Verordnungen der Bremischen „Kriegsherren" hierüber haben wir zwar nicht mehr, wohl aber noch einige aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, und diesen mögen die alten auch sehr ähnlich gewesen sein. Des Abends mussten alle stark beschlagenen und von eichenen Bohlen gezimmerten Thürflügel der äusseren und innern Thürme jedes Thores bei Zeiten, wenn die Hühner zu Bett gingen, verschlossen und die Schlüssel „an einen der Kriegsherren" abgeliefert werden, bei dem der Wachtmeister sie am Morgen — „jedoch nicht eher als biss der Tag vollkommlich herfürgebrochen", — wieder abholte. „Wenn der Wachtmeister des „Morgens mit dem Schlüssel beim Thor ankommt, so soll der dort commandirende Offizier mit der Wache im „Gewehr stehen. Dann soll die Zugbrücke niedergelassen werden und alsbald eine Patrouille herausrücken, um „zu visitiren, ob nichts Verdächtiges sich in der Nähe des Thores zeige. Doch soll hinter der ausgerückten „Patrouille vorerst noch die Zugbrücke sogleich wieder in die Höhe geben. Auch soll die Wache noch immer „im Gewehr stehen bleiben, bis die Patrouille nach Untersuchung der Gebüsche und Ausspähung des ganzen „Rayons zurückkommt und „Alles richtig!" rapportirt. Dann endlich können alle Zugbrücken niedergeben, die „Wachen abtreten und die Thore dem Verkehr geöffnet bleiben."

Ganz ähnlich wie diese Bremer Anordnungen aus der angegebenen Zeit lauten die Nachrichten über Einrichtung und Bewachung der Thore aus viel älterer Zeit, die Krieg von Hochfelden in seiner Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland, Stuttgart 1859, p. 370, aus einem alten Wiener Manuscripte gezogen und mitgetheilt hat.

Von den alten Thorbögen und Thorthürmen Bremens haben noch mehre bis auf das erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts herab, wo sie weggebrochen wurden, bestanden. Von zweien der erwähnten Mauerthürme sind noch jetzt bedeutende Reste vorhanden:

Erstlich ein ziemlich grosses rundes Stück Mauerthurm hinter dem „Alten Walle", jetzt zu einer Privatwohnung dienend und stark verbaut. Es liegt gerade dem Ausgange der kleinen „der Schnoor" genannten Strasse gegenüber, und wer ohne Zweifel der im Rathsdenkelbuche genannte und oben von mir erwähnte „Thorn jeghen den Snor".

Zweitens ein fast vollständig erhaltener Thurm hinter dem „Osterthorswall", zu dem man durch einen kleinen Gang in der Osterthorswallstrasse gelangt. Er steht von Anbauten rings umgeben nicht weit von dem ehemaligen kleinen „Kageltimken-Gange" und ist vielleicht der im Rathsdenkelbuche erwähnte „Kageltymken-Thorn" (Mützen-Zipfel-Thurm). Seitdem am Ende des vorigen Jahrhunderts die Gefangenen aus dem alten Gefängnisse, „der Hurrelberg" genannt, am Markte in diesen Thurm versetzt wurden, ist auch jener Name mitgewandert und er heisst nun „der Hurrelberg", dient auch noch heutiges Tages als Gefängniss. Man kann bei ihm noch sehr deutlich die Bauart der alten Bremer Mauerthürme erkennen, — ihre Rundung nach aussen, — ihre flache Seite nach der Stadt zu, — ihre Einverleibung in die Stadtmauer, — ihre verschiedenen Etagen. Der Hurrelberg hat zum Theil noch seine ursprünglichen dicken soliden Mauern. Theilweise scheint er später ausgeflickt zu sein. Ich glaube er ist jetzt in Bremen ein Kunstdenkmal, das in seiner Art einzig dasteht.

Nach dieser kleinen Abschweifung über alte Thor- und Mauerthürme, die aber der Leser, wie ich hoffe, hier einigermassen am Platze gefunden hat, kehre ich zu meinem Thema der Geschichte der Weiter-Entwickelung der Bremischen Befestigungen zurück.

Zu der Zeit des Umbaus der alten Bremer Stadt-Mauer im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wurde denn auch die bisher noch nicht befestigte Stephansstadt, welche als Vor- oder Nebenstadt ausserhalb der Stadt-Mauer gelegen hatte, mit neuen Mauern umgeben, die man beim Schwanengatt und Abbentbor anfing und bis zur Weser fortsetzte. Diese neuen Mauern und die ihre Einlässe schützenden Thürme des Doven- und Stephani-Thores sollen nach Renner schon im Jahre 1307 ausgeführt sein, daher denn auch in Verbindung damit im folgenden Jahre 1308 die Einwohner der Stephansstadt vollberechtigte Stadt-Bürger wurden, indem man diese Vor- oder Nebenstadt als ein Kirchspiel der Altstadt incorporirte. Nichts destoweniger aber blieb die alte vermuthlich schon im zwölften Jahrhundert gebaute Mauer längs der kleinen Balge, welche die Stephansstadt von dem Kern der Altstadt trennte, mit ihren Thoren und Thürmen als eine innere Befestigung noch fortbestehen. Die neue Mauer um die Stephansstadt im Westen war vermuthlich nicht so solide gebaut, wie die mehr östliche ältere Partie der Stadt-Mauern. Auch scheint bei dem Tümpel oder See der zwischen der Alt- und der Stephans-Stadt lag, jenem oben erwähnten „Schwanengatt“, immer eine schwache Stelle in der dortigen Befestigungspartie Bremens gewesen zu sein. Und man mochte daher gern noch eine zweite Vertheidigungslinie beibehalten wollen.

Das ganze grosse von dem Rathe und der Gemeinde ausgeführte Werk der neuen Befestigung Bremens war als eine sehr demonstrative Bethätigung des Unabhängigkeits-Strebens der Bürger, dem Erzbischof Johannis eben so unangenehm wie den „Geschlechtern“ und dem „Stifts-Adel“. „Der Erzbischof wünschte“, wie Renner sagt, „eine offene Stadt zu haben“. Er protestirte aber vergeblich gegen die Mauer. „Der Rath leistete ihm Widerstand“. Er konnte auch sogar mit dem Pabste, bei dem er die Angelegenheit vorbrachte, nichts gegen die Stadt Bremen ausrichten, und musste sich endlich damit zufrieden stellen, dass der Rath ihm einen kleinen Eingang durch die Mauer zum Domshof und zu den denselben umgebenden erzbischöflichen Gebäuden bewilligte, „durch welche er“, wie es bei Renner heisst, „aus- und eingehen könne, wann er wolle“. (dar he mochte uht und in teben wen he wolde). Dieser für den Erzbischof in der Mitte zwischen dem Oster- und Heerdenthor angelegte Durchgang, über dem zur Befestigung ein Thurm, der sogenannte „Imkenthurm“ gebaut wurde, hiess hinfüro „de Biscbops Natel“, (das Bischofsthor). Wahrscheinlich ging noch einige Zeit darüber hin, dass der Erzbischof sich zu dieser Abmachung und Abfindung, die deutlich genug den Verfall seines schon seit lange gesunkenen Ansehens bezeichnete, verstand. Im Jahre 1315 musste aber die Bischofs-Nadel schon bestehen und fertig sein. Denn in diesem Jahre wird sie in einer Lateinischen Urkunde mit den Worten „porta, que Natle Episcopi nuncupatur“ erwähnt.[1]) Auch in andern Deutschen Städten, die sich in ähnlicher Weise, wie Bremen entwickelten, befestigten und von ihren bischöflichen Landesherren unabhängig machten, wurde diesen ein solches kleines „Bischofsthor“ als besonderer Einlass für sie zugestanden und eingerichtet.

Im Osten, wie im Westen endigten die alten Stadtmauern und der längs ihnen sich hinziehende Stadtgraben, der vermuthlich zu derselben Zeit verbessert, tiefer gemacht und zu einer zusammenhangenden, nun die ganze Stadt umgebenden Wasserrinne gestaltet wurde, an der Weser, wo sie sich mit besonderen Thürmen am Ufer abschlossen. Zwischen den beiden befestigten Endpunkten, im Osten und Westen, bildete die Weser selbst eine natürliche Schutzlinie, die indess auch durch einige künstliche Werke verstärkt wurde. Hier bestand noch die alte „Natel“ oder der „Fangthurm“ bei der Ausmündung der kleinen Balge, vielleicht auch schon die „Askenburg“ oder Aschenburg, die ihren Namen von den Askomannen oder Normannischen Seeräubern erhalten haben soll. Die „Schlachte“, das lange Ufer zum Anlegen der Schiffe und zum Ansladen der Waaren, war offen und durch keine Mauer obstruirt. Doch konnten die zu ihr hinab führenden sehr engen Strassen ohne Zweifel schon damals durch Pforten abgeschlossen werden. Eine eben solche Pforte trennte die Schlachte vom Martini-Kirchhof. Längs der Weserseite des letzteren lief eine Mauer, die sich an den Endpunkt der Osterthorsbefestigung der sogenannten „Holzpforte“ anschloss.[2])

Uebrigens war die Flusslinie Bremens jetzt schon nicht mehr, wie zur Zeit der Normannen, welche mit ihren kleinen Seeschiffen die Flüsse weit hinaufdrangen, die schwache Seite der Stadt. Denn Bremen hatte, wie alle Hanse-Städte, schon damals einige schwimmende Festungen, Kriegsschiffe, auf der Weser. Dazu gab es auch Vorrichtungen, um im Fall der Noth die Weser ober- und unterhalb der Stadt mit eisernen Ketten zu sperren. Starke steinerne Mauerwerke waren daher an der schon mehrfach durch sich selbst geschützten Flussseite nicht so ganz unentbehrlich.

[1]) Siehe hierüber das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch. Theil III. S. 223.

[2]) Man kann dies Alles noch sehr deutlich auf dem so interessanten und sorgfältig ausgearbeiteten Plane von Caspar Schultze aus dem Jahre 1664 dargestellt sehen.

Nur eine Stelle an dieser Seite hatte dergleichen allerdings sehr nöthig, nämlich der Haupt-Fluss-Uebergangspunkt oder die Brücke. Denn eine Weserbrücke existirte schon wenigstens seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Unser Chronist Renner erwähnt zum Jahre 1356 „die Weserbrücke bei Bremen" als etwas Altes. Es ist daher wahrscheinlich — obgleich wir nichts Bestimmtes davon wissen — dass zu derselben Zeit, wo der Rath die alten Stadtmauern verbessern liess, nämlich im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auch ein steinernes „Brückenthor" — vielleicht das erste dieser Art — gebaut wurde. In einer Aufzeichnung, die auf einem der ersten Blätter des Rathsdenkelbuchs (nämlich auf Folio IX) steht, die also vermuthlich aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts herrührt, wird schon ein „Weserbruckedor" erwähnt.

Der Weiterbau, die Aufsicht und die Erhaltung der Mauern — was Alles nun der Rath der Stadt allein in seine Hand genommen hatte — übergab man einer eigenen Behörde, den sogenannten

„Mauer-Herren"

wozu zwei Mitglieder des Raths bestimmt wurden. Da die Unterhaltung der Mauern, der soliden Schutzwehren der Selbständigkeit, eins der dringendsten Bedürfnisse oder vielmehr die allerwichtigste Angelegenheit der Stadt war, so wurden dieselben auch alsbald mit gewissen Einnahmen versehen. Erstlich musste einem Gesetze aus dem vierzehnten Jahrhunderte gemäss jeder neue Rathmann bei seinem Amtsantritt vier Bremer Mark „an die Stadt-Mauer" oder „an die Mauer-Herren" bezahlen. Und dann wurde verordnet, dass jeder Bürger bei seinem Tode an die Stadtmauer denken und für dieselbe in seinem Testamente etwas aussetzen solle.[1] Es sind uns noch mehre solcher Testamente aufbewahrt, in welchen Bürger die Stadtmauer „zum Heile ihrer Seele" („vor ere sele") bedacht haben. Eins z. B. steht im Rathsdenkelbuche abgeschrieben, in welchem „der Bürgermeister Herr Renward Dene und seine Hausfrau" im Jahre 1405 zur Besserung der Stadtmauer eine Rente von einer Bremer Mark jährlich aussetzen.

Ausserdem aber wurden der Stadtmauer auch noch im Laufe der Zeit viele regelmässige Einkünfte zugewiesen. Unter dem Titel: „Wadt to der Stadt Muhren gehoret" (Was zu der Stadtmauer gehört) hat der Rath in seinem Denkelbuche zu wiederholten Malen sorgfältig — „damit es nicht vergessen werde" — eingetragen, welche Einnahmen die Stadtmauern hätten.

Im fünfzehnten Jahrhundert werden folgende aufgezählt:

1) Accise von Wein: 4 Grote von jedem Ohm Wein, welches ein Bürger zum Verkauf bringt, und 8 Grote, wenn es ein „Gast" (ein Fremder) ausbietet.

2) Der ganze Zoll von dem eingeführten Kalk („de Kalktoll").

3) Der Handel mit Mühlensteinen war ein Monopol der Stadtmauern. „Niemand soll Mühlensteine verkaufen, als bloss die Baumeister der Stadt-Mauern."

4) Die Stätte-Gelder, welche die Krämer für die Buden oder Verkaufsstätten, die ihnen am oder im Rathhause zugestanden waren, bezahlen mussten („dat Raedhuus, da die Kremere uppe staet, ghyfft 20 Mark").

5) Die Wechselbuden auf dem Markte, und was sie zahlten, gehörten der Stadt-Mauer. Ausser ihnen auch noch einige andere Krämer-Buden.

6) Gewisse Einkünfte von den vier Ziegelhütten, die vor dem Stephanithore lagen. Die erste Ziegelhütte musste jährlich 10,000 Steine liefern, die eine Hälfte an „die Stadt-Mauer", die andere Hälfte an „St. Stephans-Mauer". Die zweite Ziegelhütte gehörte der Stadt-Mauer, der St. Stephans-Mauer und der St. Stephani-Kirche gemeinsam und musste an alle drei genannten Institute jährlich 14,000 Steine liefern. Bei der dritten und vierten Ziegelhütte galten ähnliche Bestimmungen.

7) Jährliche Gelder aus den Wohnungen, deren Erbauung neben den Mauern die Mauerherren erlaubt hatten, aus dem einen Hause eine Mark, aus dem andern 26 Grote, oder 10 Grote etc.

8) Einkünfte aus gewissen Gütern oder liegenden Gründen, welche Bremer Patrioten an die Mauer geschenkt hatten, so z. B. im Jahre 1420 „dat gut to Arsten, dat Johan Duvel uns ghaf" (das Gut zu Arsten, welches Johann Duvel uns (den Mauerherren) gab). So ferner Anno 1480: „ein Gut, das der selige Herr „Friedrich Grundt Bürgermeister zu der Stadt-Mauer gegeben hat". Von den Einkünften dieses Guts sollen aber die Mauer-Herren wieder eine halbe Mark jährlich an die Kirchenherren von Lieben Frauen abgeben, damit sie gewisse Seelen-Messen davon lesen lassen. „Lassen die Kirchenherren diese Seelenmessen nicht „lesen, so sollen die Vorsteher der Mauern die halbe Mark an die armen Kranken von St. Remberti geben".

9) Auch auf viele Häuser in der Stadt hatte die Stadtmauer Handfesten, die zum Theil wohl aus ähnlichen Schenkungen herrühren mochten.

Auch die Mauerherren selbst hatten für ihre Mühe („vor eren arbeyd") einige persönliche Einkünfte.

[1] S. Donandt. Geschichte des bremischen Stadtrechts. I. S. 315.

Sie bekamen für sich aus den Einnahmen der Stadt-Mauern „zwei Mark zu ihren Weinen", dann „jeder vier Quappen und einen halben Lachs", und dazu hatten sie noch für sich „den Baumhof bei der Holzpforte".

Man sieht hieraus, dass die Finanz-Verwaltung der Stadt-Mauer im Mittelalter ein ziemlich complicirtes Geschäft war. Später wurde die Sache vereinfacht. Man forderte von jedem Hause in der Stadt ein Gewisses („Mauer- oder Wall-Geld"). In dringenden Fällen wurden zuweilen auch von den Mauerherren Extra-Wallgelder gefordert, und mit Bewilligung des Raths und der Bürgerschaft „ausserordentliche Collecten" für die Befestigungen in der Stadt gesammelt.

Uebrigens war auch das Schauzen und Graben an den Wällen und Stadtgräben eine vermuthlich sehr alte Pflicht der Bürger, die man „das Bürger-Werk" nannte, und die jeder ohne Vergütung leisten musste. Auch die Bewohner der Dörfer mussten bei den Befestigungen, namentlich beim Stadtgraben unentgeltlich arbeiten. In Kriegszeiten fanden sie dafür Schutz in der Stadt. Gewisse Classen, z. B. die Doktoren betrachteten sich in Bezug auf dieses Bürgerwerk privilegirt und nicht dazu verpflichtet. Auch zahlten später Viele statt der persönlichen Arbeit lieber ein erhöhtes Wallgeld.

Um sich zu überzeugen, dass bei den Mauern Alles in Ordnung sei, setzten sich, wie anderswo, auch in Bremen, die alten Mauerherren von Zeit zu Zeit zu Pferde und ritten mit einem stattlichen Gefolge zur Besichtigung der Thore, Thürme und Brustwehren rings um die Stadt herum, wie denn damals ja in allen Zweigen der städtischen Verwaltung solche ceremoniöse „Schauungen" („Deichschauen", „Feuer- und Brandschauen" etc.) üblich waren. Mit einer solchen „Mauerschau" war denn auch meistens eine feierliche Mahlzeit verbunden. In manchen Deutschen Städten musste, wegen der Wichtigkeit der Sache, jedes Mal der neue Bürgermeister gleich nach seiner Wahl eine solche Mauerschau ausführen.

Die Bürger im Mittelalter waren stolz auf ihre Mauern und betrachteten sie nicht nur als ein hochnothwendiges und nützliches Ding, sondern auch als eine Zierde ihrer Stadt. Diess spricht der Rath von Bremen in seinem Denkelbuche selbst recht deutlich und hübsch aus, indem er bei der Gelegenheit, wo er die Bürger auffordert, in der Todesstunde der Mauer zu gedenken, bemerkt: „wente se is eyn kleynode, eyn Tzyrede und eyn bestant der Stadt to Bremen unde des ganzen Stichtes" (dieweil sie ist ein Kleinod, eine Zier und ein Bestand der Stadt Bremen und des ganzen Stiftes) und indem er ferner hinzusetzt: „Weise Leute haben mir „berichtet, dass viele andere ehrliche (berühmte) Städte auch ihre Mauern fleissig besserten, und dass die Bürger „ihre Gaben dazu zu geben pflegten für ihre Seelen, weil mancher Gottesdienst in ihnen geschieht, der „nicht geschehen könnte, wenn die Mauern nicht wären."

Auch wir Nachgebornen erkennen noch heutzutage das Aesthetische und Poetische solcher festen, crenellirten, senkrecht aus dem Boden emporsteigenden und hochbethürmten Stadtmauern mit ihren mächtigen Thoren an. Unsere Dichter z. B. reden noch immer gern von den „Zinnen" der Städte. Auch appelliren wir nie an die prosaischen „Rundeele" oder „Bastionen" der Kanonen-Zeit, wenn wir sagen wollen, dass „innerhalb der Mauern" unserer Stadt etwas geschehen sei. Auch unsere Künstler finden viel mehr Malerisches in einer alten zerstörten Stadtmauer oder ihren verfallenen Thürmen als in einer zusammengeschossenen Bastion oder Ravelin. — Diese verhalten sich zu dem alten Gemäuer, wie in der Marine unsere schwarzen einförmigen Monitors zu einer antiken bunten Trireme. Auch den Schutzgöttinnen der Städte, wenn sie sie in Marmor darstellen wollen, wissen die Bildhauer keine passendere symbolische Zierde auf den Kopf zu setzen, als eine Krone von Ringmauern aus der Zeit, in der man noch mit Pfeilen, Speeren und Katapulten Krieg führte.

Innere Befestigungen der Stadt.

Ausser den erwähnten äusseren Mauern der Stadt gab es in den mittelalterlichen Zeiten auch im Innern derselben manche Befestigung. Mitten zwischen den oft nur mit Stroh gedeckten und von Holz gebauten Wohnhäusern der kleinen Bürger standen hie und da jene sogenannten „Steenkammern" (Steinkammern), von Steinen fest gebaute Thürme oder Wohnhäuser vornehmer und reicher Leute. Einige dieser Steinhäuser wurden zwar in dem Aufruhr gegen die Patricier und Geschlechter am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zerstört. Manche aber bestanden noch später fort, hiessen „Burgen" und wurden auch gelegentlich als kleine Castelle innerhalb der Stadt benutzt. So stand die alte Steinkammer der Familie Frese am Markte noch bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, wo sie weggebrochen wurde, um für das neue Rathhaus Platz zu gewinnen. So wird auch einer andern Steinkammer oder sogenannten Burg, der sogenannten „Bucksburg" oder „Bückeburg" Erwähnung gethan, die bei der Stinthrücke im Süden des Marktes lag, und die noch später zuweilen vornehmen Personen, z. B. ein Mal dem Grafen Mansfeld zur zeitweiligen Residenz angewiesen wurde. Im Jahre 1869, als man an dieser Stelle das neue Bremer Bankgebäude baute, hat man die Fundamente der

Bucksburg, ein viereckiges Mauerwerk aus grossen, mit Muschelkalk verbundenen Steinblöcken wieder aufgedeckt. Auch ein mächtiger und unruhiger Bremer Bürger, Joh. Hollmann, hatte im vierzehnten Jahrhundert sein steinernes Haus an der Schlachte befestigt und in den inneren Unruhen, die er zum Theil selbst schürte, als Festung benutzt. Es hiess noch lange nachher die „Hollmannsburg". Es wurde später zu einem gewöhnlichen bürgerlichen Wohnhause umgebaut. Beim Abbruch dieses Hauses im Jahre 1869 deckte man die colossalen Fundamente desselben, die bis 15 Fuss abwärts unter dem jetzigen Niveau der Schlachte im Boden steckten, auf. Ihre Construktion war diese: Auf dem festen Untersande lagen in einem grossen Quadrate, dessen Seiten wohl 40 Fuss lang waren, dicke eichene Balken. Auf diese Balken war das Mauer-Quadrat aufgesetzt. Zuerst kam eine 5 Fuss hohe Schicht grosser Feldsteine, mit Kalk übergossen, dann eine Lage von behauenen Porta-Sandsteinen, und auf diese war dann das Haus selbst aus Ziegelsteinen aufgebaut und zwar so, dass die unten beinabe 5 Fuss dicke Mauer inwendig mit Steingrus und einem Kalküberguss ausgefüllt war. Nach oben hin verjüngte sich die Mauer in mehren Absätzen bis zu $2^1/_2$ Fuss Dicke.

Auch die Mönche in und bei Bremen bauten ihre Kirchen, Klöster und Klosterhöfe so fest und mit so dicken steinernen Mauern nicht nur zur Ehre Gottes, sondern auch der Sicherheit und Vertheidigung gegen etwaige Feinde wegen und gewissermassen mögen daher auch das St. Pauli-, das Katharinen- und Johannis-Kloster als Citadellen angesehen werden. Und eben so das Komthurei-Gebäude der deutschen Herren, das ein Mal vom Volke belagert und erstürmt wurde.

Am Ende verwandelte sich in Zeiten grosser Bedrängniss auch jedes Bürgerhaus in ein kleines Fort. Die alten Rathsverordnungen haben oft befohlen, dass die Bürger, ihre Frauen und ihr Gesinde, wenn sich in den Strassen der Stadt selbst Feinde zeigten, ibre Thüren verbarrikadiren, und von den Fenstern und Dächern herab mit Steinen, Balken, heissem Wasser und andern Projektilen auf die Feinde einstürmen sollten.

Schliesslich befanden sich bei allen Eingängen und Eckhäusern der Strassen Vorrichtungen, um diese ebenso wie die Weser durch eiserne Ketten absperren und den Feinden auch dort noch auf Schritt und Tritt Widerstand leisten zu können. —

Die Landwehren und Wartthürme.

Wie die Stadt selbst auf diese Weise im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts sowohl von einer dicken Mauer umzingelt und ausserdem auch noch im Innern mit allerlei Sicherheits-Anstalten und Barrikaden durchspickt erscheint, so wurden zu derselben Zeit auch noch die Umgegend oder das Gebiet der Stadt und die Wege, die zu ihr führten, durch verschiedene Aussenwerke in besseren Vertheidigungs-Zustand gesetzt. Unserm Chronisten Renner zufolge wurde im Jahre 1309, (also bald nach dem Aufstande gegen die Geschlechter und nach der Umgestaltung der Stadt-Mauer) das Landvolk rings um Bremen herum bewaffnet und es wurde angeordnet, dass „jeglicher Landmann" einen Streitbengst, einen eisernen Hut, eine 16 Fuss lange Pieke, ein Schild, ein Paar Waffenhandschuh und ein „Werpbahrden" (ein Wurfbeil?) zu ewigen Zeiten bei sich im Hause haben solle". Auch wurden damals Vertheidigungs-Gräben und Landwehren und Thürme im Gebiete angelegt, — oder neu ausgebessert? und umgebaut? — und dabei bestimmt, welche Dorfbewohnerschaft diese oder jene Befestigung zu besetzen und in gutem Stande zu halten habe. Namentlich werden genannt: „de Thorn thom Katten-Esche" (der Kattenthurm), — „de Thorn thom korve up der Ochtmunde" (der Thurm zum Korbe bei der Mündung der Ochte) zuweilen auch „das Haus zum Korbe" genannt, — „de Thorn tho Wabreubrugge" (der Wartthurm) — „de Thorn tho Arsten" (die Arstener Warte) und ein grosser 14 Fuss breiter Graben nebst Landwehr, der das ganze Vieland umgab. Jeder dieser Befestigungen wurden eine oder ein paar Ortschaften als Wächter zugetheilt. —

Die Wartthürme waren da aufgerichtet, wo Heerstrassen die Befestigungen passirten, und die sie bewachenden Bauerschaften hatten zugleich die Verpflichtung, so wohl die Strassen als auch die Landwehren und Thürme selbst, zu ewigen Zeiten in gutem Stande zu halten. Der erste Ursprung vieler dieser Land-Befestigungen von 1309 scheint nach dem, was Renner darüber sagt, in noch ältere Zeiten hinaufzuragen. Sie schützten nicht nur das Land und seine alten Bezirksgränzen, sondern dienten auch der Stadt als Vorwerke. Man konnte damit plötzlichen Ueberfällen und kleinen Streifcorps, wie man sie damals häufig zu gewärtigen hatte, wirksamen Widerstand entgegen setzen. Von einem sehr bunten Systeme von Landwehren und Wartthürmen, denen von Bremen ähnlich, war im Mittelalter jede deutsche Stadt umgeben. Man verstärkte und vermehrte sie noch, als nach Erfindung des Pulvers die schweren Geschütze aufkamen. „Man wollte durch sie," sagt ein Frankfurter Historiker, „den Feind von der Stadt möglichst fern halten,[1]) und ihm den Transport

[1]) Kriegk. Frankfurter Bürgerzwiste etc. S. 251.

grosser Geschütze erschweren. Auch in Bremen legte man daher später noch mehre solcher Aussenwerke an, so die Befestigungen am sogenannten „Dobben"; der wiederum ein mit der „Balge" und mit dem „Stadtgraben" parallel laufender, aber noch weiter als sie ausgreifender natürlicher Wasserstrich war. Ferner die Verschanzungen am sogenannten „Kuhgraben". Auch wurden später ausser den schon genannten noch mehre Wartthürme und feste Landstrassen-Thore errichtet: „ein Wartthurm bei St. Pauli" — „der Steinthurm" zur Deckung gegen Hastedt, — „der Pagenthurm" zur Deckung gegen Schwachhausen, — eine „Schanze am Siebl", — eine andere bei der Schleifmühle, — ein „Erdhaus vor dem Anscharii-Thor", und noch einige andere, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Als später grössere Armeen aufkamen, und die Bürger und Bauern nicht mehr im Stande waren, gegen sie so ausgedehnte Befestigungslinien hinreichend zu besetzen und nachdrücklich zu vertheidigen, wurden die „Landwehren" wieder eingezogen und demolirt, um die ganze Kraft bei der Stadt selbst zu concentriren.[1]) Ich werde weiter unten für Bremen den Zeitpunkt des Aufgebens seiner Landwehren näher bezeichnen.

Das Gesagte möchte denn genügen, dem Leser ein ungefähres Bild von den mannigfaltigen und bunten Befestigungswerken zu geben, mit denen die selbständig gewordene Hansestadt Bremen vor der Einführung des Pulvers ausgerüstet dastand, mit denen sie den Erzbischöfen widerstand und den vielfachen Unruhen, kleinen Kriegen und Anfeindungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts entgegentrat. Innerhalb der Rüstung, die sie bald nach 1300 anlegte, ist die Stadt über drei Jahrhunderte lang stehen geblieben. Nach dem grossen Aufschwunge und der Vergrösserung von 1307 (der Einschliessung der Steffansstadt) hat Bremen bis zum siebenzehnten Jahrhunderte denselben Umfang, auch mehr oder weniger wohl dieselbe Einwohnerzahl gehabt. Auch haben die Befestigungen der Altstadt zwar wohl ihre Bauart und Construction, nicht aber ihre Lage mehr geändert. Sie blieben immer längs derselben in den Jahren 1300—1307 vorgezeichneten Bau-Linie bestehen. Erst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wurde wieder, wie ich weiter unten zeigen werde, ein neues Wohngebiet im Süden der Weser, die noch jetzt sogenannte „Neustadt", in den Bezirk der Stadt eingeschlossen und zugleich auch die Befestigungen nach dieser Seite hin ausgedehnt.

Befestigungen der Reformationszeit.

Die Umwandlung der alten auf Schwerter, Aexte, Mauerbrecher, altmodige Katapulten und „Bliden" berechneten Bremer Befestigungen zu kugel- und bombenfesten Schutzwällen mag schon im fünfzehnten Jahrhundert allmählig eingeleitet worden sein. Denn schon damals bekam Bremen zu Zeiten das neu erfundene Pulver zu riechen,[2]) wurde auch gelegentlich mit Kanonen angegriffen, goss auch schon selbst wenigstens schon seit 1420[3]) in seinem alten Giesshause „Bussen", (Büchsen, Schiesswaffen) obwohl anfänglich häufiger für die Kriegsschiffe, die es zur Flotte der Hanse stellen musste, als für seine festen Umwallungen. Ich sage, schon im fünfzehnten Jahrhundert mag man zuweilen erkannt haben, dass gegen die modernen Belagerungswaffen und Geschosse die steinernen Mauern nicht mehr ausreichten und auch darauf gedacht haben, dieselben durch vor ihnen angelegte breite Erdwälle, so wie durch Vertiefung und Verbreiterung des Stadt-Grabens in bessern Stand zu setzen. Indess waren die kleinen Kriege mit den benachbarten Grafen zu Oldenburg, mit den Friesischen Häuptlingen und mit Seeräubern, welche fast während des ganzen Laufes des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts beständig wiederkehrten, sowie auch die See-Unternehmungen, die Bremen in Verbindung mit den übrigen Hansestädten damals ausführte, nicht grossartig genug, um als Impulse zu bedeutenden und radicalen Reformen der Fortifikation zu dienen. Solche grossartige und unwiderstehliche Impulse stellten sich erst mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ein, nachdem Luthers Sendboten in Bremen eingezogen waren und als dort ebenfalls die Freiheit — jetzt die Freiheit des Glaubens — zu vertheidigen war und ein mächtiger Widerstandsgeist, der protestantische Geist, die Bevölkerung ergriff.

---

[1]) Vergleiche, was J. G. Batton in seiner Beschreibung der Stadt Frankfurt I. Heft. S. 137 über die Frankfurter Landwehren sagt.

[2]) Ueber die Frage, wann das Schiesspulver zuerst in Bremen in Gebrauch gekommen sei oder wann der Handel es zuerst dahin geführt habe, bin ich nicht im Stande gewesen, sichere Nachweise zu entdecken. Herr von Maurer sagt in seiner Geschichte der Städteverfassung (Theil I S. 5), dass der Rath der Stadt Göttingen schon im Jahre 1370 einen Pulvermacher habe kommen lassen. Dr. Otto Fock weist in seinen „Rügensch-Pommerschen Geschichten" (Band III S. 263) nach, dass schon im Jahre 1372 in der entlegenen Stadt Ripen in Jütland mit „Büchsenkraut" (Pulver) gehandelt sei. Geschah dergleichen rings um Bremen her, so wird es gewiss auch in dieser Stadt schon am Ende des vierzehnten Jahrhunderts Pulver und Büchsen gegeben haben.

[3]) Um dieses Jahr werden in Bremen (im Rathsdenkelbuche) Bussen (Kanonen) und steinerne Kanonenkugeln zuerst genannt. Es wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, dass sie in Bremen fabricirt seien. Doch ist diess aus verschiedenen Umständen sehr wahrscheinlich.

Erst im Verlaufe der Kriege, welche der Kirchen-Reformation folgten, und der gefährlichen vom Kaiser Karl V. und seinen Feldherrn ausgehenden Bedrohungen und Belagerungen Bremens, so wie dann auch später während der Stürme des dreissigjährigen Krieges umgab sich die Stadt allmählig mit demjenigen solideren Panzer von Befestigungen, welcher der modernen Kriegführung besser gewachsen war, und der bis auf unser Jahrhundert herab bestanden hat.

Die ersten soliden Erdwälle gegen Kanonenkugeln sollen im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts vor den alten Stein-Mauern aufgeworfen und zugleich damals auch der Graben bedeutend vertieft und verbreitert worden sein.

Im Rathsdenkelbuche findet man darüber folgende Aufzeichnung: „Item wart ok do im jare 1512 vullentagen unde gheendeget de vorboginge des nyen walles by der Stadt muren unde dat wydent des Stades graven in mathem unnde wysen so vor oghen ys von dem Ravensthoren wente vor de Holtporten." (Im Jahre 1512 wurde auch vollzogen und geendigt die Erhöhung des neuen Walles bei der Stadtmauer und die Ausweitung des Stadt-Grabens in dem Maasse und Weise, in welcher man es jetzt vor Augen hat, von dem Ravensthurm bis an die Holzpforte).

Wahrscheinlich wurden auch schon damals oder doch bald nachher die „Rundehle", die wir auf unseren Stadtplänen kurz vor und kurz nach 1600 erblicken, angelegt. Diese „Rundehle" waren in jener Zeit modige halbkreisrunde Wallsegmente vor den Thoren und Haupt-Angriffspunkten der Stadt. Sie waren die Vorläufer der eckigen pfeilförmigen Bastionen des folgenden Jahrhunderts.

Auch wurden noch in den ersten drei Jahrzehnten desselben Jahrhunderts, als die Gewitter der Reformation schon im Anzuge waren, drei der stärksten und grössten Festungsstücke, die so grossartig waren, wie Bremen sie bisher noch nicht gehabt hatte, vollendet, nämlich erstlich eine mächtige Bastei neben dem Thore im Osten, der sogenannte „Osterthors-Zwinger", alsdann eine ähnliche Bastei im Westen der Stadt, der sogenannte „Stephanithors-Zwinger" (später „der Bräutigam" genannt) und endlich die grösste aller dieser Basteien oder Castelle, die sogenannte „Braut" zum Schutz der Weserbrücke und des Fluss-Ueberganges auf dem der Altstadt gegenüberliegenden Fluss-Ufer.

Man berief zu der Anlage dieser drei Werke einen Baumeister und Ingenieur, Namens Jacob Bockes van Vollenhof,[1]) nach Bremen. Dieser Mann kam vom Niederrhein, wie denn hinfüro bis auf die Neuzeit fast alle bedeutenden Bremischen Festungswerke von Niederländern ausgeführt worden sind. In den allerältesten Zeiten scheinen wir mehr den Italienern gefolgt zu sein. Ich sagte oben, dass der erste grossartige Festungs- oder Citadellenbau von unsern alten Historikern ein „Italienischer Thurm" genannt wurde. Vielleicht hatten unsere Erzbischöfe auch Italiener selbst bei seinem Bau angestellt gehabt. Ja man könnte sogar die ganze mittelalterliche Befestigungsweise eine Italienische nennen, insofern sie uns vom alten Rom überliefert wurde, und insofern wir Deutschen und anderen Europäer wenige eigene Erfindungen hinzuthaten. Die Erfindung der „Rundehle" freilich schreibt man dem trefflichen Deutschen Künstler, Mathematiker und Ingenieur Albrecht Dürer zu. Doch wurden auch diese „Rundehle" wieder durch Italiener zu den zweckmässigeren „Bastionen" umgewandelt und verbessert, und diese dann wiederum, wie ich weiter unten zeigen werde, durch Niederländer in Bremen und überhaupt in Nord-Deutschland eingeführt. Beide Nationen, die Italiener und Niederländer, sind immer Haupt-Städtebauer gewesen und unsere Deutschen Städte haben beiden ja auch sonst noch so manches Werk und Institut zu danken.

Mit dem Zwinger im Osten der Stadt wurde der genannte Niederländer Jacob Bockes schon im Jahre 1514 fertig. In diesem Jahre hat, wie Renner erzählt, der Herzog Heinrich von Braunschweig bei seinem Durchzuge durch Bremen das Gebäude vollendet gesehen, ausserordentlich bewundert und die Stadt Bremen darum beneidet. Es war rund, hatte unsäglich dicke und plumpe Mauern und im Innern derselben versteckt zwei über einander stehende Gewölbe mit engen Seitenkammern und vielen Schiesslöchern für grössere und kleinere Büchsen.

Ein eben solches Bauwerk war der Zwinger beim Stephani-Thor im Westen der Stadt, den derselbe Jacob Bockes von Vollenhof nach einem ähnlichen Plane baute und im Jahre 1534 zu Ende brachte. Er wurde wie sein Bruder im Osten mit Kanonen versehen, und zugleich wie auch dieser als Pulver-Magazin benutzt.

Die dritte von mir genannte noch stattlichere Citadelle, die man zur Vertheidigung des Fluss-Ueberganges und der Brücke anlegte, führte derselbe Baumeister aus. Sie soll „die Braut" genannt worden sein, weil sie der Stadt Bremen an einem ihrer Haupteingänge zu ihrer Sicherheit gleichsam als Braut angetraut schien „und weil diese ihr wie ein ihr huldigender Bräutigam vorlag."[2]) Diese Vorstellungsweise, dass die

[1]) Einige schreiben „Bollenhorst". Aber Renner selbst nennt ihn in dem von seiner eigenen Hand geschriebenen Exemplare seiner Chronik, welches auf der Stadtbibliothek aufbewahrt wird, deutlich: „Vollenhof."

[2]) Deneken.

Stadt „der Bräutigam" sei, muss indess doch den Bremern nicht sehr geläufig geworden sein, denn sonst würden sie nicht auf die Idee gekommen sein, dem Stephanithorszwinger später den Namen „Bräutigam" zu geben.

Die Braut kam bei dem südlichen oder äussern Ende der Brücke auf der Spitze der durch die grosse und kleine Weser umflossenen Insel oder Halbinsel zu liegen, wo indess nach Renner's Bericht schon ein älterer Brückenkopf oder ein Erdhaus, der Burgwall genannt, („een Erdthuess, gcheten de Borg-Wall") in früheren Zeiten errichtet worden war. An dem nördlichen oder innern Ende der Brücke beim Eingange zur Wachtstrasse lag schon längst ein alter Brückenthurm. Die aus grossen Ziegelsteinen gebauten Mauern des ebenfalls runden Gebäudes der „Braut" waren unten 16 Fuss, weiter oben 12 Fuss dick. Sein Durchmesser soll 90 Fuss betragen haben. Es bestand aus mehren Stockwerken und hatte anfänglich ein plattes Dach mit Zinnen und Schiessscharten rund herum. Es sah wie auch die andern beiden kleineren „Zwinger" der Moles Hadriani oder der Engelsburg in Rom ziemlich ähnlich. Wenn Dilich's Bild von der ursprünglichen Ansicht der „Braut", wie man glauben darf, richtig ist[1]), so hatte dieser runde Thurm zuerst nur ein hohes Nebengemäuer oder einen Flügel zu jeder Seite. Später wurde er von weitläufigeren Befestigungen, hohen Wällen umgeben, und das Ganze formirte so eine ziemlich umfangreiche Citadelle, von welcher der ursprüngliche alte runde Thurm, der „Zwinger", nur den Kern vorstellte. Auch wurde dieser später statt des anfänglichen platten Dachs mit einer hohen Kuppel und Spitze gekrönt und soll dann nicht weniger als 165 Fuss hoch gewesen sein. In dieser Gestalt steht er auf einer auf dem Bremer Rathhause befindlichen im Jahre 1661 angefertigten Federzeichnung abgebildet, übrigens eben so auch auf mehren Stadt-Plänen. —

Renner sagt, die Braut sei im Jahre 1533 fertig geworden. („Up den Avend Matthaei Apostoli 1533 wurd de Dwenger klahr vor dem Bruggedohre.") Der arme Baumeister, der unser Bremen mit ihr und den beiden andern genannten Castellen oder Zwingern beschenkte, soll aber nachher schimpflich aus der Stadt verwiesen worden sein, „weil er als ein versteckter Wiedertäufer erkannt ward." Ich mag nebenher bemerken, dass man damals eben solche runde Thürme, „der Engelsburg in Rom ähnlich", in vielen andern deutschen Städten gebaut hat. Wir finden dergleichen zu dieser Zeit in Hamburg, in Lübeck, in Goslar, ja bis nach Krakau hin. So war auch z. B. der Brückenkopf des sogenannten Florianerthors in Krakau etwas der Bremer „Braut" ganz Aehnliches.[2]) Man pflegte diese Art runder Thürme wie in Bremen, so auch an anderen Orten in Deutschland „Zwinger" zu nennen, obgleich dieser Ausdruck in der Militärsprache des Mittelalters ursprünglich etwas Anderes, nämlich den freien Raum zwischen zwei Mauern bezeichnete. Man nannte sie auch wohl „Barbakane", obgleich auch dieses Wort eigentlich erst etwas Anderes, nämlich bloss die Schiesslöcher für Büchsen und Kanonen bezeichnet haben soll. Die Construction dieser runden „Zwinger" oder „Barbakane" soll arabischen Ursprungs sein. „Es waren," sagt Dr. Essenwein,[3]) „ihrer Zeit sehr starke Objekte, die auch als „isolirte Festungen benutzt werden konnten. Denn wenn die Stadt etwa in Feindes Gewalt gekommen war, „die Barbakane aber noch aufrecht stand, so konnten die Zugänge des nach allen Seiten hin runden Thurmes „gegen die Stadt geschlossen werden. Die Besatzung konnte sich aufs Aeusserste und Letzte wehren und „halten, bis Hülfe kam, oder sie konnte doch mindestens, wenn Alles fehl ging, gegen günstige Bedingungen „capituliren. Das aber, — die Vertheidigung aufs Aeusserste und Letzte, — war der Grundgedanke jeder „Befestigung des Mittelalters, der sich auch in den Burgen sehr charakteristisch ausspricht. So lange noch ein „Punkt aufrecht erhalten wurde, stand auch die Sache selbst noch, für welche gekämpft wurde, aufrecht."

Unsere drei Bremer Zwinger („Dwenger") als die am meisten in die Augen fallenden und ihrem Aeussern nach mehr als andere imponirenden Festungswerke, haben sich dem Gedächtnisse der Stadtbewohner ganz besonders unvergesslich eingeprägt, obwohl sie uns sonst eben keine Gelegenheit gegeben haben, von ihren fortifikatorischen Tugenden viel Rühmens zu machen. Ich wüsste nicht, dass Heldenthaten um sie her ausgeführt seien, oder dass sie sich den Feinden der alten Hansestadt bei irgend einer Gelegenheit sehr schrecklich gemacht hätten, obgleich es sein mag, dass das Vertrauen, welches die Bürger zu ihrem dicken Gemäuer hatten, indirekt hie und da zur Sicherung und Stärkung der Stadt beigetragen hat. Die Geschichte dieser unserer finstern Zwinger ist nichts weniger als sehr erhebend. Denn erstlich wurden sie, wie freilich auch andere unserer Festungsthürme als Straf-Anstalten und Gefängnisse benutzt, namentlich der am längsten fortbestehende „Osterthorszwinger", in dessen düsteren Gewölben lange die Folter-Kammer der Stadt bestanden hat, und viele arme Opfer der harten mittelalterlichen Justiz zu Tode gemartert sind. Und dann haben alle diese drei oft genannten Bremer Castelle ein sehr wenig rühmliches Ende genommen. Sie sind nicht im Kampfe für eine gute Sache zu Schaden gekommen, sondern eines nach dem andern durch Pulver-

---

[1]) Siehe dieses Bild auf der Tab. XVIII in Dilich's Chronik.

[2]) Siehe eine Abbildung desselben in: Essenwein. Die Mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau. Leipzig 1869. Taf. XII.

[3]) Siehe Essenwein l. c. S. 65.

Explosionen, die wohl nur von Nachlässigkeit und verkehrten Arrangements veranlasst wurden, zerstört worden, und dabei haben sie der Stadt fast grösseren Schaden zugefügt, als dieselbe je bei einer Belagerung erlitten hat. Ich mag hier, um mit ihnen abzuschliessen, gleich das Nöthige darüber beibringen.

Zuerst (im Jahre 1624) traf der Wetterstrahl den „Ostersthorszwinger". Das in ihm vermuthlich ungeschickt aufbewahrte Schiess-Material — 80 Tonnen Pulver, nebst 30 Tonnen Salpeters, — wurde entzündet, und die Explosion zerstörte den oberen Theil des Gebäudes, auch zahlreiche Häuser umher bis zu der Doms-Haide hin und brachte vielen friedliebenden Menschen den Tod. Weil jedoch dabei die unteren Stockwerke des Thurmes unversehrt blieben, so wurde er wieder restaurirt und mit einer neuen breiten Dachkuppel bedeckt. In dieser ihm im Jahre 1626 gegebenen Gestalt hat er noch lange als Gefängniss und auch wieder als Pulverkammer gedient und auf dem Walle der Stadt bis zum Jahre 1826 als ein wunderliches Monument aus alter Zeit figurirt. In diesem Jahre wurde zum Bedauern vieler Alterthumsfreunde die alte „Barbakane", die unterdess schon in allerlei Garten-Anlagen und Gebüsche eingesponnen war, abgebrochen, und ihre Materialien zur Erbauung eines neuen Detentions-Hauses verwendet.

Nicht lange nach dem Jahre 1624 traf der Blitz auch den Stephanithors-Zwinger, den „Bräutigam" und entzündete das in ihm weggestaute Pulver. Die Explosion zerschmetterte das ganze Castell bis auf das Fundament und dazu mehre Häuser in der Nachbarschaft. Es war diess im Jahre 1647 und hinterdrein wurde das gänzlich zerstörte Gebäude dann nicht wieder aufgebaut. Auf seinem Bauplatz steht jetzt ein Theil des Weserbahnhofs.

Endlich im achtzehnten Jahrhunderte und zwar im Jahre 1739 kam die Reihe an die einst viel gerühmte und hinterdrein viel betrauerte Bremer „Braut". Trotz der vorgängigen Belehrungen war man mit dem Pulver nicht vorsichtiger geworden. Man scheint es einer alten Gewohnheit gemäss in den oberen Theilen der Zwinger verborgen zu haben. Die Braut war oben mit einer ganzen Masse Pulver, Granaten, Hand-Granaten, Pechkränzen, Licht-, Brand- und Feuerkugeln und anderm dergleichen brennbaren und explodirfähigen Kriegs-Materialien angefüllt. Schon seit einer Reihe von Jahren waren alle diese Dinge daselbst aufgehäuft „und einige „waren bereits sehr alt und verkommen." Am 22. September des genannten Jahres früh Morgens gegen 2 Uhr schoss ein Blitzstrahl dazwischen „und das ganze Castell fuhr mit einem abscheulichen Geprassel aus dem „Grunde. Man hörte anfänglich in der Luft ein lautes Sausen, als das Brausen eines starken Windes und „etwa eine oder fast zwei Minuten nachher erfolgte ein ungemein starker und knatternder Schlag, der die „Häuser rings umher beben machte, sie mit Feuer und Dampf erfüllte und zum Theil hinwegriss. Die Pressung „und Erschütterung der Luft zeigte ihre gewaltige Wirkung nicht nur an den Häusern in der Nähe, sondern „auch an den weit entlegensten und gar bis nach Stephani-Thor entfernten Oertern, diess- und jenseits der „Weser, mittelst Hinwegreissung der Dächer, Fenster und Fensterposten, Aufwerfung der Kellerluken, wie auch „der fest verwahrtesten Kirchen- und Hausthüren aus Riegeln und Schlössern durch die ganze Stadt hin. Es „sind hierdurch absonderlich die Häuser auf der Wachtstrasse, Tiever und Schlachte, auch bei St. Martini, „auf dem Theerhofe, auf der Brautstrasse und nach dem Buntenthore, nicht weniger auch das Kloster St. Jo„hannis, die St. Martini- und St. Pauli-Kirchen, se beschädigt und elend zugerichtet worden, dass man solches „Alles ohne innigste Wehmuth nicht hat ansehen können. Von der Weser-Brücke sind das erste und das zweite „Fach eingestürzt, und einige beladene Schiffe zu Grunde gesenkt, auch die Wassermühlen sammt dem Wasser„rade sehr beschädigt worden. Hierbey haben 31 Menschen jämmerlicher Weise ihr Leben eingebüsset, die man „mehrentheils, wie wohl zerfleischet, ohne Kopf und Füsse, ja einen Rumpf oben am Wasserrade blutrünstig „hängend, wiedergefunden hat. Ein sonderbarer Umstand war es dabei, dass dieser mit einem kurzen Wirbelwinde „kommende Blitz, der in einer Minute so viel Unheil über Bremen brachte, der einzige war, den die Gewitter„wolke von sich gab, so dass hinterdrein weder ein Blitz, noch ein Knall vernommen wurde, gerade als ob „Gott der Herr damit habe sagen wollen, dass sein Donner nur dasjenige ausgerichtet habe, wozu er von ihm „ausgesandt worden. Die Erschütterung und der Lärm des Schlages waren so gross, dass jeder vermeinte, der „Blitz habe insbesondere seine eigene Wohnung zerschmettert und angezündet. Ja man hat Nachricht erhalten, „dass Leute, die einige Meilen von Bremen wohnten, die Erschütterung und das helle Feuer wahrgenommen „und nicht anders geglaubet haben, als das Gewitter wäre bei ihnen und in ihre Häuser eingeschlagen. Nie„mand dachte an den Brücken-Thurm. Erst eine halbe Stunde hinterdrein erfuhr man, dass es „die Braut" „gewesen sei. Glühende Balken, schwere Werk- und Quader-Steine, ein feuriger Schwefelregen, brennende Pech„kränze, platzende Granaten und Bomben wurden in Menge über die Stadt dahingeschleudert, und dieselbe an „mehr als 20 Oertern in Brand gesteckt. Ihr schien der gänzliche Untergang durch Feuer zu drohen, zumahlen „die Gemüther in unausschreiblicher Furcht und Verwirrung gerathen waren und Niemand wusste, wo er zugreifen „und helfen sollte. Doch Gott hat bei diesem unmöglich und hülflos scheinenden Fall seine allmächtige Hülfe sicht„barlich auf das Wunderbarste erwiesen, da Er aus väterlicher Güte und Erbarmen, wie Alles in Feuer und Rauch „schien aufgehen zu sollen, sogleich nach der Explosion einen starken und gnädigen Platzregen aus des Himmels

„Wolken mit Macht herabgegossen, so dass Alles in Brand Gerathene überströmt und gelöscht worden. Man schätzte „den an Privathäusern angerichteten Schaden auf $1\frac{1}{2}$ Tonnen Goldes. Zur Herstellung der Passage zwischen Alt- und „Neustadt und zur Säuberung der Strassen so wie zur Wegräumung des Schuttes und Gruses, der Dachziegel, „Balken und Steintrümmer in den Strassen hat man das Militär, alle Tagelöhner der Stadt und die Bauern der „vier Gohen mit ihren Pferden und Wagen aufbieten müssen. Auch haben sich viele fremde Glaser nach Bre- „men begeben, um den zünftigen Einheimischen zu helfen. Es sind dieselben bis Fastnacht des folgenden „Jahres in der Stadt geduldet worden und beschäftigt gewesen. Da es nach dem oben gemeldeten Platzregen „am 22. September hinterdrein bis zum December desselbigen Jahres nicht wieder geregnet hat und die Weser „auch sehr niedrig geblieben, so konnte man glücklicher Weise mit den nöthig gewordenen Bauten und Repa- „raturen verhältnissmässig schnell fertig werden [1])"

Nie hat Bremen von Pulver, auch nicht von dem seiner schlimmsten Feinde, so viel Schrecken, Schaden, Mühe, Kosten, Noth und Arbeit gehabt, wie von demjenigen, welches die Stadt selbst in ihren alten Zwingern, — wie gesagt wahrscheinlich fahrlässiger und unzweckmässiger Weise — aufbewahrte.

Das colossale Rundgebäude der Braut, das ohnediess schon längst so ziemlich seine taktische und fortifikatorische Bedeutung verloren hatte, weil unterdessen vor ihm rings umher die Neustadt entstanden und durch moderne Werke befestigt worden war, wurde nicht wieder aufgebaut. Schon im Jahre 1681 hatte der Rath beschlossen, „die Stücke von der Braut abzuführen, weil es der neu gebauten Kirche in der Neustadt „sehr schädlich sein würde, wenn selbige abgefeuert werden sollten". Doch blieb als eine Art inneren Brückenkopfs der sogenannte „Brautwall" mit Schanzen und Graben noch immer bis zum 19. Jahrhundert bestehen und an ihm wurde noch zuweilen gehessert und geflickt, bis endlich im Jahre 1803 die Bürgerschaft es durchsetzte, dass dieser „der Stadt so gefährliche Brantwall" abgetragen wurde.

Später wurde auf der Baustelle der Braut und des Brautwalls das Bremer Arbeitshaus errichtet. Bei dem Bau desselben fand man noch Ueberreste „der alten Braut" im Boden. Man schmückte das Arbeitshaus mit der Statue einer Brema mit ihrem Löwenpaar und als das Volk diese Figur vollendet sah, dichtete es alsbald die Mythe, die alte Jungfrau „die Bremer Braut" sei wieder aufgefunden und dort von Neuem aufgestellt.[2])

Mit jenen neuen Rüstungen — mit einem auf Kanonen berechneten Erdwalle vor seiner Mauer, — mit den Albrecht Dürerschen „Rundehlen" vor den Thoren, — mit einem vertieften und verbreiteten Graben, — mit den genannten drei sehr massenhaften Castellen, den „Zwingern", und mit noch einigen anderen neu angelegten Werken,[3]) so wie auch mit vielen in dem städtischen Giesshause neu angefertigten schweren Geschützen ging die protestantisch gewordene Stadt Bremen den Ungewittern, welche in Folge der Kirchen-Reform in Deutschland aufzogen, entgegen, und wiederstand zuerst schon im Jahre 1524 dem Erzbischofe Christoph, der ihr vergebens drohte, und nicht lange darauf den kaiserlichen Feldherren und ihren Schaaren, von denen sie während des Schmalkaldischen Krieges (im Jahre 1547) nicht nur bedroht, sondern auch angegriffen und belagert wurde. Was unsere Chronisten über diese für Bremen denkwürdige Belagerung von 1547 und die Veranstaltungen, welche man gegen sie traf, berichten, ist für die Geschichte der Stadt-Befestigungen sehr interessant. Man sieht daraus, mit welchen Mitteln und Maassregeln damals unsere Bürger gegen den Kaiser stritten, und sich gegen Feinde zu schützen suchten. Als in dem besagten Jahre die kaiserlichen Feldherren — zuerst Herr Jobst von Cruningen und bald darauf Herzog Erich von Braunschweig und der Oberst von Wriesberg — vor Bremen lagerten, „da wurde", sagt unser Chronist Renner, „die Stadt von Stund an stärker befestigt. Der „Graf Christoph von Oldenburg, welcher ihr in dieser Noth beistand und die andern Hauptleute gingen des „Sonntags Reminiscere mit dem Rathe rund um die Wälle, Gräben und Schanzen herum und besichtigten alle

[1]) Am umständlichsten haben von diesem in unserer Stadt-Geschichte berühmten Unglücksfalle gehandelt, erstlich das kleine Buch: „Denkmal des der Stadt Bremen A. 1739 d. 22. Sept. durch Entzündung und Zerschmetterung der sogenannten Braut betroffenen erschrecklichen Unglücks", das auch die Bussgesänge, die an dem gleich darauf vom Rathe angeordneten Buss- und Bettage gehalten wurden, enthält, — und zweitens der Archivar Herrmann von Post in seiner Bremischen Chronik zu dem Jahre 1739. Von beiden Zeitgenossen habe ich die obige Schilderung der Vorfälle, so wie auch die von ihnen gebrauchten Ausdrücke entlehnt.

[2]) Diess hat der Bau-Direktor Stamm in einem in dem Zeitblatte Aurora enthaltenen Berichte vom Jahre 1831 erzählt.

[3]) Mit allen diesen ersten auf Kanonen berechneten Befestigungen versehen, stellt sich Bremen auf den um das Jahr 1600 herum entworfnen Plänen und Ansichten dar. Namentlich auf dem Plane von Braun und Hohenberg aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, ferner auf der Ansicht der Stadt von 1602, die auf dem Bremer Rathhause hängt, und eben so auch auf den Plänen in Dilichs Chronik von 1604. Man findet auf allen diesen Bildern den Wall, die „Zwinger" und die Albrecht Dürerschen „Rundehle". Der Stadtgraben läuft noch ziemlich einförmig und in ungebrochener Linie um die Stadt herum. Nur bei den Rundehlen schlängelt er sich. Auf dem Plane von Dilich sind bei dem Stephanithore schon zwei Rundehle herzförmig oder pfeilartig zugespitzt, in der Art, wie es die späteren Bastionen wurden. Vielleicht hat damals irgend ein mit der Italienischen Befestigungskunst vertrauter Ingenieur dem Rathe den Vorschlag gethan, mit solchen Formen ein Mal eine Probe zu machen. Erst im Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts verschwanden, wie ich weiter unten zeigen werde, alle Rundehle und es traten statt ihrer die eckigen Bastionen ein, welche man schon ein Jahrhundert früher bei allen Italienischen Städten findet.

„Dinge. Wo etwas nöthig war zu verbessern oder zu verändern, da wurde es nach ihrem Rathe gemacht. Alle „griffen zu. Der Eine machte seinen Ort noch besser als der andere, wo er dachte, sich finden zu lassen (wo „er sich recht tüchtig zeigen und hervorthun wollte). Besonders arbeiteten ‚die Steffeners' (die Bewohner der „Stephani-Stadt) sehr eifrig. Das Abben-, Doven- und Stephani-Thor wurden besser befestigt, das Schwanengatt „(jenes von mir schon oben oft erwähnte Wasserloch zwischen der alten und Stephani-Stadt) wurde nun gänz- „lich zugedeicht und mit Wall und Graben umgeben. Denn diese schwache Stelle der Stadt war, wie man er- „fahren hatte, von den Kaiserlichen zum Hauptangriff ausersehen. Auch wurde jetzt die alte Mauer, welche „noch immer vom Schwanengatt bis zur Weser queer durchgehend, die Alte von der Stephani-Stadt geschieden „hatte, durchgehauen und zugleich eine feste Brücke über den trennenden Graben gemacht, damit die Einwohner „beider Stadttheile in der Noth zu einander kommen könnten. Rund um die ganze Stadt und den Wall herum „wurden doppelte Palisaden (‚dubbelde staketen') aufgerichtet, und aussen vor dem Graben mehre tausend starker „Pfähle in die Erde gerammt, dazu auch noch viele tiefe Kuhlen[1]) gegraben, ganz dichte, die eine Grube bei „der andern vom Osterthorszwinger bis zum Stephanszwinger rund herum. Auch wurden an vielen Enden Pfannen „voll Wassers hingesetzt, in denen man Gersten-Brühe oder Welge sieden wollte, um sie den Feinden beim „Stürmen und Anlaufen unter die Augen zu giessen.[2]) Item wurden auch Theerkränze bei grossen Haufen zuge- „richtet. Alle Wehren wurden mit Steinen besorgt, und hohe Mastbäume und Balken auf die Wälle und Brust- „wehren gebracht, um mit ihnen die Feinde, wenn sie anstürmten, nieder zu werfen. Auf der ganzen Schlachte „von der Martini-Kirche bis zur Hollmanns-Burg wurde eine Schanze aufgeworfen, und auch mitten in die „Weser wurden grosse Mastbäume gelegt, die man mit Ankern und Ketten wohl befestigte, damit der Feind „nicht mit Schiffen oder Flössen in die Stadt kommen könne. Desgleichen wurde die Weser oberhalb der Holz- „pforte zwei Mal mit starken Pfählen überpfählt (‚mit starken pahlen overpalet') zum Schutze der Brücke „gegen von ober her etwa losgelassene Zerstörungs-Maschinen. Endlich behing man auch die Weser-Brücke auf „beiden Seiten mit Laken."

Alle die in Bremen im Jahre 1547 ergriffenen ausserordentlichen Vertheidigungs-Maassregeln waren damals in allen Städten bei ähnlichen Fällen gewöhnlich und herkömmlich, namentlich auch das zuletzt erwähnte „Verhängen der Brücken mit Laken", welches desshalb geschah, um den Feinden zu verbergen, was auf den Brücken vor sich ging, und namentlich auch, um Truppen unbemerkt und unmolestirt über die Brücke hinüber und herüber marschiren lassen zu können. Als in Bremen eben so wie in Holland zuweilen getroffene eigen- thümliche Veranstaltungen gegen belagernde Feinde mag ich auch noch das Durchstechen der Deiche und das Ueberschwemmen des Landes in der Nähe der Stadt erwähnen. Diese Maassregel wurde in Bremen sogar noch ein Mal im Jahre 1654 ergriffen. Man stach damals gegen die Schweden den Gröpelinger Deich durch und liess das Wasser ins Land strömen. In früheren Zeiten mag dies bei Belagerung häufiger geschehen sein, ohne dass indess unsere Chronisten es uns ausdrücklich gemeldet haben.

Der Widerstand, den Bremen mit der so eben beschriebenen Ausrüstung im Jahre 1547 leistete, und die bald nachher erfolgende für die Protestanten siegreiche Schlacht bei Drakenborg an der Weser befreite die Stadt diess Mal freilich von ihren Feinden. Da indess Kaiser Karl V. noch immer fort drohte, und einige Zeit nachher (1550) die Stadt vor den Reichstag forderte, woselbst ihr verschiedene harte Artikel, welche sie nicht bewilligen konnte, vorgelegt wurden, so nahmen die Bremer das Werk der Befestigung auch in diesem Jahre von Neuem auf. Man arbeitete namentlich wieder beim Schwanengatt, verstärkte dasselbe durch ein grosses „Rundeel", vertiefte den Graben, und erhöhte und besserte den Wall von dort bis zum Anscharii-Thor. „Bei diesen Arbeiten griff „die ganze Bürgerschaft, vornehm und gering zum Spaten. Sie theilte sich in drei Partien, und jeden Tag ging „ein anderes Drittel auf die Schanzen. Auch des Nachts waren Alle eifrig thätig und dann zündeten sie Feuer- „Pfannen an, um dabei zu sehen". Da sich schon wieder einige verdächtige Truppen-Körper nicht weit von der Stadt (bei Verden) zusammengezogen hatten, und da den Bremern nicht klar war, was der Kaiser eigentlich mit ihnen im Sinne habe, so feierten sie sogar auch am Weihnachtstage des Jahres 1550 nicht, sondern schanzten fort. „Da sprangen auch die Rathsleute in den Graben hinein und halfen mit schaufeln, und jeder „Bürger kam mit seinem ganzen Hausgesinde und seinen Knechten, so viel er ihrer im Hause hatte" („so stark he in synen huse wass"). Auf diese Weise wurden die neuen Befestigungen „mit der Hast" in fünfund- dreissig Wochen zu Stande gebracht. Die Baumeister, die das Ganze leiteten, waren dabei die Rathsleute Berent Scharhar und Cort Wachmann, und die Bürger Gert Puttemann und Dierk Bolemann.

---

[1]) Renner sagt „storte Kuhlen", und das Niedersächsische Wörterbuch bemerkt dazu, dass „storte Kuhlen" Gruben seien, welche der Bauer auf oder neben einem besäten Acker auswerfe, um zu verhindern, dass Wagen und Pferde darüber gehen.

[2]) „dar man wolde Wellinge inne seeden und den fienden im stormen und anfallende under ogen geten." „Welling, Wellung oder Welge" sagt das Bremische Niedersächische Wörterbuch, „ist ein abgekochter Trank, eine dünne Brühe von Gersten- oder Haber-Grütze". Man kennt sie noch heutzutage in Bremen als Krankensuppe.

Aus diesen Mittheilungen ersieht man, dass der religiöse und patriotische Eifer unserer Bürger, ihre Energie und Aufopferungslust damals nicht geringe waren. Auch hätte ein Maler bei allen jenen Begebenheiten und Arbeiten wohl manchen Stoff zu merkwürdigen, interessanten und charakteristischen historischen Skizzen und Gemälden finden können. Leider sind diese Scenen ungemalt geblieben, und selbst unsere Chronisten malen sie auch mit Worten nicht eingehend genug aus.

Bei dieser Veranlassung (im Jahre 1551) wurde denn auch jene oft erwähnte alte Mauer länge der kleinen Balge, welche die Alte Stadt von der Stephani-Stadt sonderte, und die man schon etliche Zeit zuvor, wie ich sagte, mit einigen Oeffnungen und Communicationen versehen hatte, gänzlich beseitigt. Der Graben, der vom Schwanengatt bis zur Natel und Weser queer durch die Stadt ging, sagt der Zeitgenosse Renner, wurde theilweise zugeworfen, und die unnütz gewordenen Thürme und die Mauer abgebrochen, und an ihrer statt wurden von den Bürgern, welche die Baustellen kauften, feine Häuser gebaut. „Das Mauerwerk," setzt er hinzu, „welches ungefähr 513 Jahre gestanden hatte,[1]) war so hart, dass es mit eisernen Bicken kaum „von einander gebracht werden konnte." Von diesem alten Gemäuer blieb nur noch das Thor am Ende der Langen-Strasse, die sogenannte Natel stehen, vermuthlich weil man sie als Gefängniss noch nöthig hatte. Sie wurde erst im Jahre 1657[2]) weggebrochen.

Dem dortigen Stadtgraben, „der kleinen Balge", erging es hiebei eben so wie nach dem, was ich oben ausführte, dem uralten Bremer Stadtgraben „der alten oder grossen Balge". Vor 1551 war sie ein breites Gewässer, über das man Brücken bauen musste. (Dilich stellt auf der Tabula XI seiner Chronik bei der Natel eine anscheinend ziemlich lange Brücke über die kleine Balge dar). Im Jahre 1551 wurde sie, wie gesagt, durch Zuwerfung geschmälert. Doch liess man dabei in der Mitte noch einen kleinen Graben übrig, durch den das Wasser, das noch immer aus dem ehemaligen Schwanengatt herabsickern mochte, abfliessen könne. Dieser Graben, an dem von beiden Seiten her die Häuser herangebaut sind, war noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts ein offenes schmutziges Wasser und bildete eine enge Schlucht zwischen den Häusern. In der Neuzeit ist er bedeckt und canalisirt worden und es fliesst in ihm nun nur das darin zusammenlaufende Wasser der benachbarten Rinnen, Strassen und Häuser ab. Die schmale Schlucht zwischen den Häusern markirt aber noch jetzt die ehemalige Scheidegränze zwischen der Alten Stadt Bremen und der Stephans-Stadt. Auch macht sich der Einschnitt noch in den Namen der Strassen bemerklich. Die „Langen-", „Molken-" und „Hutfilter-Strassen" stossen bis zu dieser Linie vor und bekommen da, wo sie dieselbe durchschneiden, andere Namen. In der Jacobi-Strasse, welche der Richtung jener alten Mauer folgt, findet man auch heute noch einige kleine Seitenstrassen oder Gänge, deren vermuthlich sehr alte Namen darauf hinzudeuten scheinen, dass sie früher Mauerdurchlässe gewesen seien, so z. B. „die Hasen-Pforte" und die „Nagels-Pforte".

Ungefähr zu eben dieser Zeit auch, nämlich im Jahre 1554, baute man am nördlichen Ende der Weserbrücke bei der Wachtstrasse ein neues Brückenthor auf demselben Platze, wo, wie ich sagte, schon früher eine Brückenbefestigung existirt hatte. Dieses inmitten der Bedrängung der Stadt durch die Kaiserlichen und die Katholiken erbaute Thor erhielt vorn an seiner Stirn die berühmte Inschrift: „Conserva domine hospitium „ecclesiae tuae" (Behüte, Gott, die Herberge Deiner Kirche). Dieses Brückenthor von 1554 hat nur 132 Jahre in Bremen gestanden. „Im Jahre 1686 nahm man es", wie Post in seiner Chronik sagt, „wegen des beschädigten „Grundwerks ganz herunter. Man fand in dem Gemäuer die Knochen eines jungen Kindes, die der Meinung „nach aus Aberglaube des ehemaligen Baumeisters zu dauersamer Befestigung seiner Arbeit hineingeleget worden. „Der Bau des Neuen Thores ist Anno 1688 zu völligem Stande gebracht. Nach der Weserseite wurde die alte „Inschrift: „Conserva Domine etc." mit grossen guldenen Buchstaben wieder hingesetzt, nach der Stadtseite aber „folgende Inschrift: Vetustissimam hujus transitus portam in majorem urbis splendorem de novo exetrui et in „praesentem hanc formam reaedificari cur: S. P. Q. B. Anno aerae Christianae MDCLXXXIIX". (Das sehr alte Thor dieses Durchgangs haben der Senat und das Volk von Bremen zum Glanze der Stadt von Neuem aufbauen und ihm die gegenwärtige Gestalt geben lassen). Der ziemlich uninteressante Neubau der Zopfzeit hat dann in Bremen wiederum ungefähr eben so lange wie sein Vorgänger gestanden. Er wurde erst im Jahre 1839 abgebrochen, um den Brückenzugang zu erweitern.

Nachdem die Stadt Bremen sich im Jahre 1554 mit dem unterdess selbst in's Gedränge gekommenen Kaiser Karl V. versöhnt und der 1555 abgeschlossene Religionsfriede zu Augsburg die Kriegsgefahr beseitigt hatte, auch die Bürger der Stadt in der bald folgenden Zeit weniger mit der Vertheidigung des Protestantismus gegen Papst und Kaiser, als vielmehr — wie alle damaligen Deutschen Protestanten — unter sich mit Glaubens-Controversen beschäftigt waren, so erfolgte denn auch während des Restes des sechszehnten Jahrhunderts der mit dem leidigen Sakramentsstreite und den Hardenberg'schen Unruhen ausgefüllt wurde, ferner keine

[1]) Ich sagte schon oben, dass ein so grosses Alter der Mauer mir nicht wahrscheinlich erscheine.

[2]) Diess Jahr geben Einige an. Andere sagen, es sei 1659 gewesen.

wesentliche Umgestaltung der städtischen Anstalten gegen äussere Feinde. Nur hie und da hören wir in unsern Chroniken, dass ein Mal ein Stadtthurm aufs neue gedeckt oder gewölbt oder zum Pulver-Magazine aptirt, oder dass eine eingestürzte Grabenbrücke frisch hergerichtet worden sei. Bei einer solchen Umgestaltung des Heerdenthors im Jahre 1563 erhielt dasselbe seine berühmte Inschrift: „Bremen wass bedächtig. „Laht nich mehr in, du siest öhrer mächtig." (Bremen sei besonnen. Lass nicht mehr herein, als die du in Zaum halten kannst).

Dass die Befestigungen in dieser Zeit (in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts) theilweise wenigstens ziemlich vernachlässigt gewesen sein müssen, scheint ein Vorfall, der im Jahre 1593, den 24. Februar bei der Heerdenthors-Brücke statt hatte, zu beweisen. Bei einem Zusammenlaufe neugierigen Volks auf dieser Brücke stürzte dieselbe ein und es kamen dabei 30 Menschen im Wasser des Stadtgrabens zu Schaden und ums Leben. Auch fing man zu dieser Zeit an, die alte Stadt-Mauer als minder wichtig zu betrachten, und es bauten auf und an derselben seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts viele Bürger ihre kleinen Häuser.

Manche kleinere Aenderungen, Reparaturen und Neubauten liessen sich auch noch für die Zeit um 1600 herum verzeichnen.

Doch wurde man wie früher zuerst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, — (der Aera des schwunghaften Aufstrebens der nach Selbstständigkeit ringenden Städte) — und dann wieder im sechszehnten Jahrhundert — (dem Zeitalter des Neuen Kirchenglaubens) — so auch nun in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch grossartige und weitgreifende Ereignisse und Antriebe zu radikalen und umfassenden Befestigungsreformen veranlasst. Jetzt gaben die Befürchtungen und Bedrängnisse, welche der dreissigjährige Krieg hervorrief, den Haupt-Impuls.

Umwandlung der Befestigungen während des dreissigjährigen Krieges und der Schwedischen Zeit.

Bei der fortgeschrittenen Verbesserung der Angriffswaffen musste man in Bremen zunächst bald gewahren, dass die Weser, so breit sie war, die Südseite der Stadt nur höchst unvollkommen decke. Die altmodigen kleinen Erd- und Mauerwerke, die hier lagen, jene schon von mir bezeichneten „Pforten" und Gemäner an der Schlachte und längs Martinikirchhof, so wie die „Aschenburg" und die ihr ähnliche im Jahre 1524 gebaute „Wichelnburg" und der auch dazumal (im Jahre 1518) bei der Holzpforte errichtete „Morgenstern" waren Geschützen dieser Zeit gegenüber kaum in Anschlag zu bringen. Die im Jahre 1534 vollendete Brant vertheidigte nur die Brücke, und doch konnte man hier natürlich die ganze Schlachte und die Häuserlinie längs des Flusses, die für die Handelsbewegung frei bleiben musste, nicht mit solchen breiten und viel Raum erfordernden Werken stören, wie man sie um den äussern Ring der Stadt gelegt hatte und noch ferner legen wollte. Man musste also nun mit den Befestigungen ganz auf das andere Ufer der Weser hinüber, wo ohnediess schon von selbst eine Art Vorstadt erwachsen war. In Bremen wurde damals diese Vorstadt und ihre Umgebung gewöhnlich der „Süder-Ort" genannt, welcher Name nachher als dort die Neustadt entstand, auch für diese noch eine Zeit lang die gewöhnliche Benennung geblieben ist. Es bestanden hier um 1600 bereits mehre Etablissements, Gartenanlagen und mehre Häuser.[1]) Ein Feind mochte diese Baulichkeiten zu einem Angriffe auf die Südseite der Stadt benutzen, wenn man sie nicht mit Befestigungen umgab.

Aus diesen und andern Erwägungen kam man im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts auf den Plan zur Anlage einer Neuen Stadt auf dem andern Weser-Ufer und zu ihrer Befestigung nach modernen verbesserten Methoden. Und diese neue Schöpfung hatte denn auch wieder eine Reform der altstädtischen Befestigungen zur Folge, welche nöthig wurde, um Alles in Harmonie zu bringen und ein Ganzes zu schaffen.

Man wandte sich auch jetzt wieder, wie schon früher (im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, beim Bau der oben beschriebenen drei „Zwinger") nach Holland, dem Lande der grossen Städte und Festungen, wo man die Kriegs- und Fortifikations-Kunst in den langwierigen und grossartigen Kriegen mit Spanien gelernt hatte. Die Niederländer unterstützten schon seit längerer Zeit die Protestanten Deutschlands und der Schweiz, ihre natürlichen Verbündeten, häufig mit Rath und That, mit Zusendung von Ingenieuren, auch mit Geldmitteln. So erhielt z. B. unter andern die Stadt Genf ein Mal von Holland einen Beitrag von 100,000 livres tournois zu ihrem Festungsbau, oder wie ein Genfer Historiker sich ausdrückt, zu ihrem „boulevard

[1]) Dies zeigt die XVIII. Tafel in Dilich's Chronik im Hintergrunde der auf ihr enthaltenen Ansicht der „Braut".

„avancé de la Reforme et des libertés modernes". Es wurde daher auch in Genf den Holländern zu Ehren eine Schanze „la bastion de Hollande" genannt. [1]

Der Rath von Bremen erhielt von dort den beim Prinzen Moritz von Oranien hochangesehenen Ingenieur Johann von Valckenburgh,[2] der zuerst im Jahre 1620 nach Bremen kam und dann in Deutschland hin- und herreisend daselbst auch für mehre andere deutsche Städte, für Emden, Hamburg, Lübeck, Braunschweig, Ulm, die sich alle damals eben so wie Bremen bei den drohenden Ungewittern mit neuen Schutzwehren umgeben wollten, Fortifikations-Pläne entwarf, und deren Ausführung leitete. Er war zwischen den Jahren 1602 und 1629 wiederholt in Bremen anwesend, zuweilen in Begleitung einiger anderer Gehülfen aus den Niederlanden.[3] Seine Pläne zur Anlage der Neu-Stadt und zur Befestigung derselben, so wie auch in Verbindung damit der ganzen Alt-Stadt, wurden vom Rathe geprüft, auch dem Prinzen Moritz von Oranien mitgetheilt, der sich günstig darüber aussprach. Man zog auch noch andere holländische Ingenieure zu Rathe, einen gewissen Johann von Laer (auch „von Leer" geschrieben) aus Emden, und ferner einen „Meister Gerolt", „konnte aber „doch wegen allerhand eingefallener Obstaculorum und Verhinderungen bis zum Jahre 1622 den Plan nicht „effectuiren und zu Werk richten." In diesem Jahre legte man das Projekt endlich der Bürgerschaft Bremens vor, die sich auch damit einverstanden erklärte. Und im folgenden Jahre 1623 wurde denn das Werk endlich in Angriff genommen.[4] Man schloss mit einem Bauunternehmer, Jacob Claussen, einen Vertrag ab, demzufolge der neu herzurichtende Wall unten 66 Fuss Dicke und 12 Fuss Höhe, die Brustwehr darauf aber 6 Fuss Höhe und oben 12 Fuss Breite haben sollte. Der Wall selbst hinter der Brustwehr sollte 18 Fuss Breite haben. Der Stadtgraben sollte durchweg auf 150 Fuss verbreitert werden und eine Tiefe von wenigstens 6 Fuss bei niedrigstem Wasserstande erhalten. Er sollte in einer Zickzacklinie um 16 oder 17 vom Wall aus vorspringende Bastionen gleichmässig rings um die ganze Stadt herum geführt werden. Jenseits des Grabens längs seiner äusseren Kante sollte ein 6 Fuss hohes und 60 Fuss weit ins Feld sich erstreckendes Glacis angelegt werden. Die Oberaufsicht über die Arbeit wurde dem besagten Ingenieur Valckenburgh mit seinem Assistenten Von der Laer übertragen. Er führte sie zwar nur bis zum Jahre 1624, da er seine Entlassung aus Bremischen Diensten nahm, fort. Aber in den folgenden Jahren wurde eifrig nach seinen Plänen weiter geschanzt und gegraben, — auch gebaut. Denn auch zu dem innern Ausbau der Neustadt, die sich nun allmählig mit Ansiedlern füllte, hatte Valckenburgh den Plan gemacht. Im Jahre 1626 waren die sieben Bastionen der Neustadt nebst den dazu gehörenden Courtinen (Zwischen-Wällen) ganz fertig. Mit der Vollendung der schwierigeren Umwandlung der Altstadt-Befestigungen zog es sich länger hin. Daher auch die Bremer im Jahre 1628, als der Kaiserliche General Tilly in Niedersachsen hauste und als die Lande umher mit Dänischen und Kaiserlichen Völkern gefüllt war, in einige Verlegenheit geriethen und an ihren Altstadtswällen zwischen Heerden- und Osterthor schnell provisorische Verstärkungen aufwerfen mussten. Doch blieb Bremen während des dreissigjährigen Krieges — obgleich zu Zeiten z. B. ein Mal im Jahre 1632 wieder von den Kaiserlichen unter Pappenheim und dann auch schon einige Male von den Schweden bedroht, — von ernstlichen feindlichen Angriffen ziemlich unbelästigt und unangefochten.

Der die ganze Angelegenheit der Stadt-Befestigung weise leitende Rath hatte freilich dabei mit seinen Bürgern Noth genug, die Sache zur Reife und Vollendung zu bringen. Die Altstadtbürger hatten zuweilen grossen Widerwillen dagegen gezeigt, für die Herstellung der Neustadt-Befestigungen „Bürgerwerk" und Geldvorschüsse zu leisten. Sie fürchteten, dass ihnen in der Neustadt eine Nebenbuhlerin gross gezogen werden möchte. Noch im Jahre 1635 machten sie auf einem Bürger-Convente sogar den Vorschlag, die schon fertig gebrachten Neustadt-Befestigungen lieber wieder abtragen zu lassen.

Erst nach dem Abschlusse des Westphälischen Friedens trat für die Stadt eine besonders ernste und gefährliche Zeit ein, als das durch diesen Frieden in Deutschland und namentlich in der Nähe Bremens mächtig gewordene Schweden seine Hand nach der kleinen Republik ausstreckte, derselben ihre Reichsfreiheit absprach, sie am Ende mit Krieg überzog und zweimal wirklich angriff und belagerte, das erste Mal im Jahre 1654 und dann wieder 12 Jahre später. Nun erst wurde der schon lange von den oben mehrfach genannten Niederländern entworfene Befestigungsplan auch für die Altstadt gänzlich durch und zu Ende geführt, und vom Jahre 1659 an Schlag auf Schlag, Jahr für Jahr ein Bollwerk nach dem andern ausgebaut. Post stellt in seiner Chronik diesen Fortschritt der Arbeit so dar:

---

[1]) Siehe hierüber das interessante Werk: Galiffe, Genève historique etc. chap III.

[2]) So schreibt er sich meistens selbst, doch nicht immer.

[3]) Ueber den Ingenieur Valckenburgh und seine Thätigkeit hat Herr Dr. H. A. Schumacher in Bremen eingehende Untersuchungen angestellt, denen ich die meisten der ihn betreffenden Daten entnommen habe.

[4]) In diesem Jahre (1623) wurde auch der Valckenburghische Befestigungs-Plan gravirt, gedruckt und herausgegeben. Auf der Bremer Stadt-Bibliothek sind noch einige Exemplare dieses Kupferstiches vorhanden.

„Nachdem", sagt er, „das im vorigen Jahre (1661) angefangene Bollwerk beim Doventhor ausgefertigt „worden, ist das neue Bollwerk zwischen dem Anscharii- und Heerdenthore angefangen und im Jahre 1662 damit „fortgefahren. Im Jahre 1662 ist beschlossen worden, dass für diese neuen Werke alle und jede Einwohner „ohne Unterschied, nur die Prediger allein ausgenommen, Wallgeld entrichten sollten. Auch ist in demselben „Jahre das neue Bollwerk am Osterthor zu bauen angefangen, so wie auch in demselben Jahre das Bollwerk „zwischen dem Heerden- und Osternthore. Am 16. Sept. ist das Wasser bei dem neuen Bollwerk am Heerden„thor eingelassen, und damit in diesem Jahre das dritte Bollwerk in behörigen Beschützungszustand gesetzt. „Am 16. März 1663 ist das letzte Bollwerk bei St. Anscharii-Thor angefangen und „St. Johannis" genannt „worden, und am 2. Mai ist dort das Wasser in den neuen Graben eingelassen. Mit allen diesen Neubauten „und Reparaturen hat man bis zum Ende des Jahres 1663 zugebracht, wie solches zum Gedächtniss über dem „St. Anscharii-Thore nach der Stadtseite hin mit diesen Worten zu lesen ist: „Anno 1660 ist die Festung an „dieser Stadtseite zu verbessern angefangen und Anno 1663 vollführet, auch dieses Thor und Brücke neu „aufgebaut."

Auf diese Weise waren denn nun endlich im Jahre 1664 beides Alt- und Neustadt mit Bastionen oder Bollwerken nach der modernen holländischen oder eigentlich italienischen Kriegsbaukunst rings umgeben. Im folgenden Jahre, als die Schwedennoth näher und näher rückte, wandte man sich denn auch zu der Gegend jenseits des Stadtgrabens. Die Contre Escarpe wurde rings umher neu aufgeworfen oder gebessert und das Glacis planirt, auch alle Bäume, Häuser, Gemäuer und hohe Hecken bis auf 600 Fuss Entfernung vor der Stadt „zur Befreiung des Gesichts" beseitigt. Sogar das Dorf Woltmershausen, das den Befestigungen zu nahe lag, „wurde auf Befehl des Raths „am 31. Aug. 1666 von heraus geschickten Bremischen Stadt-Soldaten angezündet und mit allen darin befind„lichen Häusern und eingeärndteten Früchten, so voriger Verordnung nach die Leute nicht zur Stadt gebracht, „verbrannt, und dem Erdboden gleich gemacht." Zugleich wurden um diese Zeit auch die alten das Gebiet der Stadt durchziehenden Landwehren, die man jetzt nicht mehr so nützlich hielt wie in alten Zeiten, grossentheils demolirt. Und als dann endlich im Jahre 1666 die Schweden unter Anführung ihres General en chef Wrangel wieder die Stadt ganz nahe zu umzingeln und zu beschiessen begannen, da fanden sie dieselbe recht wohl gerüstet und zu tüchtigem Widerstande bereit. Sie richteten damals eben so wenig etwas gegen sie aus, wie die Kaiserlichen unter Wriesberg im Jahre 1547, und wie der Erzbischof Johann im Jahre 1308 und zogen, eben so wie einst jene, unverrichteter Dinge ab, indem sie sich zu einem Frieden verstanden, und Bremens Selbstständigkeit so ziemlich nach Wunsch anerkannten. In allen diesen bezeichneten drei Fällen widerstand Bremen den Feinden mit seinen neuen Befestigungen und sicherte innerhalb derselben seine Selbstständigkeit. Man darf daher wohl anerkennen, dass der Stadt ihre alten Mauern, Gräben, Wälle, Rundeele und Bastionen im Verlaufe ihrer Geschichte in der That nicht undienlich gewesen sind.

Nach dieser in den sechziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts vollendeten Reform der Befestigungen Bremens ist alsdann aber weiter keine neue wesentliche Verbesserung und durchgreifende Umgestaltung derselben ausgeführt worden. Eine solche wäre zwar wohl nach einiger Zeit wieder nöthig gewesen. Denn den grossen Fortschritten gegenüber, welche die Kriegsbaukunst seit Ludwig XIV und Vauban machte, veralteten die Valckenburghschen Einrichtungen und Constructionsweisen allgemach.

Allein Bremen vermochte, wie überhaupt alle unsere freien Reichsstädte, deren Zeit bald ablief, unter den veränderten Zeitverhältnissen von diesen Fortschritten nur wenig zu vortheilen.

Es wurde zwar in der Folge noch hie und da ein Thor umgebaut, (so z. B. im Jahre 1673 das Heerdenthor) auch dann und wann diese oder jene „Defensional-Linie verlegt und corrigirt", — auch wurden dann und wann, wenn ein Mal eine fremde Macht wieder unangenehm werden zu wollen schien „Vieles zur Sicherheit und „Beschützung der Stadt vorgekehrt", so z. B. ein Mal im Jahre 1706 „wegen des Königs von Schweden grosser „Armatur, welcher sich jedoch zunächst nach Sachsen wandte". Es wurde wohl sogar auch wieder ein Kunstverständiger aus den Niederlanden verschrieben, so z. B. im Jahre 1707 „der berühmte Ingenieur de Rognes „aus Holland, um dessen Vorschläge wegen der Stadt Vestung-Baus Verbesserung zu vernehmen." [1]) — Dessgleichen sah man auch noch im Jahre 1741, „da ein Französisches Heer näher rückte, ein Mal nach, was Regen, „Wasser und Wind an Wall, Graben und Contre-Escarpe verdorben hätten". Auch ist noch im siebenjährigen Kriege und selbst auch noch später an den alten Festungswällen geschanzt und gegraben worden. Aber in der Hauptsache ist es, wie gesagt, bis auf die völlige Entfestigung der Stadt im Anfange dieses neunzehnten Jahrhunderts bei den alten Valkenburghischen Figuren und Constructionen geblieben, und der Plan derselben lässt

[1]) Auf dem Bremer Archive sind einige von diesem Ingenieur De Rogues herrührende Risse („Plans de la ville de Breme avec un projet pour la fortifier") vorhanden, die ein ganz formidalles, drei- und vierfaches für Bremen beabsichtigtes, aber nicht ausgeführtes Befestigungswerk zeigen.

sich in denjenigen Linien, welche der Stadt-Graben und die Anhöhen in dem schönen die Stadt jetzt umgebenden Garten beschreiben, noch heutiges Tages erkennen.

Verfall und Zerstörung der alten Festungswerke.

Zum letzten Male hatte Bremen, wie ich eben andeutete, in den Schwedischen Kriegen kurz nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts mit seinen Festungswerken sich selbst vertheidigt. Wie wenig diese letzteren aber in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fähig waren, die Stadt zu einer solchen Selbstvertheidigung in Stand zu setzen und wie gering die Bedeutung Bremens, als festen Waffenplatzes, in dieser Epoche geworden war, scheint unter andern schon hinlänglich der Umstand zu beweisen, dass es im siebenjährigen Kriege die Truppen bald der einen bald der andern der sich streitenden Mächte einlassen musste. Es wurde ein Mal von den „Deutschen Alliirten", ein ander Mal von den Franzosen, dann wieder von den Engländern besetzt, die kaum einige flaue Versuche machten, sich in der Stadt zu halten, und die zuweilen mehr zur Schwächung als zur Stärkung der Festung beitrugen, indem sie z. B. Kanonen und anderes Kriegsmaterial hinweg führten, weil sie der Meinung waren, dass die Bürger selbst dies „Spielzeug" nicht mehr zu gebrauchen vermöchten, und „dass es am Ende doch nur dazu dienen würde, Schaden anzurichten, wenn „es etwa Feinden in die Hände fallen sollte." Die Geschichte der Befestigungen Bremens während des achtzehnten Jahrhunderts ist daher die Geschichte ihres Verfalls und ihrer allmähligen Umwandlung zu friedlichen Zweken oder die Geschichte der fortschreitenden Entfestigung der Stadt. Ich will es zum Schluss nun versuchen, einige Phasen und Epochen dieser allmählichen Entfestigung Bremens näher zu bezeichnen.

Als den ersten Schritt dazu aus früherer Zeit mag man wohl das schon oben berührte Heranrücken der bürgerlichen Wohnhäuser an den Kreis der Befestigungen und das Hinaustreten von allerlei Anlagen auf die Mauern und die Wälle bezeichnen.

Einzelne Fälle von der Anlehnung von Privat-Häusern an die Stadtmauern waren freilich bereits sehr frühzeitig — schon im 15. Jahrhundert — vorgekommen. Doch waren diess seltene Ausnahmen, wie schon daraus hervorzugehen scheint, dass der Rath sie gewöhnlich in sein „Denkelbuch" verzeichnete. So heisst es in diesem Buche zum Jahre 1418: die Mauerherren hätten sich mit einem gewissen Bürger vertragen um den Raum bei dem Thurm, der in der Stadtmauer beim Weges-Ende läge und den dieser Bürger mit einem Baue bekümmert habe. („dat he bekummert heft myt sine buwe"). Er solle den Bauplatz haben, dafür aber jährlich 26 Grote an die Stadtmauer geben. Eben so heisst es in einer anderen Aufzeichnung von 1456, es sei an Johann von Zelen ein Platz im Westen des Anschariithores zwischen der Stadt und der Stadtmauer gegeben, dass er darauf bauen dürfe. Er solle dafür der Stadtmauer eine Rente von 1 Mark 2 Groten geben. „Will aber der Rath den Platz wieder haben, so sollen Zelen oder seine Erben den Raum ohne Widerrede „wieder frei und quit zur Stadt geben." Ich mag auch noch bemerken, dass schon in aller ältesten Zeiten zuweilen ein Mauerthurm diesem oder jenem Kriegsmanne zur Wohnung angewiesen worden war.

Dennoch aber war (mit diesen seltenen Ausnahmen) bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts noch immer ein freier unbebauter Gang innerhalb der alten Mauer und längs derselben rings um die Stadt herum gegangen. Derselbe war den Vertheidigern zu Circulation und zur Bedienung der Mauer und jedes der zahlreichen Mauerthürme nöthig. Er war auch desswegen bei allen Stadtmauern nöthig, damit die Feinde, wenn sie einen Theil der hohen Mauer erstürmt haben sollten, nicht zu leicht von derselben in die Stadt hinabkämen. Die Wohnungen der Bürger hielten sich daher in respektvoller Entfernung von der Mauer und machten in einem Abstande mehrer Klafter Front gegen dieselbe. Diess ist noch auf dem ältesten Stadtplane Bremen's, der in dem bekannten Städte-Buche von Braun und Hoheuberg enthalten ist und aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts datirt, so dargestellt.

Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts fingen aber die Bürger an, von innen her ihre alte Stadtmauer zu erstürmen, ihre Wohnungen zahlreich daran zu kleben und sie bis oben hinauf mit allerlei Bauwerk zu besetzen. Da es jetzt schon Erd-Wälle ausserhalb der steinernen Mauern gab, so schienen diese letzteren nicht mehr so nöthig, obgleich man sie zur Aushülfe immer noch nebenher bestehen liess. Als im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Valckenburgh seine ganz neuen und weitläuftigen Festungswerke anlegte, da konnte man den kleinen Bürgern wenigstens die hintere Partie der Mauer fast ganz Preis geben. In andern Deutschen Städten z. B. in Frankfurt a. M. hatten die kleinen Bürger schon ein Jahrhundert früher die Erlaubniss zur Anlehnung ihrer Häuser an die Stadtmauer erhalten. Die Vertheidiger der Wälle hatten ihre breiteren Zugänge zu denselben von den Stadthoren aus. Doch hielt man

dazu auch die innere Seite der Thürme von Anbauten frei. Die neuen Ansiedler benutzten die verschiedenen Räumlichkeiten der Mauer, und auch das ihr hie und da abgebrochene Material zur Befestigung ihrer angeklebten Häuser, zu Kellern, Kammern etc. und setzten auch Schlaf- und Wohnzimmer oben auf die Mauer hinauf. Zuweilen hat auch der Rath einige überflüssig gewordene Partien der Befestigung zum Bau von Häusern in der Stadt hergegeben z. B. ein Mal im Jahre 1663 ein paar alte Thürme zum Bau des Hauses Seefahrt.

Auch einige militärische Etablissements wurden in Bremen, wie anderswo, in den Mauerring verflochten, so dass „Giesshaus“ oder die Kanonenfabrik — das „Schützenhaus“ oder der Schiessplatz der Schützen, — der sogenannte „Artilleriehof“ oder der Zimmerplatz für das Holzwerk an den Kanonen, — später auch eine „Reitbahn“ etc. Auf diese Weise entstand denn statt des freien breiten Ganges hinter der Mauer ein Kreis von engen Strassen mit doppelter Häuser-Zeile rings um die Stadt herum. Erst in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts waren diese „Wallstrassen“ ganz fertig. Sie erscheinen so auf dem von „Casparo Schultzen“ im Jahre 1664 angefertigten Plane von Bremen.

Alle die kleinen Maueranwohner haben, wie Mäuse, beständig die alte Mauer unserer Stadt untergraben, durchbohrt und zerstört und sind mit diesem Zerstörungswerke, wo sie es ungehindert thun konnten, auch hie und da auf die Wälle selbst hinausgedrungen.

Die ersten friedfertigen Etablissements, die ausserhalb des innern Mauerkreises auf den Wall selbst hinanstraten, scheinen Windmühlen gewesen zu sein. In den Vorstädten muss es schon lange Windmühlen gegeben haben. Denn bereits in einem aus dem Jahre 1514 stammenden Briefe an den Abt des St. Pauli Klosters vor dem Osternthor, in welchem der Rath diesem geistlichen Herrn erlaubt, daselbst eine Windmühle zu bauen, wird noch anderer schon existirender Vorstadt-Windmühlen gedacht. Es heisst: „der Müller des „Abts solle sich dabei eben so verhalten, wie die Müller auf dem Wasser und auf den andern Wind- „mühlen vor der Stadt“ [1]). Auf dem Walle der Stadt selbst existirte wenigstens schon im sechszehnten Jahrhunderte eine Windmühle, und zwar beim Doventhore [2]). Da die hoch aufgeworfenen Bastionen der Bremer Befestigungen zu Windmühlen sehr geeignet waren, so erschienen bald mehre. Auf der Ansicht der Stadt von 1602, die auf dem Bremer Rathhause hängt, finden sich drei. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts werden ihrer schon fünf gewesen sein. So viele zählte ich auf einer Ansicht der Stadt von 1664, die auch auf dem Bremer Rathhause hängt, und eben so viele auf dem Plane von Merian von 1653. Die Stadt hatte zwar ihre alten Wassermühlen bei der Weserbrücke. Doch schafften dieselben für die wachsende Bevölkerung zuweilen wohl nicht Mehl genug, und so unbequem den Militärs die Windmühlen auf dem Walle sein mochten, so duldete man sie doch, weil sie für die Verproviantirung der Stadt durchaus nöthig waren. Da sie nur von Holz gebaut werden durften, so konnten sie auch, wenn eine Instandsetzung der Wälle für eine Vertheidigung diess erforderlich machen sollte, leicht weggeschafft werden. Bei der Ertheilung der Erlaubniss zu ihrer Anlage behielt sich der Rath auch ausdrücklich ihre Beseitigung im Falle der Noth vor. Wirklich wurden denn auch z. B. im Jahre 1665 in dem Kriege mit den Schweden „auf Gut- „finden des Raths befürchtender Umstände wegen“ die sogenannte „Kaufmanns-Mühle bei dem Ansgarii-Thore „und des Diedrich Duntzen Mühle vor dem Stephani-Thore“ weggebrochen. Die Müller wohnten meistens selbst in ihren Mühlen, und wenn dies nicht der Fall war, wenn sie ihr Wohnhaus nicht weit davon hinter der Mauer hatten, so durchbohrten sie die Mauer mit einer Thür und verschafften sich von da einen Ausgang und einen Weg über den Wall zur Communication mit ihrer Mühle.

Nach dem Beispiele der Müller durchbrachen hinterdrein auch die andern kleinen Wallstrassenbewohner die Mauer mehr und mehr, suchten auf den Wall hinauszukommen und daselbst etwas Terrain für sich zu gewinnen. Die militärischen Behörden lagen daher im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit ihnen und ihrem ungebührlichen Verdringen beständig im Kampfe und verboten ihnen unzählige Male — wenngleich vergebens — das Durchbrechen der Stadtmauern, die wenn sie nun auch gegen äussere Feinde nicht sehr nützlich waren, doch gegen diese innern Wallzerstörer dienen und ihnen die Gränze und „Bau- oder Wall-Linie“, die sie nicht überschreiten sollten, bezeichnen konnten.

Schon im Jahre 1635 muss diese unerlaubte Arbeit ziemlich weit vorgeschritten gewesen sein. Denn in einem Wittheits-Protokolle aus diesem Jahre heisst es: „Derweilen auf dem Stadt-Walle die Mauern „und Stakette dermassen durchbrechen sind, dass ein jedweder deren pro libito gebrauchet, so ist den beiden „Mauerherren anbefohlen, Alles zu besichtigen, die Bruchfälligen ohne Gnade zu bestrafen cum communicatione, „dass inskünftige den Contravenienten alle Ausgänge und Thüren zu ewigen Zeiten vermauert und zugemacht „werden sollen“. Wie so viele andere „ewige Tage“ so dauerten auch diese nur sehr kurze Zeit. Das Gebet,

[1]) Der besagte Brief findet sich im Rathsdenkelbuche und die betreffenden Worte lauten: „geliker wyse als se de molleners uppe den water unn de anderen Wyndmolen vor unser Stadt sick hebben holden“.

[2]) Sie ist auf dem oben citirten ältesten Stadtplane von Braun und Hohenberg abgebildet.

„dass Alles, was offen in der Stadtmauer wäre, zugemauert werden solle", wurde im Laufe der Folgezeit häufig wiederholt. Nichtsdestoweniger musste auch 1729 von Neuen vorgestellet werden, „dass schon wieder sehr „viele Löcher und Thüren durch die Mauer auf den Wall hinaus gemacht seien, ja gar welche so gross, dass „man mit Wagen und Pferden hineinfahren könne", und es wurde nochmals befohlen, „dass sie zugemauert „werden sollten". Auch hatten sich allmählig die Anwohner kleine Terrains hinter ihren Häusern auf dem Walle angeeignet und auf ihnen Gärtchen angelegt.

Diese Gärtchen auf dem Wall finde ich zuerst in grösserer Anzahl in einer Verordnung von 1764 erwähnt. Einzelne bestanden aber schon früher. So wurde bereits im Jahre 1717 einem gewissen Schweling ein kleiner Gartenplatz auf dem alten Wall beim Osterthor zugestanden, „doch solle er damit auf einige Distanz vom Zwinger „bleiben". Im Jahre 1776 wurde dem Senator Duntze erlaubt, „seinen Garten mit Gartenbans ganz bis an den Zwinger „vorzurücken, auch einen Fuss von der Mauer des Zwingers, der dadurch gar nicht beschädigt werden würde, „wegzubauen".

Auch von den Vorstädten, die an Einwohner und Häuserzahl zunahmen, rückten allerlei Anlagen und namentlich die Kohlgärten immer näher zum Stadtgraben heran. Im Jahre 1765 sagt der Lieutenant Schilling in seinem Rapporte über die Bremer Befestigungen: „das Glacis und die Contre escarpe „seien beinahe gänzlich verfallen und an den mehresten Orten schon grösstentheils durch Kohlgärten occupirt".

Endlich hatte man auch schon Bäume auf dem Rücken des eigentlichen Haupt-Walles gepflanzt. Diess scheint man bereits vor dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts angefangen zu haben. Und unter diesen Bäumen müssen die Bürger in friedlichen Zeiten schon damals gern gelustwandelt haben. Denn in einem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zum Schutze des Walls erlassenen Edikte sagt der Rath, dass er zwar keine Verletzung des Walles und der Befestigungen dulden wolle, „dagegen es wohl leiden möchte, dass seine „Bürger bei schönem Wetter sich auf den Wällen der Stadt ergingen". Bedeutendere Baumpflanzungen, lange „doppelte Reihen von Ypern und Buchen", wurden aber erst im Jahre 1721 „zur Verschönerung des Walles" wie es schon damals heisst, angelegt. In einer Verordnung von 1722 wird gewarnt, dass „die Bäume, so auf „dem Wall gepflanzet, unbeschädigt bleiben sollen." Der bekannte Englische Reisende Lediard, der Bremen in dem ersten Viertel des 18ten Jahrhunderts besuchte, spricht denn auch nicht nur von spazierengehenden, sondern auch von spazierenfahrenden Leuten auf dem Bremer Walle. Er fand ihn „überaus lustig mit Reihen „von Bäumen zu Spaziergängen, sowohl für Kutschen als für Fussgänger bepflanzt, mit angenehmer Aussicht „auf den Strom und das umliegende Land." [1])

Es muss diess indess doch im Ganzen ein ziemlich mässiges und nur zu Zeiten bei sehr trockenem Wetter erbauliches Vergnügen gewesen sein. Denn gepflastert war der Weg auf dem Walle damals noch nicht, und er mag bei Wind und Regen in argem Schmutze gelegen haben. Der Gassenkehricht wurde aus der Stadt hinaus auf den Wall gebracht und dort an verschiedenen Stellen abgeladen, „um die entstandenen „Grubens damit zuzudeichen." Auch schütteten die kleinen ärmlichen Mauer-Anwohner allerlei Unrath hinauf, und alle Augenblicke waren Polizei-Verordnungen nöthig, „dass der Wall reinlich zu halten und von dem Un-„flathe zu säubern sei."

Wenn in Friedenszeiten recht viel Gras auf dem Walle, auf den Faussebrayen und Contre-Escarpen gewachsen war, so liessen die Maueranwohner ihre Schafe, Ziegen und Kühe hinaus, um von dem schönen Futter zu vortheilen. Auch hatten sie Fusswege durch die Befestigungen hindurch ausgetreten, um zu dem Stadtgraben zu gelangen und daselbst Wasser zu schöpfen. Hie und da benutzten sie auch den Wall zum Trocknen und Bleichen ihrer Wäsche. Schon im Jahre 1701 war des Grases so viel auf dem Wall, dass es öffentlich zum Frommen der Staatskasse an den Meistbietenden verheuert werden konnte.

Wie von der Grasärndte auf den Bastionen und „Faussebraien", so wurde auch von der Fischerei in dem Stadtgraben Nutzen gezogen. Man verpachtete sie nachweislich seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich aber schon seit viel früheren Zeiten. Die pachtenden Fischer durften dazu kleine Schiffe auf dem Graben halten. Doch mussten sie diese Schiffe, damit sie nicht von einem Feinde benutzt würden, alle Abende an einen bestimmten Ort bringen, anketten lassen und den Schlüssel an den wachthabenden Offizier abliefern. Zuweilen halfen ihnen die müssigen Wall-Soldaten „mit unbefugtem Fischen", was denselben aber jedes Mal, wenn es geschah „auf der Parade streng verboten wurde". Auch die Vorstadt-Bewohner genossen einige Vortheile von der „Graft" — so nannte man den Stadtgraben. Dafür hatten sie von Alters her — so heisst es schon in einer Nachricht über den Stadtgraben vom Jahre 1635, — die Pflicht, ihn aufzuräumen und rein zu erhalten. Diess scheinen sie aber, — wenigstens am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts — sehr lau betrieben zu haben. Denn in den damaligen Protokollen über den Wall begegnet man alle Augenblicke der Phrase, „dass es höchst „nöthig sei, wegen Austiefung und Räumung der Grafften mit den Bürger-Lieutenants zu reden". — Ich mag

[1]) S. „Der deutsche Kundschafter". S. 89.

hier übrigens die Bemerkung nachholen, die ich vielleicht schon früher hätte vorbringen sollen, dass unser Stadtgraben nach einer im Jahre 1699 vom Bremischen Obrist-Lieutenant Neuhaur angestellten Untersuchung, über welche eine von ihm aufgesetzte Schrift auf dem Archive vorhanden ist, einer der tiefsten und stattlichsten in Deutschland gewesen ist. Er hatte, wie Obrist-Lieutenant Neuhaur sagt, „bei höchstem Wasserstande 15 bis 20 Fuss Tiefwasser.“ Bei niedrigstem Wasserstande hatte er doch immer noch 6 bis 10 Fuss Tiefe. Die grössten Tiefen lagen wie bei allen Festungen vor den Spitzen oder Köpfen der Bastionen.

Vor allen Dingen scheinen die Wälle schon seit langer Zeit ein Tummelplatz der Bremer Strassen-Jugend gewesen zu sein. „Die Jungens, die den Wall auf allerlei böswillige Weise ramponiren, „Grubens und Löcher machen, mit Hunden am Graben herumhetzen, die alten Bürger-Soldaten und auf dem „Wall postirten Schildwachen necken und mit ihnen mitten in Friedenszeiten einen übermüthigen Krieg führen,“ figuriren in vielen der den Wall betreffenden Polizei-Erlassen, die diese böse Jugend und so auch die Hühner, Ziegen und andere Thiere, welche die Müller hielten, mit Strafe bedrohen. — „Wenn die Müller ihre Hühner „nicht gutwillig abschaffen, so soll es der Bremer Garnison frei stehen, dieselben todt zu machen und an sich „zu nehmen.“ (Verordnung von 1703.)

Wie die Mauern und Wälle der Stadt selbst, so scheinen zu guterletzt auch die Wächter derselben sehr alt und auch sehr mürbe geworden zu sein. In einem Commissionsbericht von 1800, dessen Inhalt aber auch schon für die ganze letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Geltung haben mag, heisst es: „Erhaltenen „Nachrichten zufolge ist der bisherige Wachtdienst auf dem Walle durch zwölf Vice-Corporals und sechzig „Schilder-Männer versehen. Diese Leute finden sich in zwölf Wachen vertheilt. Die Hälfte von ihnen ist aber „über siebzig Jahre, ja zum Theil achtzig Jahre und darüber alt.“ Diese ehrwürdigen Bremer Marssöhne konnten sich nicht ein Mal mehr der aus der Stadt hervorbrechenden Strassenjugend, geschweige denn einer feindlichen angreifenden Armee, erwehren. Die Buben warfen ihnen ihre Schilderhäuser um, zuweilen mit sammt den darin steckenden alten rothgekleideten Soldaten, von ihnen „Kohlhasen“ genannt, und neckten und quälten sie auch auf mancherlei andere Weise. Auch sonst war der in der Nacht noch nicht erleuchtete, gänzlich finstere Wall „ein Schauplatz des ärgerlichsten Unfugs“ und sogar schlimmer Verbrechen, eine höchst unheimliche Gegend rund um die Stadt herum.

So hatten denn gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts die vernachlässigten und veralteten Stadt-Befestigungen Bremen's, wie die vieler anderer Deutscher Städte an taktischem Werthe sehr verloren, und waren statt eines festen Waffenschmuckes, auf den die Bürger einst stolz gewesen, zu einem Aergerniss und zu einer unbequemen, beschwerlichen und überflüssigen Beigabe geworden. In den nun ausbrechenden Kriegen mit Frankreich, die mit ganz andern Waffen geführt wurden, entäusserten sich daher jetzt eine Menge Deutscher Städte, wie Kriegsschiffe, die zur Abtakelung völlig reif geworden waren, ihrer mehr für sie selbst als für die Feinde gefährlichen Bastionen und beseitigten sie nach und nach gänzlich. Auch in Bremen hatte man dazu schon verschiedene einleitende Schritte und Anträge gemacht.

Wie wenig kriegerisch man im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Bremen gesinnt und wie sehr man jetzt gegen Alles was Fortification hiess, eingenommen war, spricht sich in einem zu jener Zeit von einem Bremer publicirten Gedichte „Auf den Wall“ ziemlich kräftig aus, wo es im zweiten Verse heisst:

Erlös' uns, o Herr der geängsteten Welt,
Vom Kriege, von Waffen und Lagergezelt,
Von Festungen gross und von Festungen klein,
Die Hölle nur möge befestiget sein!

Die kriegerischen Ereignisse in dem Nachbarlande Hannover, das 1801 zuerst von Preussischen Truppen besetzt und bald darnach von den heranrückenden Franzosen bedroht wurde, brachten die Angelegenheit endlich zur Reife. Im Jahre 1802 wurde von Rath und Bürgerschaft der Beschluss gefasst, die Brustwehren der Wälle abzutragen und diese so wie die ganze breite und geräumige Umgebung des Stadtgrabens „in „freundliche Garten-Anlagen und terrassenartige Spaziergänge mit schattigen Ruheplätzen und Lauben umzu- „wandeln und dieselben in einen dem Auge gefälligen Zusammenhang zu bringen“. Der Anfang zur Ausführung dieses Beschlusses wurde im Jahre 1803 gemacht. Ein Stück der alten Befestigungen nach dem andern wurde auf Verordnung der sogenannten „Verschönerungs-Deputation“ im Laufe der folgenden Jahre rasirt und auf der Altstadtseite mit Bäumen und Gebüschen bepflanzt, auf der Neustadtseite in fruchtbare und einträgliche Gemüsefelder verwandelt. Auch wurden, um die Stadt noch offener zu machen, statt der Zug- und anderen Brücken bei den Thoren breite Erddämme queer durch den Stadtgraben geführt, und dadurch die Verbindung der Stadt mit dem freien Lande umher auf etwas breiterer Grundlage hergestellt. Viele Bürger beeilten sich, auf dem Walle frei gewordene Plätze anzukaufen und auf ihnen neue Häuser zu bauen. Da der Wall von einem widerlichen und unordentlichen Schmutzdamm in eine reizende Garten-Anlage verwandelt werden sollte,

so waren es diess Mal fast durchweg nur wohlhabende Bürger und nicht, wie bei der Preisgebung der innern Seite der Stadtmauer am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, arme Leute, und es entstand daher schon seit 1804 bald ein Kreis sehr schmucker und eleganter Wohnhäuser, die dann hinten an die ärmlichen Wohnungen der inneren Maueranwohner und der mit ihnen verschmolzenen Reste der Stadtmauer stiessen, und vorne der vor ihnen neu aufblühenden Zeit ihr Angesicht zuwandten. Sie sind mit jenen rings um die ganze Stadt herum, wie der mit einem eisernen Ringe verschmolzene Goldreif in der Lombardischen Königskrone zu Monza, verbunden.

So geschmückt und entwaffnet ergab sich Bremen im Jahre 1811 den Franzosen. Da jedoch der tiefe Stadtgraben noch fort exisirte und auch seine Uebergänge und Queerdämme leicht wieder ein wenig verschanzt und verbarrikadirt werden konnten, so war die Stadt noch immer einiges Widerstandes fähig und sie musste ihn im Jahre 1813 bei dem Befreiungsangriffe der Russen unter Tettenhorn wider Willen leisten. Diess war denn aber doch das allerletzte Mal, dass sie eine Art von Belagerung aushielt und dass ihre Wälle nachträglich noch eine kurze kleine Rolle spielten.

Der Russische Anführer Tettenhorn liess nach der Einnahme Bremens die von den Franzosen neu gemachten Schanzwerke gänzlich zerstören. Er requirirte dazu das Landvolk der Dörfer, nahm auch freiwillig sich erbietende Bürger zu Hülfe, und diese arbeiteten nun eben so eifrig an der völligen Entfestigung ihrer Stadt, wie sie in früherer Zeit (1547) an der Befestigung derselben geschanzt hatten. Sie wurden freilich bei dieser Arbeit noch ein Mal durch einen Befehl des Staatsministers von Stein vom 15. December 1813, dem wiederum der Gedanke durch den Kopf gegangen war, ob Bremen nicht doch zu einem festen Platze noch tauglich sein möchte, unterbrochen. Da aber bald darnach der Kronprinz von Schweden (Bernadotte) nach Bremen kam und nach einer militärischen Inspection der Stadt ihre Schwäche und Untauglichkeit erkannte, die Entfestigung gut hiess, und da der Rath diess dem genannten Preussischen Minister berichtete und vorstellte, so brachten denn doch die Russen und die Bremer Bürger ihr Werk zu Ende.

Einige wenige der Reste der alten Festungswerke, namentlich mehre alte Thorthürme, die man aus verschiedenen Gründen, zum Theil weil man sie zu Gefängnissen gebrauchte, noch nicht beseitigt hatte, sind auch nach der Französischen und Russischen Zeit noch immer mitten zwischen den sie umgehenden neuen Garten-Anlagen und eleganten Wohnhäusern aufrecht stehen geblieben. So stand noch einige Zeit der alte „Imkenthurm“ in der Nähe der Bischofs-Natel, — so der Thurm des Heerdenthors, — und desgleichen der „Schuldthurm“ beim Anschariithor. Der finstere, von Johann Bockes von Vollenhof 1534 gebaute „Osterthors-Zwinger“ fristete sein Dasein noch bis 1826, in welchem Jahre er, wie ich schon sagte, ganz abgebrochen wurde. Im Jahre 1828 beschloss man „die Glocke“ oder den Osterthorsthurm wegzubrechen, „mit dem Abbruch des „Imken-Thurmes und des Schuld-Thurmes aber noch ein wenig zu warten“. Das Hohethor in der Neustadt wurde im Jahre 1823 beseitigt.

Manche Ruinenstücke und kleine Reste unserer ältesten Stadt-Mauer finden sich indess noch immer auch heutiges Tages zwischen dem besagten doppelten Ringe der Wallhäuser vermauert. Sie werden noch lange nicht verschwinden, weil sie, Niemandem im Wege stehend, ganz zwischen neuen Gebäuden eingekeilt sind und von Hausbesitzern benutzt werden. Zwei der interessantesten Ueberreste, so weit ich sie kennen lernte, hob ich schon oben hervor, nämlich die beiden alten Mauerthürme, den „Thurm vor dem Schnoor“ und den ehemaligen „Kageltymken-Thurm“, jetzt Hurrelberg genannt.

Wie und in welcher Weise nach Lüftung und Beseitigung des Festungs-Panzers — und ferner auch nach allmählicher Abschaffung der „Thor-Sperre“ und völliger Verschmelzung der Stadt mit ihrer Umgebung sich diese dann in die Vorstädte ergossen hat, und da ein so reizender Kranz von Wohnungen und Gärten bis zu jener früher von mir genannten dritten Bremer Befestigungslinie dem „Dobben“ hinaus geschaffen wurde, — und wie dann ferner im Laufe der Jahre sich der Wall in immer dichteres Blumen- und Laubwerk gehüllt hat, — dies im einzelnen zu schildern, müssen wir uns für eine spätere Darstellung aufsparen, da ich hier nur einen Blick auf die Entstehung und Schicksale unserer alten Mauern, Wälle und Gräben werfen wollte. —



Die Glocke.

(XI.)

Erklärung zu Tafel XI. „Die Glocke."

Die für Bremen so merkwürdige Kette von Sanddünen, welche aus Südosten von Verden und Achim herkommend, sich längs des rechten Ufers der Weser nach Bremen hinzieht, dieses durchsetzt, und dann nach Nordwesten nach Burg und zur Lesum weiter geht, ist sowohl für die ganze Gestalt der Stadt, für ihre Längen-Erstreckung von Südosten nach Nordwesten, für die Entwickelung ihres Strassen-Netzes, als auch in Folge dessen für die Bedeutsamkeit ihrer verschiedenen Zugänge und Thore bestimmend und massgebend gewesen. Besagte Dünenkette hatte auf der einen Seite nach Südwesten die Weser und auf der andern Seite nach Nordosten ein niedriges sumpfiges häufig überschwemmtes Terrain. Sie bildete also in der Urzeit den einzigen trockenen, von Natur leicht gangbaren Weg und Bau-Strich in unserer niedrigen Gegend. An sie legten sich daher eine Reihe unserer ältesten Dörfer von Achim bis Burg. Von ihr ging der ganze Anbau unserer Umgegend aus. An sie heftete sich auch die Stadt Bremen und die bedeutendsten und ältesten Gebäude derselben. Der Dom und fast alle ihre grösseren Kirchen wurden auf diesen Dünen angelegt. Längs ihres Rückens bildeten sich auch die ersten Heer- und Landwege aus. Auf ihm zogen die alten Handelsleute und Heere schon vor Karl dem Grossen heran, so wie auch später in dieser Richtung die Chausseen und Eisenbahnen herbeikamen. Dasjenige Stück dieser Dünen, welches in den Kreis der Stadt fiel, bestimmte daher auch die centrale Haupt-Strassen-Linie innerhalb derselben, an welcher viele andere Strassen wie Neben-Arme sich ansetzten. Es ist dieselbe Strassen-Richtung, (Osterthors-, Obern- etc. Strasse) der noch in unsern Tagen die erste Omnibus-Linie zu folgen sich beeilt hat.

Aus diesem Allen ergiebt sich, dass Bremen im Nordwesten und im Südosten seine Haupt-Einlässe und Thore haben musste. Da im Nordwesten der Stadt eher bald das wüste Meer folgte, gegen Südosten aber das länder- und völkerreiche Deutsche Reich sich eröffnete, so musste der Ein- und Ausgang hier im Südosten der allerbedeutendste sein. Streng genommen hätte er eigentlich der südöstliche genannt werden sollen. Doch ist er seit alten Zeiten in Bremen nur der östliche „das Osterthor", „porta orientalis" genannt worden. „Dieses Osterthor", sagt mit Recht unser alter Professor Roller, „hat die stärkste Passage nach auswärtigen Orten. Die Poststrassen nach Hamburg, Braunschweig, Hannover, nach dem ganzen Osten, und zum „Theil auch nach dem Norden und Süden gehen da hinaus". An dieses Thor haben auch von jeher die Feinde und Angreifer Bremens gewöhnlich zuerst angeklopft, bis auf die Zeit der Franzosen und Kosaken. Im ganzen Verlaufe unserer Geschichte sehen wir die meisten kriegerischen Ereignisse bei diesem Thore vor sich gehen bis auf den Französischen Commandanten Thuillièr herab, der den 14. October 1813 beim Osterthore von den dort zuerst erschienenen Befreiungstruppen erschossen wurde. — Auch war bei diesem Thore meistentheils die „Hauptwache" der Stadt und ist daselbst noch jetzt.

Ohne Zweifel ist man demnach schon bei der ersten Umfassung der Stadt mit Mauern im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bedacht gewesen, an dieser Stelle für den friedlichen Verkehr einen freien Durchgang in der Mauer zu lassen, einen offenen Bogen zu bauen, denselben für Kriegszeiten zu befestigen und mit allerlei Werken zu stärken. Anfänglich wird es wohl nichts als ein steinerner Bogen mit eisenbeschlagenen Thorflügeln, einem Fallgitter und einem hohen Thurm darüber, so wie mit einer Zugbrücke über dem Graben davor gewesen sein. Später (im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts) legte man noch jenes dicke mächtige Castell, den Osterthors-Zwinger, dazu. Derselbe wurde vermittelst paralleler Mauern mit dem alten Thore verbunden. Auch baute man auf der Brücke vor dem inneren Thore noch Aussenthore. In dieser Weise — mit einer Zugbrücke mit drei steinernen Bogen oder Durchlässen, und mit mehren Thürmen ist das Osterthor auf dem ältesten Plane von Bremen aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts dargestellt. Als die Stadt um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich mit modernen Befestigungen nach Holländischer Art umgab, blieben die alten Thürme und Bogen bestehen. Doch erhielt das Thor neue Verstärkungen dazu, zwei Bastionen zu beiden Seiten, und noch ein kleines Ravelin auf einer Insel mitten im Stadtgraben gebaut, so dass es nun einen doppelten Stadtgraben und doppelte Zugbrücken vor sich hatte. Auf diese Weise sowohl mit seinen alten Thürmen, Mauern und Passagen, als auch mit jenen neuen Bastionen, Ravelins und Zugbrücken ausgestattet, steht das Thor auf dem Plane von Caspar Schultze vom Jahre 1664 abgebildet. Es war also ein ziemlich weitläufiger Complex von Vertheidigungs-Werken. Bei keinem anderen Thore Bremens finde ich dieselben mannigfaltigen Vorrichtungen, die man alle zusammen genommen unter dem Namen „das Osterthor" befasste.

Im Verlaufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sind diese Osterthors-Befestigungen eine nach der andern wieder beseitigt worden. Zuerst fielen wohl die den Zwinger mit dem innern alten Thore verbindenden Seitenmauern weg. Sie erscheinen schon auf dem Murtfeldschen Stadt-Plane von 1796 nicht mehr. Bald nach 1802, als man die Stadt entfestigte und Gartenanlagen schuf, wurde der Graben vor dem Thore zugeworfen, die Bastionen abgetragen, die Zugbrücken beseitigt. Nur die alten festen Mauerwerke blieben noch eine Zeit lang bestehen. Im Jahre 1826 kam die Reihe an den „Zwinger". Und endlich zwei Jahre später im Jahre 1828 legte man die Hand auch an diejenige alte innere Befestigung des Osterthores, welche unsere Tafel darstellt.

Wir verdanken die Abbildung desselben dem Britischen Consul Herrn G. E. Papendieck, der das Thor, wahrscheinlich kurz vor seiner Zerstörung, nach der Natur zeichnete, in London lithographiren und seinen bereits eben von mir citirten „Six sketches in Germany" einverleibte. Unser Bild ist eine Copie der Papendieckschen Lithographie. Nach dieser Papendieckschen Zeichnung scheint der dargestellte Thor-Thurm, wenigstens theilweise, aus grossen Quadersteinen erbaut gewesen zu sein, obgleich Diejenigen, welche ihn noch selbst gesehen haben, mir versicherten, dass er durchweg aus Ziegelsteinen bestanden habe was auch wohl so gewesen ist. Er ragt sehr hoch über dem Durchgange hervor. Sein spitzer Giebel ist längs der Schenkel getreppt. In der Spitze befindet sich ein gothisch geformtes Fenster mit einem Spähloche. Hie und da sind die Mauern mit eisernen Klammern verankert. Das Alles deutet auf eine sehr frühe Entstehungszeit des Baues, und ich glaube daher, dass dieser von allen Osterthors-Fortificationen zuletzt weggebrochene Thurm das allerälteste Stück derselben gewesen ist. Vermuthlich wurde er schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts als der Rath von Bremen die grossen Mauern gegen Erzbischof Johannes um die Stadt legte, errichtet. Auf Kanonen scheint er noch nicht berechnet gewesen zu sein. Auch habe ich nicht gefunden, dass man auf diesem Flecke nach 1307 und bis 1828 etwas Wesentliches weggebrochen oder neu gebaut habe.

Wie alle unsere Thorthürme so hatte auch dieser Osterthorsthurm seine Glocke. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, vermuthlich im Jahre 1726 hing man eine sehr merkwürdige und ziemlich grosse Glocke in ihm auf, nämlich die alte Glocke der Wilhadi-Kirche, deren baufälliger Thurm im Jahre 1726 abgebrochen wurde. Von ihr erhielt denn wohl der Thurm selbst den populären Namen „die Glocke", vielleicht weil diese grosse Thurmglocke besonders viel Lärm machte, oder weil die andern Thorthurmglocken schon verstummt waren. Die „Thorglocke im Zwinger" war schon im Jahre 1703 fortgeschafft und in dem Thurm der Neustadts-Kirche aufgehängt.[1] Beim Abbruch des Thurmes „Glocke" wurde seine alte merkwürdige Glocke 1828 auf dem jetzigen Detentions-Hause am Osterthor aufgehängt, wo sie noch heutzutage den Gefangenen den Lauf der trägen Zeit verkündet.

Wie andere alte Thorthürme der Stadt, so diente vermuthlich auch „die Glocke" schon lange als Gefängniss. Die viereckigen neumodigen Fenster in der unteren Partie des Gebäudes hat man zum Vortheil der armen Gefangenen in späterer Zeit hineinbrechen lassen, wahrscheinlich als der Gefängniss-Reformator Howard am Ende des vorigen Jahrhunderts in Bremen anwesend war, und als auf seine Veranlassung mancherlei bei den Bremischen Gefängnissen gebessert wurde.

[1] Nach Senator Denecken's Angabe.



Die Glocke. Der Zwinger.

(XIII.)

Zu Tafel XIII. „Der Zwinger beim Osterthor."

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, als Bremen das Bedürfniss fühlte, sich gegen die neuen Pulver-Geschosse besser zu schützen, und als die bewegte Reformations-Zeit herannahte, wurden sowohl die Gräben und Wälle der Stadt vertieft und erhöht, als auch an den drei wichtigsten Punkten der Stadt, — nämlich jenseits der Weser bei dem Brücken-Uebergange, — am westlichen Ende beim Stephanithor, — und am östlichen Ende beim Osterthor — drei mächtige Castelle oder „Zwinger" angelegt. Der erste hiess „der Brautzwinger", der zweite der „Stephanithors-Zwinger", der dritte „der Osterthors-Zwinger." Nachdem die beiden ersten im Laufe der Zeiten durch Pulver-Explosionen gänzlich zerstört waren, blieb dieser allein übrig und hiess daher hinfüro als der einzige seiner Art in Bremen existirende und bis auf die Neuzeit am besten bekannte — „der Zwinger." — Derselbe wurde, wie seine beiden Brüder, von dem nach Bremen berufenen Ingenieur und Baumeister Jacob Bockes von Vollenhof — wahrscheinlich im Jahre 1512 — zu bauen angefangen, und, wie Renner berichtet, im Jahre 1514 vollendet. Wie jene, wurde er mit Geschützen besetzt und als Pulver-Magazin benutzt und in das damalige Befestigungssystem hineingezogen. Auf den ältesten Plänen Bremen's erscheint der Zwinger, wie ich schon oben bemerkte, durch Mauern mit den anderen Osterthors-Befestigungen verbunden, auf der einen Seite mit der „Glocke" und auf der andern mit dem Thurme und der Brücke beim Stadtgraben. Doch zog der Thorweg nicht durch oder unter ihm weg. Vielmehr war zum Durchlasse des Weges ein eigener Thorweg dem Zwinger zur Seite angebaut. Er hatte zwei in seinen dicken Mauern übereinander gesetzte gewölbte Etagen oder Räume, so wie auch unterirdische Gewölbe, in denen enge Gemächer zu Gefängnissen und zu einer Folterkammer angelegt wurden. Die meisten schweren Verbrecher Bremen's haben in diesem schauerlichen Zwinger gefangen gesessen, und sind von hier aus zum Tode geführt, so wie in seiner Folterkammer auch viele arme „Hexen" während des sechszehnten Jahrhunderts schreckliche und unverdiente Qualen zu leiden hatten. Im Jahre 1624 wurde der obere Theil des Gebäudes durch eine Explodirung des Pulvers zerstört, darauf im Jahre 1626 mit einer „meisterhaft construirten Kuppel gedeckt", welche bis zum schliesslichen Abbruche des Gebäudes gedauert hat. Die innere Bauart dieser Kuppel, so wie auch die Construction und Form der beiden Etagen sind in der kleinen Schrift des Senator Dr. Deneken: „Rückblick auf den ehemaligen Zwinger etc. Bremen 1829" vom Architekten Polzin auf verschiedenen Rissen dargestellt.

Ich sagte schon oben gelegentlich, dass von durch diesen Zwinger oder bei ihm verrichteten Heldenthaten nur wenig zu berichten sei. Seit den grossen modernen Befestigungen, welche Bremen zur Zeit des dreissigjährigen Krieges erhielt, stand er sehr isolirt und als Fortifications-Element nutzlos da. Als ein todter Körper wurde er daher auch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts schon ziemlich dicht in Gärten, Bäume und Buschwerk eingehüllt.

Im Jahre 1826 wurde der Bau eines neuen Gefängnisses und zugleich die Beseitigung des nun auch als Gefängniss entbehrlichen Zwingers beschlossen. Man brach ihn rasch ab, und verwandte die dadurch gewonnenen Baumaterialien bei dem neuen Detentionshause am Osterthor. Die Baustelle des alten Zwingers deckt jetzt friedlicher Wiesengrund und eine Partie der Wall-Anlagen.

Kurz vor seinem Abbruche wurde dieser Zwinger und seine Umgebung von einem Bremer Künstler Namens F. G. Stöver abgebildet, und eine lithographirte Copie dieses Bildes in dem Jahrgange 1827 des „Neuen Bremischen Haushaltungs-Kalenders" publicirt. Unser Bild auf Tafel XIII ist eine Copie dieser Lithographie.

Man erblickt darauf den Zwinger mit der Kuppel, die er nach der Pulver-Explosion von 1624 im Jahre 1626 erhalten, so wie mit dem Garten- und Buschwerk, mit welchem ihn das achtzehnte Jahrhundert schon umgeben hatte, und das vermuthlich ein Theil des auf dem Murtfeldschen Stadt-Plane von 1796 angegebenen „Duntze'schen Gartens" sein soll. Auf der linken Seite des Bildes sieht man jenes andere Hauptstück der alten Osterthorsbefestigungen, die sogenannte „Glocke", die wir auf Tafel XI noch besonders abgebildet haben. Die Mauertrümmer, welche man auf unserm Bilde zwischen den der Glocke vorliegenden niedrigen Gebäuden und dem „Zwinger" bemerkt, sind wohl ein Stück von der alten Mauer, welche, wie ich sagte, ehemals Glocke und Zwinger verband. Im Jahre 1826 war schon längst das Pavenstädtsche Haus auf dem Wall neben der Glocke erbaut. Dasselbe steht auch, so wie es sich 1826 präsentirte, auf dem Originale unseres Bildes. Auf unserer Copie aber ist es nicht vorhanden. Das niedrige Haus mit dem hohen steinernen Kreuze unter der „Glocke", so wie das hohe Haus mit dem spitzen Thürmchen zur Linken der Glocke weiss ich nicht zu deuten, obgleich ich seinetwegen viele Nachforschungen angestellt habe. —

Erklärung zu Tafel IV. „Die Braut zu Bremen um das Jahr 1600".

An dem südlichen Ende der Weser-Brücke auf der Halbinsel zwischen der Grossen und Kleinen Weser bestand schon vor dem sechszehnten Jahrhunderte zur Vertheidigung der Brücke eine Schanze oder ein Erdhaus „de Borgwall" genannt, dessen Entstehungszeit und Geschichte sich für uns ins Dunkel verliert.

In der Reformationszeit, wo man sich in Bremen mit vielen Festungswerken rüstete, wurde auch dieser südliche Brückenkopf umgebaut und verstärkt. Der oft genannte Baumeister Jacob Bockes van Vollenhof errichtete daselbst einen mächtigen runden Thurm, welcher den Namen „die Braut" erhielt, weil er, wie es heisst, der Stadt Bremen auf der andern Seite der Weser vermittelst der Brücke gleichsam wie eine Braut die Hand zu reichen schien. Man nannte ihn aber auch wohl „den Brautzwinger" oder auch „den Zwinger vor dem Brückenthor" (de Dwenger vor dem Bruggedore).

Es scheint, dass man dieses Bauwerk im Jahre 1531 zu bauen anfing. Renner sagt, dass es im Jahre 1533 am Abend Mathaei Apostoli fertig geworden sei. Anfänglich bestand es bloss aus einem dicken runden Thurme mit flachem Dache und zwei Gemäuern oder Flankenwerken zu beiden Seiten. Ein Graben, der die grosse und kleine Weser verband, ging rund herum, so dass die Braut mithin auf einer Insel lag. Natürlich wurden alsbald Zugbrücken über den Graben nach beiden Seiten hin gebaut. In dieser ihrer ältesten Form und Weise hat Dilich sie auf der XVIII. Tafel seiner Chronik abgebildet.

Man hielt aber den mit der Weser verbundenen Graben der Braut für gefährlich, weil man fürchtete, die Weser möchte einbrechen und nach ihrer Weise den Graben weiter ausbilden und ausreissen. Man verschloss ihn daher schon bald nachher nach der Grossen Weser zu mit Deichen und Mauern.[1]) Nach der Seite der Kleinen Weser hin blieb der Graben offen und mit dieser in Verbindung. Auch wurden nachher um den Brautthurm herum hohe Wälle und Mauern errichtet, so wie auch einige Häuser innerhalb dieser Wälle — ein Commandanten-Haus? Caserne? Magazin? — gebaut. Wann dieser Ausbau geschah, habe ich nirgends angemerkt gefunden. Doch ist die Braut so — als ein ziemlich weitläufiges Castell — schon auf dem ältesten Plane Bremens aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts[2]) dargestellt. — Eben so — mit hohen Wällen umgeben, mit Häusern innerhalb des Wallringes, gegen die Kleine Weser offen, gegen die Grosse Weser abgemauert, mit Zugbrücken über ihrem Graben — steht die Braut auf der Ansicht der Stadt Bremen vom Jahre 1602, welche auf dem Bremer Rathhause hängt.

Endlich hat sie auch Dilich auf der XVIII. Tafel seiner Bremer Chronik, deren Vorrede vom Jahre 1604 datirt ist, so abgebildet, wie er in der Anmerkung zu dieser Tafel sagt „ad vivum" (nach dem Leben) „und wie sie sich heutzutage (also im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts) darsteilt." Von dieser Dilichschen Ansicht ist unser Bild eine Copie.

Man hat darauf im Vordergrunde die mit Schiffen bedeckte Grosse Weser und ein Stück der damals noch aus Holz gebauten Grossen Weser-Brücke mit einigen Schiffsmühlen zur Rechten. Der Brückenweg führt gerade durch den mittleren grossen runden Thurm, den Kern des Ganzen. Der Thurm hat noch ein flaches Dach mit einem Ringe von Zinnen oder Brustwehren und Schiessscharten. Aufgesetzt ist ihm zur Linken noch ein kleines Thürmchen (Schilderhaus? oder Lug ins Land?) und ferner in der Mitte eine an einem hölzernen Glockenstuhle aufgehängte Glocke, die ich auch in mehren alten Nachrichten über die Braut erwähnt gefunden habe. Auf unserer Copie ist diese Glocke nicht deutlich zu erkennen, wohl aber in dem Dilichschen Originale. Später, vermuthlich erst um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, erhielt der Thurm statt des flachen Daches eine hohe, ihn zierlich krönende Spitze, mit welcher er dann eine Höhe von 165 Fuss erreicht haben soll. In dieser Weise ist die Braut auf einer auf dem Bremer Rathhause befindlichen, im Jahre 1661 angefertigten Federzeichnung dargestellt, desgleichen auf dem Merianschen Plane von Bremen vom Jahre 1653. Und eben so auf dem Plane von C. Schultze von 1664.

Längs der ganzen Citadelle am Ufer der grossen Weser hin sieht man auf unserem Bilde eine Mauer laufen, die auch zur Rechten und Linken den Castell-Graben von dem Flusse abtrennt. Da, wo die Mauern das Festland, — die Stücke der Insel zwischen Grosser und Kleiner Weser, den sogenannten „Theerhof" und den „Werder" — erreichen, befinden sich Thore und Zugbrücken.

Das Thor zur Rechten hiess „das Gohenthor". Dasselbe wurde später (nach Post im Jahre 1710, nach Roller 1714) mit sammt der Zugbrücke weggebrochen und der benachbarte Theil des Brautwall-Grabens zuge-

[1]) So sagt Renner zum Jahre 1531.

[2]) In dem Werke von Braun und Hohenberg V. Buch 41.



Gez. v. Joh. Rippe

Lith. Anst. v. G. Hunckel

Brant und Weserbrücke

(Um das Jahr 1600)

(IV)

worfen, überpflastert und so eine bequeme Verbindung mit dem Theerhofe und der damals aufgeblühten Neustadt hergestellt.

Das Seitenthor zur Linken hiess das Werderthor. Auch dieses wurde später sammt seiner Brücke beseitigt, der Brautwall-Graben in der Nähe wenigstens theilweise zugeworfen und dadurch eine feste Verbindung mit der Werder-Insel hergestellt. Der Name „Werder-Thor" ging, als in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die ganze Neustadt mit Bastionen und Graben umgeben und in Folge dessen auch im Jahre 1664 an der Weser gegen den Werder zu ein Hornwerk angelegt wurde, auf das in derselben Richtung liegende, aber von der Braut etwas entferntere Thor über, welches noch jetzt „das Werderthor" heisst.

Jenseits des Castells nach Süden hin erblickt man auf unserm Bilde sowohl einen Theil des Braut-Grabens, als auch die mit ihm zusammenhangende kleine Weser, und über der letzteren zur Rechten die „Kleine Weser-Brücke", zu der der Weg vom Gohenthor hinführt. Jenseits der Kleinen Weser im Hintergrunde des Bildes erscheint der damals noch sogenannte „Süder-Ort", die Gegend, welche später die im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts gebaute „Neustadt" eingenommen hat. Das Terrain des „Süderorts" ist mit vielen Bäumen und Gebüsch (zum Theil wohl Vorstadtgärten), so wie mit mehren Windmühlen und Wohnhäusern, den Vorläufern der jetzigen Neustadt, besetzt. Unter diesen Häusern macht sich eine Gruppe neben dem Ende der Kleinen Weserbrücke bemerklich. Auch befindet sich bei diesem Brücken-Ende, wenigstens auf Dilichs Original, ein hoher Thorweg aus Holz, eine Art Brückenkopf, der aber auf unserer Copie leider nicht hingezeichnet ist. Auch auf den ältesten Plänen von Bremen ist hier ein Thorweg dargestellt. Es wäre auch ganz gegen Sitte und Ordnung gewesen, wenn man in jener Zeit einen Brückenzugang ohne Thür und Thor gelassen hätte.

Von den ferneren Schicksalen der Braut, von der Zerstörung ihres Zwingers im Jahre 1739 und von dem Umbau des „Brautwalles" habe ich schon oben das Nöthige beigebracht, und ich gehe hier, wo ich nur das Bild von 1600 erläutern wollte, nicht noch mal darauf ein.

Zu Tafel XII. „Das Hohe Thor".

Die im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts entworfenen und ausgeführten Befestigungen der südlichen Weser-Seite bei Bremen und der dort entstehenden „Neustadt" erhielten zwei Eingänge: im Süd-Osten das sogenannte „Süder-Thor", welches — vermuthlich von seinem bunten Farbenschmucke — auch das „Bunte Thor" genannt wurde und im Südwesten das sogenannte „Wester-Thor" welches später auch — vermuthlich wegen der auffallenden Höhe seines Thurmes — den populären Namen „das Hohe Thor" bekam. Durch jenes ging die Passage nach Nienburg, Hannover etc., durch dieses nach Delmenhorst, Oldenburg, Ostfriesland, Holland. Es wurde daher zuweilen auch wohl das „Delmenhorster Thor" genannt. Sein Bau soll nach Roller im Jahre 1629 angefangen sein und er wurde (nach Post und Peter Koster) im Jahre 1630 vollendet. Ohne Zweifel wurde es nach den Angaben und Entwürfen des alle Neustädtische Befestigungs - Arbeiten leitenden Holländers Valckenburgh, der auch im Jahre 1629 selbst noch in Bremen zugegen war, ausgeführt. Vielleicht schwebte demselben dabei irgend ein Holländisches Original vor. Es hat noch bis in das zweite Jahrzehend dieses Jahrhunderts hinein aufrecht gestanden, als der Ring von Befestigungen, in denen es steckte, zu seinen beiden Seiten schon längst aufgelöst und ausgeebnet war. Nach einer Notiz des Herrn Gerhard Meyer soll es im Jahre 1823 abgebrochen sein. Und diese Angabe hat mir Herr Baumeister J. Wetzel bestätigt. Nicht lange vor seinem Abbruche wurde es von dem Englischen Consul in Bremen Herrn G. E. Papendick portraitirt. Derselbe liess das Bild später lithographiren und fügte es seinen mehrfach genannten in London publicirten „Six sketches in Germany" bei. Von diesem grösseren Bilde ist unsere Tafel XII eine etwas verkleinerte Copie.

Auf dem von Caspar Schultze im Jahre 1664 publicirten Plane von Bremen, so wie auch auf dem Merianschen Plane von 1653 sieht man dieses Thor, obgleich in sehr verkleinertem Massstabe, sehr deutlich ungefähr eben so abgebildet, wie auf dem Papendieck'schen Portrait. In etwas grösseren Umrissen ist es auf der in Oelfarben ausgeführten Ansicht Bremens, vom Jahre 1661, die auf dem Rathhause hängt, zu sehn. Doch scheint es mir dort einigen Wappenschmuck und andere Zuthaten zu haben, die es bei Papendieck nicht zeigt. Demnach darf man wohl annehmen, dass wir das Hohethor auf unserm Bilde in der Hauptsache gerade so vor uns haben, wie es Valckenburgh im Jahre 1629—1630 bauen liess. Es scheint, als habe er hier ein rechtes Prachtstück machen wollen. Bei den Altstadtthoren, die schon alle aus früher Zeit fertig dastanden, war ihm keine Gelegenheit hiezu geboten, und bei dem zweiten Neustädter Thore, dem „Süder"- oder „Bunten-Thore", kam es aus einer mir unbekannten Ursache zu keinem besonders imponirenden Bau. Sollte Valckenburgh „das Westerthor" vielleicht in Gedanken an seine Heimath (Holland), zu dem es hinausführte, bevorzugt haben?

Das Hauptstück des Thores, der Durchgang und der Bogen darüber, scheint aus grossen Werksteinen (Porta-Sandsteinen?) die obere und hintere Partie aus Ziegelsteinen aufgebaut worden zu sein. Die Zierrathen daran, die drei Trophäen und die drei weiblichen Figuren, auf und an dem hohen Giebel, so wie das Bremer Wappen über dem Bogen und die beiden Säulen zu den Seiten desselben mögen Sandstein von Oberkirchen gewesen sein. Sehr viel Schreckhaftes für die Feinde konnte das Thor nicht haben. Man bemerkt keine Vorrichtungen für Kanonen und erkennt kaum vier oder fünf Schiesslöcher für Flinten. Wahrscheinlich sollten die zu beiden Seiten liegenden Bastionen für Vertheidigung des Passes das Beste thun. Dass Valckenburgh ihm noch wieder ein so hohes spitzes altgothisches Dach gab, geschah wohl nur aus alter Gewohnheit und aus dem noch vorwaltenden Geschmack und Wohlgefallen an hohen Dächern. Die Zeit, wo man solche hohe Thordächer für das Herablassen von Fallgittern und für das Herabwerfen von Steinen und andern schweren Dingen auf die Köpfe der an die Thüren pochenden Feinde durchaus nöthig hatte, war ja beinahe vorüber. Man begreift nicht, welchen Nutzen dieses hohe Dach gegen Kanonen hätte haben können. Es ist wohl nur des Staates wegen da gewesen. Auf dem Friese über dem Portale scheinen vier Lorbeerkränze von Stein ausgemeisselt zu sein. Diese Lorbeerkränze und die schon erwähnten Trophäen geben dem Thore mehr den Anstrich einer porta triumphalis als den eines Festungsthurmes. Das viele Gras und Gestrüpp im Vordergrunde des Thorweges ist wohl nur aus der Phantasie des Malers. Denn wir ersehen ausdrücklich aus unsern Chroniken, dass hier überall um das Thor herum schon im siebenzehnten Jahrhundert Pflaster bestand, so wie auch, dass noch in den ersten beiden Jahrzehenden des jetzigen Jahrhunderts bis zum Abbruche des Gebäudes eine Haupt-Chaussee und eine belebte Heerstrasse unter dem Bogen des Thores durchging.

Ich mag zum Schluss noch bemerken, dass es auch in anderen Deutschen Städten z. B. in Danzig ein „Hohes Thor" gab, so wie daselbst auch ein Thorthurm, „der Glockenthurm" genannt, existirte.



Das hohe Thor.

(XII.)

Das Bremer Zeughaus und seine Waffen.

(Hiezu Tafel VII).

Schon in sehr frühen Tagen wird man in unsern Städten Schoppen oder andere Räumlichkeiten hergerichtet haben, um das mannigfaltige Kriegsgeräth in Friedenszeiten bei Seite zu stellen und vor Regen und anderer Unbill zu schützen. Seine eigenen Handwaffen hatte jeder Bürger bei sich im Hause. Kleine Sammlungen von Reserve-Waffen hielt man auch für den Augenblick der Noth in den Mauerthürmen versteckt und aufgespeichert. In den untern Räumen dieser Thürme mochte man namentlich auch die grossen Wurf- und Schleuder-Maschinen aufstellen, in deren Anfertigung die Bürger unserer Hansestädte lange vor Erfindung des Pulvers so geschickt waren, und von denen sie stets einen guten Vorrath haben mussten, um ihre Schiffe und bei Belagerungen ihre Mauern damit zu versehen. Häufig wurden zwar diese aus Holz, Ketten und Stricken construirten und leicht hergestellten Maschinen — das schwere Geschütz damaliger Zeit — wohl erst, wenn ein Krieg wirklich ausgebrochen war, zusammengeflickt.

In Bremen soll schon im elften Jahrhunderte der sogenannte „Italienische Thurm", den der Erzbischof Bezelinus nach Italienischem Muster bauen liess, und der seiner Zeit eine Art Wunderwerk der Befestigungskunst gewesen zu sein scheint, zur Aufbewahrung von Kriegs-Material benutzt worden sein. Adam von Bremen scheint diess anzudeuten, wenn er sagt, die Gewölbe dieses Thurmes hätten „zu verschiedenen Bedürfnissen der Stadt" gedient.

In manchen Städten lassen sich schon frühzeitig eigene, für Aufbewahrung des Kriegsgeräths gebaute Häuser — mittelalterliche Zeughäuser — nachweisen. Das ganze Zeughaus-Wesen ist von unseren Städten ausgegangen.[1] So gab es in Nordhausen ein „Pfeilhaus", in Hamburg bereits um's Jahr 1305 ein „Gleven-Haus", (ein Lanzen-Haus). Und in demselben Jahrhunderte wird in Hamburg ein „Bliden-Haus" zur Aufbewahrung der schweren Wurfmaschinen (der „Bliden") erwähnt. Dasselbe hiess auch „domus fundibulorum" (das Haus der Schleudermaschinen). Es soll an der Alster gelegen haben.[2] Auch in Lübeck hat es ein solches Bliden-Haus gegeben Wahrscheinlich existirte auch in Bremen eins, obgleich mir noch keine Nachrichten und Nachweise darüber vorgekommen sind.

Nach Erfindung des Pulvers und der allmähligen während des sechzehnten Jahrhunderts vor sich gehenden Einführung der Feuerwaffen in unsern Städten wurden geschützte Räume zur Aufbewahrung derselben ein noch dringenderes Bedürfniss.

Zuerst scheint man das gefährliche und leicht verderbliche Pulver und auch das andere moderne Kriegsgeräth zuweilen in den Rathhäusern, oder auch in den Kirchen, die als die einzigen Gebäude von Stein schon oft genug selbst als Castelle gedient hatten, geborgen zu haben. Diess scheint namentlich auch in Bremen der Fall gewesen zu sein. Wenigstens findet man in dem Denkelbuche des Bremer Raths zu dem Jahre 1420 folgende Aufzeichnung: „Ik Hinrich van der Trupe hebbe bringen laten in de tresekameren IX styge bussenstene, de to den vogelere horet, myn II stene. Jewelyk sten heft gekostet XII sware." (Ich Heinrich von der Trupe habe bringen lassen in die Tresekammer neun Stiege weniger zwei Büchsensteine, die zu dem Vogeler gehören. Jeder Stein hat gekostet zwölf Schwaren.) Es ist diess, so viel ich weiss, die älteste Aufzeichnung über Aufbewahrung von Feuerwaffen, die wir in Bremen haben.

Die Bremer „Tresekammer" bestand bekanntlich in einem Mauer-Versteck in der Lieben Frauen Kirche, das zur Deponirung von kostbaren Dingen, vorzugsweise von Dokumenten und Schriften benutzt wurde. „Bussen" oder Büchsen war bei uns, wie anderswo der erste Name für Kanonen und die ersten Kugeln für die Kanonen waren runde Steine. „Bussenstene" ist also so viel wie „Kanonenkugeln." „Der Vogler" ist vermuthlich ein grosses und damals wohl in Bremen bekanntes Geschütz. Heinrich von der Trupe war im Jahre 1420 Bremischer Bürgermeister.

[1]) Diess geben viele Militärschriftsteller zu.

[2]) Lappenberg und Koppmann erwähnen es wiederholt.

Um dieselbe Zeit, — im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts — erwähnt auch das Rathsdenkelbuch der rathsherrlichen Behörde der beiden „Geschützherren, welche die Geschützkammer verwahren" („Twe schuttenheren, de de schotkamere vorwaren"). Vielleicht ist unter dieser „Geschützkammer" auch schon ein Arsenal für Büchsen oder Kanonen zu verstehen. Doch weiss ich derselben keine besondere Lokalität in der Stadt anzuweisen.

Die Mauerthürme dienten, wie zuvor in der pulverlosen Zeit, auch jetzt wieder als Magazine oder als kleine Arsenale. Einige Geschütze mochten auch, durch Dächer geschützt, beständig auf den Mauern und Wällen stehen bleiben. Andere waren, oben so bedeckt, vor den öffentlichen Gebäuden oder auf den offenen Plätzen der Stadt aufgefahren. Beinahe hätte man die ganze Stadt als ein Arsenal betrachten können. Denn wie jeder Bürger und Bauer in seinem Hause, so hatten auch die verschiedenen Innungen oder Corporationen in ihren Versammlungs-Lokalen Waffen aufgespeichert. So in Bremen namentlich die Schützengilde. Auch die Aelterleute der Bremer Kaufmannschaft besassen in ihrem „Gildehause" oder „Schütting" eine Waffen-Sammlung.

Seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts scheint man in Bremen an die Einrichtung eines ordentlichen Central-Zeughauses gedacht zu haben. Man kaufte im Jahre 1503 ein Gehöfte und Gebäude, das beim Rathhause gelegen haben soll, und das man zur Aufnahme der Geschütze einrichtete. Es wurde „de Bussonhof" (der Kanonenhof) genannt. In andern Städten kommen „Büchsengewölbe" vor.

Da sich im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts die Anzahl der städtischen Kanonen und Waffen bald stark mehrte, und da schon im Jahre 1527 der Bussenhof nicht mehr ausreichte, alles Vorhandene zu fassen, so nahm man nun wieder zu den steinernen und soliden Gebäuden der Kirchen seine Zuflucht. Dies konnte man jetzt um so bequemer thun, da in Folge der Reformation mehre der zahlreichen ehemals katholischen Gotteshäuser dem Gottesdienst geschlossen waren und leer standen. In dem genannten Jahre füllte man denn auch die auf diese Weise zur Disposition gestellte Willehadi-Kirche mit Schanzkörben, Kanonen und anderem Kriegs-Material und sie scheint über hundert Jahre lang neben dem noch beibehaltenen „Bussenhofe" das Haupt-Zeughaus Bremens gewesen zu sein.

Man fuhr indess während der Kriege, welche die Reformation veranlasste, fort, fleissig Kanonen zu giessen, und um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts reichte denn auch die kleine Willehadi-Kirche nicht mehr aus. Es wurde daher damals die Waffen-Niederlage in die geräumigere St. Katharinen-Kirche verlegt. Die Willehadi-Kirche erhielt zugleich eine andere Bestimmung. Der alte „Bussenhof" wurde zwar noch einige Zeit beibehalten, dann aber im Jahre 1690 verkauft.[1])

Auch in andern Städten Deutschlands waren zu derselben Zeit alte disponibel gewordene Klöster und Kirchen in Zeughäuser verwandelt worden. So unter andern in Braunschweig, wo die Stadt schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts angefangen hatte, die Kirche des dortigen Pauliner-Klosters zum Waffendepot zu bestimmen, und wo dann die Herzoge von Braunschweig dieses Kloster zu einem ordentlichen grossen Arsenale ausbauten.

Wahrscheinlich hing die Einrichtung solcher grosser Rüstkammern, wie anderswo so auch in Bremen mit der Umwandlung des Kriegswesens und mit der allmählichen Einführung stehender Heere zusammen. In alten Zeiten, wo jeder Bürger sich selbst seiner Haut wehrte und entweder seine Waffen auf dem Leibe trug oder sie bei sich in seinem Hause hatte, waren solche grosse Anstalten nicht so nöthig, wie später, wo man Truppen in Sold nahm und bei einem eintretenden Kriege oft viele Leute auf ein Mal neu auszurüsten hatte. Da die Kunst der Waffen-Fabrikation auch stets Fortschritte machte, und man namentlich auch immer Geschütze nach der neuesten Weise construiren musste, doch aber auch die alten gern aufbewahren wollte, — da sich ferner auch die Trophäen mehrten, welche die Städte in ihren Kriegen mit den Nachbarn eroberten, so wurden dauerhafte Rüstkammern und Waffen-Magazine, die am Ende auch eine Art von National-Museum darstellten, ein immer dringenderes Bedürfniss, und sie zeigten sich daher schliesslich in unsern Städten mit Waffen und Parade-Stücken am reichsten angefüllt zu der Zeit, wo es schon mit der Wehrhaftigkeit der Bürger ziemlich vorbei war.

Die alte Katharinen-Kloster-Kirche, welche über zweihundert Jahre lang bis auf die Zeit unserer Väter in Bremen „das Zeug- oder Rüsthaus" oder auch „dat Bussenhus" geheissen hat und das Bremische Central-Arsenal gewesen ist, und deren dicke Mauern auch noch heutiges Tages aufrecht stehen, wurde um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gebaut. Sie war das Haupt-Gotteshaus der sogenannten schwarzen Mönche oder Dominikaner, die sich im Anfange des besagten Jahrhunderts in Bremen angesiedelt hatten, und, von den Bürgern begünstigt und beschenkt, bald zu Grundbesitz in der Stadt und zu einem weitläufigen Klostergebäude, das sie der Heiligen Katharina widmeten, gekommen waren. Sie behalfen sich für ihren Gottesdienst anfänglich mit einer kleinen Capelle, fingen aber dann, zu grösserem Reichthume gelangt, schon um die Mitte des drei-

[1]) S. Duntze. III. 408.

zehnten Jahrhunderts an, eine stattliche Kirche zu bauen, die jedoch erst im Jahre 1285 fertig geworden zu sein scheint. Wenigstens wurde sie in diesem Jahre vom Erzbischof Giselbert eingeweiht.

Die Dominikaner waren bekanntlich vor der Zeit der Jesuiten die eifrigsten Ketzer-Verfolger und auch in Bremen waren ihr Kloster und ihre Kirche die Rüstkammern für manche Feldzüge und Kanzel-Philippiken gegen die Vorläufer Luthers. Nachdem Luther und seine Gehülfen in Bremen eingerückt waren, die Bürger selbst die Partei der „Ketzer" ergriffen und sich für den neuen Glauben mit manchen laut protestirenden Kanonen gewappnet hatten, da wurde dann jene feindselige Kirche dazu bestimmt, dieses neue Rüstzeug, durch welches der Spiess nun gänzlich umgekehrt war, in ihren Räumen aufzunehmen.

Ein festes Jahr für die Verlegung des Waffen-Depots aus der Willehadi-Kirche nach der Katharinen Kirche und für die Umwandlung der letzteren zu einem Arsenal vermag ich nicht anzugeben. Ich vermuthe indess, dass es kurz vor 1598 geschehen ist, in welchem Jahre (nach Post und Cassel) der Hopfen aus dem alten Hopfenhause nach S. Willehadi-Kirche, die nun hinfüro „Hopfen-Kirche" hiess, gebracht wurde. Die alten Kriegsgeräthschaften mussten daher wohl 1598 schon ausgeräumt sein.[1])

Die Katharinen Kirche musste zu einem Arsenal sehr gut gelegen erscheinen. Denn erstlich stand sie ganz nahe bei einem Hauptthore der Stadt, dem Heerdenthore, das ungefähr die Mitte des Halb-Cirkels der Altstadt-Befestigungen einnahm. Und ferner war auch die alte Stückgiesserei am Walle ganz in der Nähe. In dieselbe Gegend der Stadt, d. h. an den Wall nahe zum Heerdenthor verlegte man alsdann auch — in welchem Jahre ist mir unbekannt — den „Artillerie-Zimmer-Hof", auf welchem Laffetten, Räder und anderes Holzwerk für die Geschütze angefertigt wurden.

Diese drei genannten nachbarlich bei einander liegenden Etablissements so wie auch alle anderen dem Geschützwesen gewidmeten Institute: die kleinen Munitionshäuser auf verschiedenen Bastionen des Walles, mehre Pulver-Magazine und die Pulver-Mühle standen sämmtlich unter der Inspection und Leitung jener schon erwähnten und jedenfalls seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts bestehenden rathsherrlichen Behörde, der sogenannten „Schottherren" (Geschütz-Herren), die zusammen „die Schott-Kammer" bildeten. Ich sagte oben, dass „die Schottkammer" anfänglich vielleicht eine eigentliche Localität zur Aufbewahrung der Geschütze bezeichnet habe. Später als das Zeughaus in der Willehadi- und darauf in der Katharinenkirche existirte, war es nur die Bezeichnung einer Behörde.

Für die specielle Beaufsichtigung des Zeughauses, das gewissermaassen als die Central-Anstalt aller mit dem Geschützwesen zusammenhangenden Institute betrachtet worden zu sein scheint, hatten jene Schottherren einen „Stück- oder Artillerie-Hauptmann" unter sich. Derselbe hatte seine Wohnung neben dem Zeughause. Und unter diesem Hauptmann, dessen Aktions-Sphäre auch noch über das Zeughaus hinausging, stand wieder der „Mücker-Meister", der eigentliche Aufseher des Zeughauses. Er hatte die „Mücker" oder „Miker" — so nannte man die Handlanger und Werkleute bei der Artillerie — unter seinem Befehle. Der Stück-Hauptmann aber commandirte nicht nur die „Miker", sondern auch die „Constabler" (Artilleristen). Für den „Mücker-Meister", auch wohl „Zeugmeister" genannt, wurde im Jahre 1660 „eine beim Zeughause befindliche kleine Capelle" zur Wohnung eingerichtet. In anderen Deutschen Städten hat man ihn „Zeugwart" genannt.

Ausser dem schon genannten „Artillerie-Zimmer-Platze" und der „Stückgiesserei" standen noch einige andere Werkstätten mit dem Zeughause in unmittelbarer Verbindung, erstlich ein „Laboratorium" (vielleicht für das Füllen der Bomben, Anfertigen von Kartätschen etc.), zweitens eine sogenannte „Kupferkammer" und drittens „noch eine Werkstätte 19 Fuss lang und 15 Fuss breit." Mit diesen drei ihm angehängten Atelliers war das Zeughaus unter das Gebände der benachbarten Lateinischen Schule und der Stadtbibliothek, ebenfalls Partien des ehemaligen Dominikaner-Klosters der Heiligen Katharina, hinuntergerathen. Die Schottherren hatten dazu einen Theil der unter diesen friedlichen Anstalten belegenen und gewölbten Räume des Kreuzganges des besagten Klosters vermuthlich während des dreissigjährigen Krieges[2]) für ihre Zwecke hingenommen und eingerichtet. Diese unterirdische Verkettung der so verschiedenartigen, theils friedlichen, theils kriegerischen Staatsanstalten, der Bibliothek, der Schule und des Zeughauses gab später, als letzteres mit seinem ganzen Zubehör in Privathände übergehen sollte, Veranlassung zu einigen Schwierigkeiten.

Viel Kriegsgeräth, Waffen, Gewehre, Kanonen, Pulver liessen die Bremer Schottherren in den bezeichneten Werkstätten fabriciren. Denn in alter Zeit musste jeder kleine Staat und jede Stadt möglichst Alles

[1]) Roller (I. 230) meint, dass die Katharinen-Kirche zu Dilichs Zeit (um 1600 herum) noch nicht als Zeughaus habe dienen können, „weil Dilich sie noch „templum S. Catharinae" und nicht Zeughaus nenne". Er glaubt, dass sie erst während der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zum Zeughause eingerichtet worden sei. Mir scheint sein Grund für diese Ansicht nicht ganz stichhaltig. Archivar H. Post spricht schon im Jahre 1598 von „dem Zeughause" und sagt, man habe es in diesem Jahre „mit allem benöthigten Vorrath" und neuen Kanonen versehen. Ich glaube, dass er damit das damals eben vielleicht neu eingerichtete „Zeughaus" in der Katharinen-Kirche gemeint hat.

[2]) Dies macht ein im Jahre 1805 abgefasster Bericht der Schuldeputation über jene Eingriffe und Uebergriffe der Schottherren wahrscheinlich.

selbst machen und im Fall der Noth sich selbst helfen können. Doch haben sie zuweilen auch einiges Kriegs-Handwerkzeug aus der Fremde verschrieben und dann fast immer aus den Bremen benachbarten und befreundeten Niederlanden, die namentlich in der Zeit der Reformation, insbesondere aber in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts viele protestantische Städte mit Waffen, Ingenieuren und zuweilen auch mit Geld versahen. Namentlich hat Bremen fast regelmässig seinen Bedarf an Salpeter und Schwefel, zuweilen auch fertiges Pulver, aus Amsterdam erhalten, z. B. ein Mal im Jahre 1643 „zweihundert Fässlein Pulver", dessgleichen im Jahre 1723 „dreissigtausend Pfund Hollands buscruyt" (Holländisches Büchsen-Kraut) und so noch oft. Die darüber an die Holländische Admiralität gerichteten Briefe, so wie die an die benachbarten Staaten Oldenburg, Hannover etc. erlassenen Bittschreiben des Rathes, um jene gefährlichen Dinge frei passiren zu lassen, sind noch auf unserm Archive vorhanden. Dessgleichen auch noch Briefe an das Cölner Dom-Capitel, mit der Bitte, in den Erzstiftisch-Cölnischen Eisen-Hütten „siebenhundert Centner Bomben und hundertfunfzig Centner grosse und kleine Stückkugeln für ‚Providirung des Bremer Zeughauses' giessen zu lassen". Endlich auch noch aus dem Jahre 1617 „literae ad Regem Magnae Britanniae pro permittenda evectione 150 tormentorum ferreorum" (Briefe an den König von Grossbritannien, die Ausfuhr von hundertfunfzig eisernen Feuergeschossen oder Bombarden erlauben zu wollen.)

Ueber die Anzahl schwerer und leichter Geschütze, die im sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert auf dem Zeughause und auf den Wällen der Stadt vorhanden gewesen, habe ich nichts mit Gewissheit erfahren können. Wir haben, so viel ich weiss, keine genauen Verzeichnisse aus jener Zeit. Doch mag die Summe der letzteren wohl 200 nie überstiegen haben. Wenn man aber bedenkt, dass Bremen auch noch viele Kanonen auf dem Wasser schwimmen hatte, so wie, dass es auch im „Hanse Bederkesa" und zu Zeiten in einigen anderen festen Orten längs der Weser Kanonen und Constabler unterhielt, so mögen in der bezeichneten Zeit in Summa zuweilen wohl vielleicht doppelt so viel schwere Geschütze im Besitze der Stadt gewesen sein.

Aus dem achtzehnten Jahrhunderte sind umständliche Inventare so wohl über den gesammten Inhalt des Zeughauses, als über die anderswo in der Stadt lagernden Geschütze und Artillerie-Gegenstände auf dem Archive erhalten. Aus ihnen geht hervor, dass im Jahre 1702 circa 180 metallene und eiserne Kanonen („Mörser", „Serpentinen", „Hauwitzen", „Falconette" etc.) vorhanden waren. Und bei dieser Zahl ist es auch, mit einigem Auf-und-ab, zufolge jener Inventare bis auf die Neuzeit geblieben. Die Summe der im Jahre 1702 im Zeughause und auf dem Wall vorhandenen Kanonen-Kugeln (meist eisernen, doch auch noch steinernen) betrug 71,000. Natürlich gab es ausserdem auf dem Zeughanse noch eine Menge Flinten, Schwerter und andere Waffen, die ich indess der Kürze wegen hier nicht näher specificiren will.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde Bremen von zwei wissbegierigen Fremden besucht, von einem Englischen Diplomaten, Namens Lediard und von einem Deutschen Bücherfreunde, dem in der Literatur bekannten Herrn Z. C. von Uffenbach. Beide besichtigten auch unser Zeughaus, und die Bemerkungen, die sie in ihren gedruckten Reiseberichten über dasselbe machen, beweisen, dass damals schon die ganze Einrichtung so war, wie sie nachher in der Hauptsache geblieben und auch auf unserm Bilde (Tafel II) dargestellt ist.

Herr von Uffenbach, der im Jahre 1710 in Bremen anwesend war, bemerkt, „dass das dortige Zeughaus „ein sehr gutes Ansehen mache, auch ziemlich wohl mit gross und kleinem Geschütz, auch Gewehr versehen „sei und zwar in sehr guter Ordnung." — „Unten", sagt er, „sind die Stücke und Mörser in mittelmässiger „Anzahl. Gleich vorne sind drei sehr schöne Stücke, dergleichen ich noch nie gesehen, indem sie zierlich ge„wunden und sauber ausgearbeitet sind. Die zwei grössten sind fünf Viertels-Karthaunen und schiessen 60 Pfund „Eisen, das dritte aber ist kleiner. Auf dem ersten stund vorne um die Mündung die Jahreszahl also: „Anno „Domini millesimo quingentesimo tricesimo primo, regnante Carolo Quinto Imperatore anno imperii ejus un„decimo civitas Bremensis me fieri fecit. (Im Jahre des Herrn 1531, als Carl V. Kaiser war, im eilften Jahre „seiner Regierung liess mich die Stadt Bremen machen). Daneben waren zwei geharnischte Männer auf höl„zernen Pferden, davon das eine, wenn man ihm den Schweif aufhub, einen tremulirenden Ton von sich gab, „welches das Wahrzeichen von dem Bremer Zeughause ist, und ohne Zweifel durch einen inwendig verborgenen „Blasebalg und Orgelpfeifen geschiehet. Oben auf dem Chor, wie auch auf den Emporkirchen rings umher, war „wie in der Pauliner-Kirche in Braunschweig doch nicht auf Tischen, sondern nach alter Manier auf hohen „Gestellen das kleine Gewehr, davon ein ziemlicher Vorrath vorhanden".[1])

Der Engländer Lediard, der siebenzehn Jahre später in Bremen war, entwirft ungefähr dasselbe Bild von unserm Zeughause und lobt sehr die „artige Weise der innern Anordnung und Einrichtung" desselben.[2]) Des von Uffenbach erwähnten „tremulirenden Pferdes", das übrigens noch lange Zeit nachher auf den Beinen

[1]) Siehe Uffenbach's Merkwürdige Reise 2. Theil. Ulm 1753. S. 182.

[2]) Siehe The German Spy. London 1740. S 66—67.

und bei Athem geblieben ist, erwähnt er nicht. Aber es gab damals ähnliche Automaten und Spielereien mehre in Bremen, und da sie im Geschmacke der Rokoko- und Zopfzeit waren, so fand man sie auch in andern Städten und überall in der Welt. Unter anderen standen auch in dem grossen Zeughause von Danzig „zwei von Holz gemachte Kerle in vollkommener Grösse und Statur und mit einem Uhrwerk im Leibe, von „denen der eine einen kräftigen Schwerthieb, der andere Feuer von sich gehen konnte, indem er die Augen „dazu verdrehte.“ [1])

Unter den sonstigen Merkwürdigkeiten, die auf dem Bremer Zeughause aufbewahrt wurden, werden auch häufig noch folgende genannt: zwei Fahnen, welche den Kaiserlichen im Jahre 1547 in der Schlacht bei Drakenburg abgenommen wurden, — ein kostbarer und kunstvoll gearbeiteter Panzer, die sogenannte Brandenburgische Rüstung, die Markgraf Albrecht Alcibiades von Bayreuth in der Schlacht bei Sievershausen 1553 getragen haben soll (?). Dazu zwei mit Silber und Perlmutter kunstvoll ausgelegte grosse Pistolen und endlich „zwei ledige Kasten, worauf die Schlacht bei Drakenburg abgebildet.“

Etwas später, als die beiden genannten Herren, — kurz nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — besichtigte ein fleissiger Forscher und Kenner der Bremischen Geschichte, der Archivar Hermann Post, unsere städtischen Kanonen, sowohl die, welche damals im Zeughause deponirt waren, als auch die, welche noch auf den Bastionen und Wällen der Stadt standen. Er kopirte von etwa 60 Geschützen die Inschriften, Namen, Verse und andere Daten, welche im Metall denselben aufgedrückt und zu lesen waren, und verzeichnete sie mit anderweitigen auf Glocken und an Gebäuden gefundenen Inschriften in einem Manuscripte, welches sich auf der Bremer Stadt-Bibliothek befindet. Diese von besagtem Archivar uns aufbewahrten Inschriften enthalten, so viel ich weiss, die interessantesten Nachrichten, welche uns über unser altes Arsenal und seine schweren Geschütze überliefert worden sind. Ich mag sie daher hier mittheilen und will mich bemühen, sie einigermaassen chronologisch zu ordnen, und zugleich über die in ihren Versen uns entgegentretende Poesie und Denkweise der Zeit einige Bemerkungen hinzufügen. Auf diese Weise wird dem Leser der Inhalt unseres alten Zeughauses und seine Bedeutung am besten offenbar werden.

Die Krieger, so ernst auch ihr Handwerk ist, haben sich immer namentlich in alten Zeiten durch einen gewissen launigen Humor ausgezeichnet. Und eben dieser militärische Humor und Hang zu Munterkeit, Witz und Scherz athmete auch in unseren alten Kanonen und den Inschriften und Versen, mit denen sie bedeckt waren. Es liegt das in der Natur der Sache, denn wollte man immer an den ganzen Ernst und die Furchtbarkeit des Kriegs erinnern, so würde des Klagens und Jammerns kein Ende werden. Man darf den Soldaten die Augen nicht zu weit öffnen und muss ihren Muth mit guter Laune stützen. Ihr Mordhandwerk soll nicht beim rechten Namen genannt werden. Bei den Kirchen-Glocken und ihren Inschriften findet sich dieser sarkastische Humor gar nicht. Sie konnten ja deutlich und geradezu die erhabene und fromme Bestimmung, die sie hatten, kundthun. Ihre Namen waren denen der Heiligen und Engel entnommen und in ihren Sprüchen und Versen redeten sie von dem Frieden und dem Ruhme Gottes, den sie verkünden wollten.

Auch unsere Kanonen erhielten jede ihren besonderen Namen, aber, obgleich sie wahre Bramarbasse und Cerberusse waren, die wie feuerschnaubende Stiere oder Löwen brüllten und brummten, so wählte man doch keineswegs solche grossartige und schreckhafte Gegenstände und Personen zu Pathen für sie. Vielmehr waren ihre Taufnamen meistens von ganz zierlichen und anmuthigen Dingen oder Wesen entlehnt. Sehr häufig z. B. von kleinen hübschen Singvögeln. In Bremen hiessen mehre Kanonen „de Nachtigal“ oder „de Wachtel“ (die Wachtel), „de Heister“ (die Elster) oder „de Pelikan“ (der Pelikan) oder „de wilde Goes“ (die wilde Gans). Es gab in Bremen ferner auch einen feuerspeienden „Buchfinken“ (de Bockfinke) und einen höchst mörderischen „Kukuk“ und „Specht.“ Nur ganz selten ein Mal spricht sich in dem Namen unserer Kanonen die ganze grimmige Wahrheit ihres Charakters aus, wie z. B. bei einer, die „der Basiliske“, bei einer andern, die „der Drache“ hiess. Ein bischen Bangemacherei hat sich auch bei den zuweilen vorkommenden Namen „de Ule“ (die Eule), „de swarte Raven“ (der schwarze Rabe), „de Gryf an“ (der Greif an), vielleicht von einem Hundenamen hergenommen, und bei andern ähnlichen eingeschlichen.

Wählten unsere Schottherren und Stückgiesser ihre Kanonen-Namen nicht aus dem Thierreiche, sondern wie sie es oft thaten, aus der menschlichen Gesellschaft, so verfielen sie dabei nicht etwa auf den Riesen „Goliath“ — „Herkules“, — „Roland“ oder auf sonst einen berühmten Heroen und furchtbaren Eisenfresser. Vielmehr widmeten sie ihre Geschütze sehr artig und bescheiden fast durchweg den Damen. Wir finden unter den von Menschen entlehnten Kanonen-Namen fast keine anderen als Frauen- und Jungfrauen-Namen. In Bremen erzählt uns in ihrer Inschrift die Eine, sie heisse „de schone Helene“ (die schöne Helene.) Die Andere nennt sich „Margaretha“, die Dritte „de dolle Jungfer“ (die tolle Jungfrau.) Noch einige Bremer Namen dieser galanten Art sind diese: „Martha“, „Ursula“, „Magdalena“, „Catharina“, „Frau Judith“, „de

[1]) S. Geschichte der Festungswerke Danzig's von K. Hoburg S. 34—35.

scharpe Grete" (die scharfe Grethe). Die Krieger betrachteten den Kampf wie einen Tanz, nannten ihn „den blutigen Tanz" und führten ihre Kanonen dazu auf, wie ein Cavalier seine Dame. Sie hatten eine ähnliche Neigung und Freundschaft für sie, wie der Seemann für sein Schiff, das er auch immer wie eine „Sie" behandelt. Ganz selten ein Mal schmückt sich die Kanone zu einer Mannsperson heraus und auch dann ist es wie gesagt in der Regel nicht etwa ein Bramarbas, sondern vielmehr eine mehr oder weniger nur komische Figur oder ein Bruder Lustig, z. B. ein „Mester Tumpffer" (Meister Tumpfer) oder „Burlehus" (Polterbüchse) oder ein „broder Johann von Gennen" oder ein fliegender Geist („de flegende Geist") oder ein „Tunschlyker" (ein Zaunschleicher) d. h. ein schelmischer und diebischer Betrüger.

Viele dieser auf unsern Kanonen gefundenen Namen — vielleicht alle — waren nicht bloss bremische, sondern überhaupt deutsche und häufig in unsern Städten wiederkehrende. So finde ich z. B. namentlich „Nachtigallen", „Sperber", „Spechte", „scharfe Greten", „Pelikane", „Greife", „Basilisken" in verschiedenen städtischen Zeughäusern genannt, dazu auch, wie z. B. in Augsburg „schöne Singerinnen", „Stossfälklein" und andere hübsche Titel. Unser trefflicher Dichter Hoffmann von Fallersleben citirt in seinem Liede: „Bei der Belagerung" mehre der bremischen Kanonen-Namen in folgendem Verse:

„Darum wohlauf! lasst wiederklingen
Alle Stimmlein aus Metall!
Lasset um die Wette singen
Sperber, Eul' und Nachtigall!"

So viel von den Namen der Donner-Röhren, mit denen unsere alten Bürger ihre Wälle bespickten oder in's Feld und „in die salze See" hinaus zogen. Was nun weiter die Sprache und die Verse betrifft, welche jene tollen Jungfrauen, Nachtigallen, Finken und Meister Tumpfers im Munde führen oder doch auf ihren metallenen Leibern geschrieben haben, so entsprechen sie ganz der Humoristik der Namen. Es herrscht in ihnen meistens eine muntere Laune und ein sehr sarkastischer Witz. Ganz anders, als in den hombastischen und melancholischen Kriegsliedern gewisser moderner, etwas zu schwulstiger Dichter, die des „Donnergepolters" und der „gewitterschwangeren" und „von Kriegsgeschmetter erdröhnenden" Schlachtfelder gar nicht satt werden zu können scheinen.

Die Bremer-Grete vom Jahre 1516 lässt sich z. B. so vernehmen:

Scharpe Grete bin ick geheten
Wann ick lache, datward den Fiend verdreten.
(Die scharfe Grete bin ich geheissen,
Wann ich lache, wird's den Feind verdriessen.)

und „der Drache" so:

Ick bin geheten de Drake
Wat ik drepe dat mot sik schaken.
(Ich bin geheissen der Drache,
Was ich treffe, das muss sich fügen.)

Die Bremer „Helene", die im Jahre 1552 gegossen wurde, rühmt sich ganz unverblümt, eine eben so grausame Schöne zu sein, wie jene von Troja es war:

Ik heisse de schone Helena
Durch mich viel volck ummekam
Mathias van Nurenbergh hefft mi gaten.
(Ich heisse die schöne Helena
Durch mich viel Volk ist umgekommen
Mathias von Nurenbergh hat mich gegossen.)

Auch alle die anderen bronzenen Schönen führen eine ähnliche kecke und ungenirte Sprache, z. B. die „Magdalene" vom Jahre 1547:

Magdalena bin ik genant
Den Vrunden bin ik leef und wert
De Viende sint vor mi vorfert. M. P.
(Magdalena bin ich genannt.
Den Freunden bin ich lieb und werth,
Die Feinde sind vor mir erschreckt. Mathias Petze.)

Noch spöttischer äussert sich die Margarethe vom Jahre 1548:

Margareta is myn nahmen,
Wen ik myn fynde sehe herkamen,

Se de ik se frundtlik groten,
Dat se verleren hende und veten.
(Margarethe ist mein Name,
Wenn ich meine Feinde sehe herkommen,
So thue ich sie freundlich grüssen,
Dass sie verlieren Hände und Füssen.)

Eben so schnurrige Reime, die von kecken und übermüthigen Marketenderinnen oder auch von alten narbigen Veteranen dictirt zu sein scheinen, singen und zwitschern die metallenen Vögel, die ehemals auf den Bremer Wällen nisteten, so z. B. „der Heister“ vom Jahre 1548, welcher sich mit folgenden Worten lebt:

Ein fogel bundt bin ick de Heister
Den fienden to schaden ein gut Meister.
(Ein bunter Vogel bin ich, der Heister,
Den Feinden zu schaden ein guter Meister).

„Die Eule“ aus demselben Jahre krächzt und platzt aus dem Busche mit folgenden von Feuer und Rauch begleiteten Gedanken hervor:

De Ule bin ick genand
Wan ander Vogel slapen
So kome ick by der handt.
(Die Eule bin ich genannt.
Wenn andere Vögel schlafen,
Bin ich bei der Hand).

Und ferner „der Kukuk“, der Anno 1539 das Licht der Welt erblickte, und „auf dem Rondel vor dem Heerdenthor“ sein Nest gehabt haben soll:

Ik hete de Kukuk
De myn Ey drukket,
Den geit de buk up.
(Ich heisse der Kukuk,
Wen mein Ei drückt,
Dem geht der Bauch auf).

„Die Nachtigal“ von 1551 singt:

Mynen frundt ick Nachtigal mit gesangen wecke
Mynen Viendt mit minen Klange ick schrecke.
(Meine Freunde ich Nachtigal mit Gesange wecke,
Die Feinde mit meinem Klange ich schrecke.)

Hatte die Nachtigal so losgeflötet, so stimmte dann auch „der Buchfinke“ ein mit folgendem Gezwitscher von Anno 1551:

De boekfinke ik hete
Und hebbe eine gude mot
Und singe ock jude
Dat den fienden wehe doet.
(Der Buchfinke ich heisse
Und habe einen guten Muth.
Ich singe auch recht gut,
Was den Feinden wehe thut.)

Man erinnert sich dabei der Thiere in Shakespeare's Sommernachtstraum, wo der Löwe, — wie eine Nachtigal flöten will, während hier umgekehrt die Kanonen, die eigentlich brüllen, wie Nachtigallen und Finken zu zwitschern vorgeben.

Der Vergleich der garstigen Kanonenkugeln mit Eiern, die man in fremde Nester legt, respective in's Lager der Feinde hinüberspielt, ist etwas sehr Gewöhnliches und kommt auf vielen Bremer Geschützen vor. So z. B. auf der „Wachtel“, die Anno 1551 „bei der Holzpforte“ nistete:

De Wachtel ick hete
Ein gude spise min Ey
Ick an die Fiende wiese.

(Die Wachtel ich heisse.
Mein Ei zur guten Speise
Ich den Feinden weise.)

Und ferner auf „dem schwarzen Raben" vom Jahre 1548:

Ik hete de swarte Raven
Wen min Ei drepet,
Strecket de Klawen.

(Ich heisse der schwarze Rabe,
Wen mein Ei trifft,
Der streckt die Klauen.)

Und eben so auf der „Martha", die der schon oben genannte Mathias Petze im Jahre 1547 goss:

Martha is de name myn,
Van art kan ik nich stille syn,
Und wo mi Viend vor ogen staen,
Laet ik min ei hen in se gaen.

(Martha ist der Name mein,
Von Natur kann ich nicht stille sein,
Und wo mir Feinde vor Augen kommen,
Lass ich mein Ei hin unter sie gehen.)

Nur ganz selten einmal scheinen die Kanonen das Unheil, welches sie anrichten, mit einer Klage oder mit einem Anfluge von Philosophie zu beseufzen. Etwas der Art liegt wohl in dem Spruche, mit welchem das im Jahre 1548 von Mathias Petze gegossene „Dorothenstück" seine zerstörenden Schüsse begleitete:

Ditt sind allerley plagen
Wenn sick durch uprohr
Und twydracht land
Und lude verraden.

(Ach! dies sind doch allerlei Plagen,
Wenn sich durch Aufruhr
Und Zwietracht Land
Und Leute verrathen.)

Bumm! Bumm! fuhr die Philosophin dazwischen.

Eine besondere Gattung sehr grosser Kanonen waren im sechzehnten Jahrhundert die sogenannten „scharfen Metzen". Dieses Wort „Metze" soll eine Abkürzung und Verdrehung des Namens „Amazone" sein. Die „scharfen Metzen" kommen in den Arsenalen fast aller deutschen Städte vor. Sie sollen 100 Pfund Eisen geschleudert haben und hauptsächlich zum Niederschiessen von Mauern und Festungswerken gebraucht worden sein. In unserm Bremischen Verzeichnisse sind ihrer drei aufgeführt: eine, welche in ihrem Verse sich als Mauerbrecherin ankündigt:

Ick bin genannt ein scharpe Metze,
Thorn unde Müren ick nedder setze.

(Ich bin genannt eine scharfe Metze,
Thürme und Mauern ich niedriger setze.)

eine andere (wie die vorige ohne Jahreszahl), welche folgenden Vers trägt:

Scharpe Metze Burlebus,
Tsu einem End in, tsu andern uus.

(Scharfe Metze Ballerbüchse,
Zu einem Ende herein, zum andern hinaus.)

und noch eine dritte vom Jahre 1531 mit einem ähnlichen Spruche. Aus dem Verse der Metze Burlebus möchte man geneigt werden zu glauben, dass wir schon vor langer Zeit Hinterlader in Bremen gehabt haben, wie man ja dergleichen auch in anderen alten städtischen Zeughäusern gefunden haben will.

Zuweilen scheinen unsere Eisenspeier Zwiegespräche mit einander geführt oder doch in ihren Versen sich gegenseitig auf einander bezogen zu haben. So die beiden grossen Karthaunen, welche der Stückgiesser Berend Lichtenau zu gleicher Zeit im Jahre 1538 goss, und von denen die eine „Meister Tumffer" und die andere „Johann von Gennen" hiess. Die erstere spricht:

Meister Tumffer bin ick geheten
Ock kann ick mesterlicken scheten
Of my de Kunst wil anstan
So mag men to minen broder
Johann van Gennen gaen.

(Meister Tumpfer bin ich geheissen.
Auch kann ich meisterlich schiessen.
Falls mir aber die Kunst entbrechen sollte,
So mag man zu meinem Bruder
Johann von Gennen gehen.)

Worauf dann der Bruder Johann von Gennen sich also vernehmen lässt:

Ick hete Johann van Gennen
De miner laget, de mag sick scemmen.
De mi will owen,
De mach kamen und mine Kunst proven.

(Ich heisse Johann von Gennen.
Wer mich verachtet, der soll sich schämen.
Wer mich meistern will
Der mag kommen und meine Kunst erproben.)

„Hans von Gennen" soll nach Lappenberg's Vermuthung ein populärer Ausdruck für einen „einfältigen Mann" gewesen sein. [1])

Auf ihre Genossinnen beruft sich auch die schon oben erwähnte Kanone, welche „der fliegende Geist" hiess, und folgendes ganz resolute Sprüchlein im Munde trug:

De flegende Geist bin ick geheten
De Stadt Bremen heft my laten geten
Darumme gy Nabers holdet Vrede
Edder ick bringe broders mede.

(Der fliegende Geist bin ich geheissen.
Die Stadt Bremen hat mich lassen giessen.
Darum, ihr Nachbarn, haltet Friede,
Oder ich bringe Brüder mit.)

Uebrigens beseelte nicht alle unsere Geschütze jener spielerische und übermüthige Soldatengeist. Vielmehr verrathen auch viele einen sehr angemessenen ernsten Sinn.

In den Jahren 1530 und 1531, in welchen in Folge der Kirchenreform grosse Unruhen in Bremen begannen, liess der Rath mehre Kanonen giessen. Auf einigen derselben hat sich die protestantische Begeisterung und religiöse Ueberzeugung recht deutlich ausgeprägt, z. B. auf einer Kanone, die im Jahre 1530 gegossen wurde und die noch im Jahre 1625 bei der Bischofsnadel lag, mit folgendem Ausrufe:

Christus ist uns geboren
Judas heft den strit verlohren
Noch hüdiges Dages.

(Christus ist uns geboren,
Judas hat den Streit verloren,
Noch heutiges Tages.)

Besonders viele Kanonen liess unsere Stadt, wie ich schon andeutete, in der Zeit des Schmalkaldischen Krieges und namentlich im Jahre 1547 und in den folgenden giessen, in welchen Bremen von den Truppen Kaiser Karls V. belagert wurde.

Die Geschütze aus dieser Zeit verrathen fast alle in ihren Inschriften eine gehobene Stimmung und eine ernsthaft religiöse Gesinnung. Sie erinnern an die frommen Glockensprüche und zuweilen glaubt man in ihnen solche kernige und glaubensfeste Verse zu erkennen, wie sie in den alten Lutherschen Kirchen-Hymnen „Eine feste Burg ist unser Gott" und ähnlichen vorkommen. Dahin gehört folgender Vers auf einer Bremer Kanone „Sanctus Jacobus":

---

[1]) Siehe darüber Lappenberg's „Niedersächsische Lieder, betreffend die Kirchenreformation" in der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte. Band II. Seite 239.

In angest bringestu de fienden dien
Oft örer schoon noch so vele syn
Wo du men holdest up diener sidt
Gerechte sacke unde Godt mit fliet.

(In Angst bringst Du die Feinde Dein,
Wenn ihrer auch noch so viele sein,
Wenn Du nur hältst auf Deiner Seite,
Die gerechte Sache und Gott mit Fleisse.)

Und ferner dieser Vers auf einer andern Bremer Kanone „Sanctus Filippus“:

Wat furchtstu der Godlosen stolt
De nichtes kan wat Godt nicht wolt
Du heffst eine gute gegenwehr
Wo du men blifst by Godes lehr.

(Was fürchtest Du der Gottlosen Stolz,
Der nichts kann, was Gott nicht wollt.
Du hast eine gute Gegenwehr,
Wenn Du nur bleibst bei Gottes Lehr.)

Und wieder der folgende auf dem „Sanctus Andreas“:

Up diene macht gaer nichtes wage
An diner Swackheit nicht verzage,
Godt is alleine de averwindt
Vor em besteit geen menschenkindt.

(Auf Deine Macht gar nichts wage.
An Deiner Schwachheit nicht verzage.
Gott ist's allein, der überwind't.
Vor ihm besteht kein Menschenkind.)

Alle diese drei Kanonen wurden im Jahre 1548 vom Stückgiesser Berend Lichtenau gegossen und ebenso auch eine vierte, bei der kein Name genannt wird, die aber ebenfalls, um den bedrängten Bremern Muth zu machen, einen Vers aus dem Gesangbuche auf dem Rücken trug:

Wenn du vom Fiend belegert bist
Des du mit nicht kanst hebben fried
Sette dinen trost in Godt alleen
Holt Eindracht under din gemeen
Help Godt ut nodt Berend Lechtenow my goet.

(Wenn Du vom Feind belagert bist,
Und keinen Frieden finden kannst,
Setze Deinen Trost in Gott allein
Halte Eintracht unter Deiner Gemein
Helfe Gott aus der Noth! Berend Lichtenow mich goss.)

Ein ganz besonderes historisches Interesse hatte die Kanone „de Michel“ (der Michel), denn ihre Inschrift bezeugt, dass sie recht inmitten der Noth und Belagerung gegossen wurde, welche Bremen im Jahre 1547 von Seiten der kaiserlichen Truppen unter dem Befehl des Herzogs Erich von Braunschweig und des Obersten von Wriesberg auszustehen hatte. Der Vers des „Michels“ lautet:

De Bremer leden rof unde brant
Do mi goet Mathies Petzen hant
De Keiserskcn se bedroweden ser
To verlochen Gades wort unde er.
Anno Domini MDXLVII.

(Die Bremer litten Raub und Brand,
Als mich goss Mathias Petzen's Hand.
Die Kaiserlichen sie droheten sehr,
Dass man verleugnen sollte Gottes Wort und seine Ehr.
Im Jahre des Herrn 1547.)

Aus denselben Jahren, aus der Zeit eines mannhaften Widerstandes der Bremer Protestanten gegen die katholische Partei und gegen Kaiser Karl V., welcher im Jahre 1547 die protestantischen Fürsten bei Mühlberg geschlagen hatte und nun glaubte in ganz Norddeutschland befehlen und Alles niederwerfen zu können, stammt auch die Bremer Kanone der „Sanctus Matthaeus", der gegen den Kaiser und seine despotisirenden Pläne mit folgendem Proteste loskrachen sollte:

Bi Gades wort wage lif und bludt
Vor dine Er alle have unde guet
Dine Frigheit di nicht nemen laet
Wultu bestaen, dat is min raet.
Help Godt ut not, Berend Lichtenow my got.

(Für Gottes Wort wage Leib und Blut,
Für Deine Ehre alles Hab und Gut.
Deine Freiheit Dir nicht nehmen lass,
Willst Du bestehn, das ist mein Rath.
Helf Gott aus Noth, Berend Lichtenau mich goss.)

Dessgleichen auch der „Sanctus Paulus", den wiederum derselbe Berend Lichtenau goss und mit einem Gebet um Hülfe in der Noth und mit einer Aufforderung zum Widerstande gegen den Kaiser und den Katholicismus vorsah:

Tor jegenwer bin ick bedacht,
Darumme min Frunt heb gude acht,
In Gottes furct to handelen mich
So ward de viendt schuwen dich.

(Auf Gegenwehr bin ich bedacht,
Darum mein Freund habe gute Acht,
Mich in Gottesfurcht zu handhaben,
So wird der Feind dich scheuen.)

Das „Wort Gottes" und „Gottes Lehr" und in ihrem Namen ein Protest gegen Kaiser und Papst glänzte damals auf allen neuen Bremer Geschützen, so auch auf der St. Anna vom Jahre 1548, auf welcher man dieses las:

Dat wordt gades averwindt
Und behalt den stridt
Und dar helpet nin wehr nit vöhr
Sondern alleine Godt de Herr.

(Das Wort Gottes überwindet
Und behält den Streit.
Und da hilft keine Wehr nicht für,
Sondern allein Gott der Herr.)

Diese letztere Bremer Kanonen-Phrase scheint dem alten Luther geradezu aus dem Munde genommen zu sein. Es war auf derselben „St. Anna" auch noch etwas vom Papst („der Paus") und vom Kreuz („der Cruis") geschrieben, was aber leider unser Gewährsmann, der Archivar Post, nicht hat lesen können, daher er auch diese Inschrift zu unserm Bedauern nur unvollständig wiedergiebt.

In einem Bremer Kanonen-Spruche aus dem Jahre 1539 werden die katholischen Feinde mit den nachlässigen Brautjungfern aus dem Evangelium, die kein Oel hatten und ihre Lampen ausgehen liessen, und mit denen unser „metallen Jungfraucnstück" (so wird die in Rede stehende Kanone genannt) ein Mal ein Wort der Wahrheit sprechen will:

Uns wundert juw dorheit grodt
Dat ghy juw lampen blodt
Van Oly hebben laten blyven
Willen uns mit bede darto driven
Darum mot ik de wahrheit spreken
Se mochte uns mit juw entbreken.

(Uns wundert Eure grosse Thorheit,
Dass Ihr Eure Lampe
Von Oel entblösst bleiben liesset,

Ihr wollt auch uns mit Befehlen dazu treiben.
Darum muss ich ein Mal die Wahrheit sprechen (d. h. dazwischen schiessen),
Mit Euch möchte diese uns verloren gehen.

Dieses „metallene Jungfernstück" goss Mathias von Nürnberg, ein in Bremen mehr erwähnter Meister.

Sehr interessant und lehrreich ist eine Vergleichung dieser protestirenden Kanonen-Verse mit den Spottliedern, welche die Katholiken damals gegen die Anhänger Luthers losliessen. In beiden athmet dieselbe Art zu reden und die einen scheinen ein Echo oder eine Antwort auf die andern zu sein. Lappenberg theilt eine dieser bittern und feindseligen katholischen Satyren aus dem Jahre 1528 mit, in welcher alle norddeutschen Städte von Bremen längs der Nord- und Ostsee bis Riga durchgehechelt und begeifert werden. Bremen besingt jener katholische Verseschmidt mit folgenden Worten:

Bremen du hardenackede Steyn,
Du hest dy also vele verseen.
O du rechte Hans von Ghenen!
Eyn meynedich monnich heft dy vorkeret.
Des machstu dy wol schemen!
Bremer honnich nu gudt en wart
Wachtet juw vor der Ketter Art.
Sze wolen all verswynden.
Wen Godt syn richte sytten werth,
Den werth he dy wol fynden.

(Bremen, du hartnäckiger Fels,
Du hast Dich allzuweit vorgewagt.
O Du rechter Hans von Ghennen![1])
Ein meineidiger Mönch hat Dich verkehret.[2])
Dess magst Du Dich wohl schämen!
Bremer Honig wird nun gut (?)
Wahret Euch vor der Ketzer Art.
Sie müssen alle verschwinden.
Wenn Gott zu Gericht sitzen wird,
So wird er Dich schon finden.[3])

Manche dieser katholischen Phrasen sehen denen auf jenen protestantischen Kanonen so ähnlich wie ein Spiess einem umgekehrten Spiesse.

Jene gottesfürchtigen und protestirenden Kanonen mit Lutherschen Sprüchen und Gesangbuch-Versen scheinen auch noch das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch gedauert zu haben. Ich finde eine solche, denselben Geist bekundende, auch noch aus dem Jahre 1573, welche Jürgen Morian, ein oft genannter Bremer Stück- und Glocken-Giesser anfertigte. Sie hiess „der Pelikan" und hielt folgendes Selbstgespräch:

De Pelican bin ick genandt,
De van Bremen stellen alles in Gades Hand
So Godt will by se stahn
So möten öre Viend mit schanden bestahn
Help Gott ut noth.

(Der Pelikan bin ich genannt.
Die von Bremen stellen Alles in Gottes Hand.
So Gott will bei ihnen stehen,
So müssen ihre Feinde mit Schanden bestehen.
Helfe Gott aus Noth.)

Mit dem siebenzehnten Jahrhunderte scheint aber der protestantische Eifer und der kriegerische, wehrhafte Sinn der Bürger aufzuhören, wenigstens äussern sich die in diesem Jahrhundert gegossenen Kanonen nicht mehr so energisch und beredt. Kräftige Sprüche und Verse kommen kaum mehr vor. Gewöhnlich meldet sich auf ihnen nur der Giessmeister mit ein paar kurzen Worten an, z. B. auf einer Kanone von 1619: „Mit

[1]) Ich sagte schon oben, dass Hans von Ghennen so viel bedeutet als Einfaltspinsel.
[2]) Heinrich von Zütphen ist gemeint, der im Jahre 1522 als erster Reformator der Stadt nach Bremen kam.
[3]) Siehe diese Verse in Lappenberg. l. c.

Gottes Hülfe goes mich Paul Kolfe", oder noch kürzer im Jahre 1669: „Mitten me fecit" (Mitten hat mich gemacht), so dass denn nicht mehr Erbauliches auf ihnen zu lesen ist, als unter unsern heutigen Lithographien.

Für diese späteren Kanonen, namentlich bei denen aus dem Ende des siebenzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ist es auch noch charakteristisch, dass auf ihnen der dazumal in Allonge-Staats-Perrücken gekleidete Rath sich in der breiten und pomphaften Weise, welche damals Ton war, zu verewigen suchte. Während es auf den Kanonen des fünfzehnten Jahrhunderts gemeiniglich kurz und bündig heisst: „Civitas Bremensis me fieri fecit," oder auch „De stadt Bremen heft my laten geten" (die Stadt Bremen hat mich lassen giessen), zum Zeichen, dass damals der Rath noch nicht glaubte, Alles in Allem zu sein, paradiren auf jenen späteren Geschützen bloss der „Hochweise Rath und seine Schottherren", mit ihren Titeln und Namen voran: „Anno 1662 haben auf Befehl Eines Edlen Hochweisen Raths der Stadt Bremen mich giessen lassen die verordneten Schottherren: Herr Johannes Schweling, Herr Casper Dreier" etc. etc.

Diese hochweisen Kanonen, die so recht aus dem Schoosse der Zopfzeit hervorgingen, haben denn auch — ganz anders als jene ihre Schwestern aus der Schmalkaldischen Zeit — nicht viel mehr als blosse Complimente für vornehme, die Stadt passirende Persönlichkeiten zu Stande gebracht. Meldungen über Schlachten, blutige Kämpfe und muthige Vertheidigungen finden wir aus dieser Periode in den Bremer Chroniken nicht. Desto genauere Verzeichnisse dagegen von allen Schüssen, die bei der Anwesenheit von Königen, Herzogen, Prinzen und Gesandten gelöst werden mussten und gelöst wurden, und deren Anzahl nach dem Range des Gastes in jenen Schriften genau bemessen wird. Verzeichnisse dieser Art sind in den Zeughausacten unseres Archivs mehre aufbewahrt. Es werden darin gewissenhaft alle die Schüsse und die Quantitäten von Pulver angegeben, die zwischen den Jahren 1681 und 1745 zu den besagten Zwecken verfeuert wurden.

Ein durchpassirender Landgraf bekam in Bremen 25 Schüsse zu hören, ein Kronprinz von Dänemark 39 Schüsse. Ein gekröntes Haupt, eine fremde Majestät dagegen 130. Namentlich bekam so viel im Jahre 1716 „Ihre Czarische Majestät zu Moscow (Peter der Grosse) sowohl bei seiner Ankunft als auch den Morgen darauf „bei seinem Abgange." In Summa wurden in Bremen für Peter den Grossen 1138 Pfund Pulver consumirt. Ebenfalls 130 Schüsse bekam der König von Dänemark im Jahre 1724, und noch ein Mal 130 derselbe im Jahre 1734. Für alle, die deutschen Kaiser und ihr Haus betreffende Feierlichkeiten scheint bei uns ein ganz besonderes Kanonen-Ceremoniell gegolten zu haben. „Anno 1711, den 25. October, ist wegen Wahl Kaiser „Caroli VI. mit 71 Kanonen drei Mal um die ganze Stadt herum Triumph geschossen." Ebenso mit 71 Kanonen bei der Krönung desselben Kaisers im Jahre 1712. Zu Ehren eines neugebornen kaiserlichen Prinzen, eines Erzherzogs von Oesterreich, wurde am 3. Mai 1716 drei Mal ebenfalls mit 71 Kanonen geschossen und dabei 1286 Pfund Pulver verbraucht. „Bei Erwählung Caroli Alberti zum Kaiser wurde drei Mal rings um die Stadt „herum Triumph geschossen und dazu mit den Glocken aller Kirchen geläutet", so dass dabei das gesammte in Bremen sowohl in den Thürmen hängende, als auch das auf den Wällen liegende Metall in Action war. Wegen Krönung Kaiser Franz I. wurde am 10. October 1745 mit 100 Kanonen drei Mal um die Stadt herum Triumph geschossen. Man fing damit bei der Bischofsnadel an und hörte, nachdem dies Lauffeuer über die Weser gesetzt und auch um die ganze Neustadt herumgegangen war, beim Heerdenthor wieder auf, „wozu denn 1596 Pfund Pulver darauf „gegangen, und wobei sich auch noch die Musikanten mit Pauken und Trompeten tapfer dazu hören liessen." Bei Ein- und Auszügen der Gesandten fremder Potentaten wurden jedes Mal nur 17 Kanonen gelöst.

Das sogenannte „Triumphschiessen" rings um die Stadt herum fand übrigens auch sonst bei jeder besonders grossartigen Feier, bei der Verkündigung eines Friedensabschlusses oder bei „gloriösen Victorien" statt, so z. B. 1686 wegen der Eroberung von Ofen und des Sieges über die Türken, — 1698 wegen des Friedens von Ryswick, — den 19. März 1699 wegen des Friedens zwischen dem Kaiser und dem Türken, — so auch den 2. Juli 1704 „wegen des Sieges der hohen Alliirten gegen die Franzosen bei Höchstedt" — endlich 1717 „wegen der glorreichen Victoria durch Ihro Durchlaucht den Prinzen Eugenio gegen den Erbfeind, den Türken, „bei Belgrad erfochten" und so weiter.

So haben sich denn die verschiedenen Phasen des Zeitgeistes auch auf der Bronze unserer Kanonen und in der Art ihrer Verwendung abgespiegelt. Der Leser hat aus dem Gesagten ersehen können, dass dieselben im achtzehnten Jahrhundert eben so wie nach dem, was ich in einem früheren Capitel ausgeführt habe, die Mauern und Wälle der Stadt ihre alte Bedeutung verloren hatten. Endlich sind sie uns denn auch wie jene ganz abhanden gekommen. Manche mögen der Stadt schon in alter Zeit bei kriegerischen Gelegenheiten vom Feinde genommen sein. Einige haben sehr abentheuerliche Schicksale gehabt. So z. B. gerieth ein Bremer mit dem Stadtwappen versehenes Geschütz, nachdem es zuerst mit dem Schiffe, an dessen Bord es sich befand, an die Friesische Küste geworfen und dort auf dem Schlosse eines Friesischen Häuptlings einige Zeit lang aufgepflanzt gewesen war, zuletzt am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in die Hände des Herzogs von Alba und seiner Spanier, da sie von Holland her in Friesland einfielen, und wurde von ihnen vielleicht nach Spanien entführt.

Während des siebenjährigen Krieges wurde Bremen abwechselnd von Französischen, Englischen

und Hannoverschen Truppen-Körpern besetzt, und die Anführer derselben liessen sich alle einer nach dem andern die Schlüssel zu unserem Zeughause geben, und disponirten über den Inhalt desselben nach ihrem Gutdünken. Am schlimmsten machten es die Hannoveraner im Jahre 1759. Ihr Anführer, der General Drewes, liess dem Rathe von Bremen erklären: „weil Bremen kein haltbarer Ort sei, mithin das Geschütz und Munition „nur Ursache wären, dass jeder Theil sich der Stadt bemächtigen und daraus defendiren wolle, so sei es „besser, dass dieses weggeschafft werde. Um solches zu bewerkstelligen, würden drei Tage nöthig sein. — „Wie die Herren Deputirten des Raths, denen dies mitgetheilt wurde, darauf versetzet, dass ein hochweiser Rath ohne den Consens der Bürgerschaft solches ohnmöglich geschehen lassen könne, und dagegen im „Voraus protestire, hat der General Drewes geantwortet: er glaube wohl, dass die Bürgerschaft nicht einwilligen würde. Allein sie möchte es haben wollen, oder nicht, so sollte es dem ungeachtet geschehen." Dies war am neunzehnten Juli des Jahres 1759 und an den folgenden Tagen räumten denn auch die Hannoveraner das hiesige Zeughaus aus „und nahmen so viele Kanonen daraus weg, wie ihnen anständig war", schifften sie auf der Schlachte auf Böcken ein, und entführten sie theils nach Stade, theils nach Vechta. Ueber das, was damals Alles aus unserm Zeughause genommen wurde, sind uns detaillirte Inventare erhalten, aus denen hervorgeht, dass es in der Hauptsache sechszig Kanonen, Mörser und Feldschlangen waren, dass aber ausserdem noch eine Menge anderweitiges Kriegsmaterial mitgenommen wurde. Der General Drewes hatte zwar die Versicherung gegeben, „dass nach beendigtem Kriege Alles ohnweigerlich wieder zurückgegeben werden „solle." Es scheint dies aber nur theilweise ausgeführt worden zu sein. Denn in dem Diarium, welches der Major Singhoffen über die Ereignisse während des siebenjährigen Krieges in Bremen geführt hat, finde ich nur folgende kurze Notiz, die beim 11. November 1763 (also nach Abschluss des Hubertsburger Friedens) steht: „den 11. November sind zwei Schiffe mit vierundvierzig Kanonen, von Stade kommend, einpassirt; sie wurden „in's Zeughaus gebracht, auch ein Schiff mit Pulver und Kugeln geladen." [1])

Nach einem im Jahre 1767 aufgenommenen Zeughaus-Inventar waren in Bremen damals vorhanden: 48 Metall-Kanonen, darunter zwei Sechzigpfünder, zusammen von 23,000 Pfund Gewicht, 27 Feldschlangen, 27 Mörser, 8 Haubitzen, 2 Steinstücke. Und auf dem Walle befanden sich damals noch 7 metallene Kanonen und 9 Feldschlangen. In Summa circa 130 Metall-Kanonen von einem Gewichte von 340,000 Pfund. Ausserdem standen auf dem Walle noch etwa 67 Stück eiserne Kanonen.

Laut einer in den Zeughaus-Akten vorhandenen Aufzeichnung aus dem Monate Mai des Jahres 1775 wurden damals aus dem Zeughause verkauft:

1) an eisernen Kanonen	8,886 Pfund
2) an Bomben	50,997 „
3) an „Grenaden"	28,880 „
4) an allerhand andern Kugeln und Wrack	69,699 „
Summa	158,462 Pfund.

Dies war die erste grössere auf dem Bremer Zeughause veranstaltete Auction, von welcher wir Kunde haben.

Noch fast ein halbes Jahrhundert hütete Bremen im Zeughause seine so ungefährliche und müssige Artillerie, die längst eben so wie der der Stadt aus alter Zeit anhängende Wall- und Mauer-Panzer ein todtes Glied des städtischen Gemeinwesens geworden war. Die Bürgerschaft trug daher schon gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wiederholt beim Rathe darauf an, dass man dieses müssige Capital eincassiren und anderweitig zur Verminderung der städtischen Lasten verwenden möge. Der conservative und vorsichtige Rath ging mehre Male über diese Anträge der Bürgerschaft hinweg, bis er endlich im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts „in Anbetracht der Zeitverhältnisse" seine Einwilligung dazu gab. Es wurde daher im Jahre 1801 beschlossen, „dass die Kanonen auf dem Zeughause verauctionirt werden, dabei jedoch einige als Kunstwerke schätzbare und seltene Stücke, ausgenommen sein sollten." Doch hatte man sich schon kurz vorher, ehe es noch zu dieser Auction kam, erlaubt, die grössesten Kanonen und Mörser — „unter der Hand", — an die Krone Portugal zu verkaufen. [2]) Die zum Verkaufe ausgebotenen Gegenstände, die ein im Jahre 1802 in Deutscher, Englischer und Französischer Sprache abgefasster und gedruckt in die Welt hinausgesandter Katalog nennt, waren folgende:

1) 39 metallene Kanonen, Haubitzen, Mörser und „sogenannte Coehorn" (eine Art kleiner Mörser) von verschiedenem Caliber.

2) 19 metallene Feldschlangen.

3) 71 eiserne Kanonen, Mörser und „ein sogenanntes Orgelgeschütz."

[1]) S. über dies Alles: die Diarien des Majors J. A. Singhoffen über die Zeit des siebenjährigen Krieges in Bremen. Manuscript auf der Stadtbibliothek zu dem Jahre 1759 und im Anhange.

[2]) Dies habe ich in einer auf dem Bremer Archiv aufbewahrten Schrift gelegentlich angemerkt gefunden.

4) 20 eiserne Doppelhaken (altmodige Feuorgewehre mit einom Haken am Schaft zum Auflegen auf das Gestell).

5) 3558 Gewehre, Flinten, Büchsen, Carabiner, Pistolen, einige „mit Fener und Luntenschloss zugleich," einige bloss mit Feuerschloss, mehre „mit altdeutschem Schlosse."

6) 2088 Hellebarden, Piekea, Pallaschen, Harnische, Helme, Pickelhauben, Beinschienen, Seblacbtsebwerter.

7) 92036 Kugeln, Bomben, Granaten, Trauben, darunter nucb 136 steinerne Kugeln. Dazu nocb eine Anzahl von Flintenläufen und Bajonetten, eine Partie alten gegossenen und geschmiedeten Eisens, und einige tanseud Bund Lunten.

Auf einer im August 1802 veranstalteten Auction wurden denn aneb für 25,850 Thaler metallene, für 2208 Tbaler eiserne Kanonen und für 12000 Thaler Gewehre und aadere Armaturen verkauft. Nach einem auf dem Archiv vorbandenen Verzeichnisse der Käufer scheinen diese lauter Bremer Firmen gewesen zu sein. Ob dieselben für andere Auftraggeber nad für welcbe sie hoten, habo ich nicht angemerkt gefunden. Auch ist mir keine Angabe darüber vorgekommen, wohin diese Bremer Käafer ihr erstandenes altes merkwürdiges Metall gesandt und abgeliefert haben mögea. Man sagt, dass Vieles nacb Nüraberg gewandert sei, um daselbst zu Glöckchen, Schellen und Spielsachen umgewandelt zu werden. Möglich, dass auch Einiges nach Amerika kam. Wenigstens fiade icb unter den Käufern einige Kaufmaunshäuser verzoichaet, die sich schon damals im Haadel mit den Vereinigten Staaten hervorthateu.

Einige „als Kuastwerke schätzhare und seltene Stücke" müssen damals unverkauft geblieben sein, da man sie noch in einem späteren Briefe von 1804 erwähnt findet. Was das schliessliche Schicksal aller gewesen ist, und wie sie am Ende in fremde Hände gekommen sind, weisa ich aicht. Die sogenannte Brandenburgiscbe Rüstung des Markgrafen Albrecht Alcibiades befindet sich jetzt in der interessanten Sammlung eines Privatmannes in Bremen, nnd zwei nicht sehr alte Bremer Fahnen sind aus Berlin, wohin sie sich verirrt hatten, im Jabre 1863 zurückgekomaien uad werden auf dem Bremer Archive aufbewahrt.

Ausser den seltenen Stücken waren bei der Auction von 1802 auch noch einige gewöbnliche Kaaonen und andere Kriegsgeräthschaften im Zeughauso zurückgeblieben. Im Jahre 1809, als es schon rings um uns her französische Armeon nnd Generale gab, trug die Bürgerschaft darauf an, dass nun auch „die noeh nicht „veräusserten Kanonen des Zeughauses" zersägt nnd verkauft werden sollten und Herr Bürgermeister Heineken sagt in seiner Geschichte der freien Stadt Bremen, dass dieser „kleine Rest noch vorgefundenor Kanonea" damals wirklich verkauft sei. Man babe, sagt er, in Bremen scbnell einen Augenblick, wo man sich zufällig von aller fremden Einquartirung frei sah, hierzu benutzt. Im folgenden Jahre 1810 wurden auch noch die auf dem alten Artillerie-Zimmerhofe beim Heerdenthore lagerndeu Lafetten, Kaaonen-Räder, Nabelbolz, Axenholz und Felgen unter den Hammer gebracht.

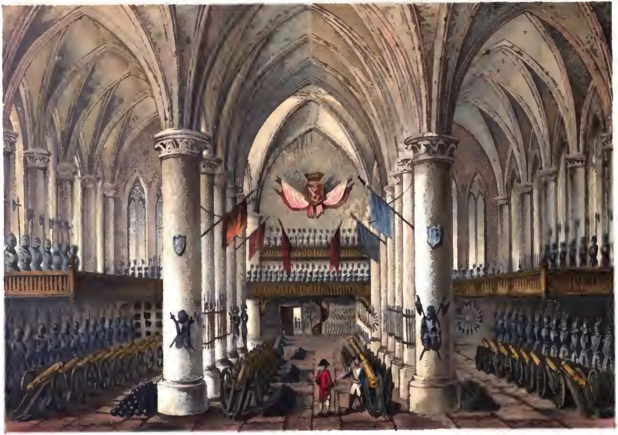
Bei der Auction von 1809 waren „die beiden seit alten Zeiten auf dem Markte stehenden Bataillen-Stücko" ausgenommen, und auch sonst eutgingen noch, ich weiss nicht wie, ein Paar Bremer Kanonen der Zersägung und dem Hammer. Diese wurden später im Jahre 1813 von den Franzosen zur Vertheidigung der Stadt gegen Tettenborn und die Russen gebraucht und auf dem Walle aufgepflanzt, bei dieser Gelegenbeit aber vom Major Sporremann, dem Anführer der hanseatischen reitenden Artillerie, die mit Tettenborn bei der Befreiung Bremens thätig war, erobert, und darauf diesem hanseatischen Corps, als eine den Franzosen entrissene Beute, zugesprochen. Als nachher der genannte Major Sporremann zum Chef der Hamburger Milizartillerie gemacht wurde, liess er jene „französiscb-bremische Bente" nach Hamburg bringen. Es waren drei Bremer Kanonen. Zwei derselben mit dem Bremer Wappen und mit Delphinen geschmückt wurden vor der Artillerie-Wache des Hamburger Bürgermilitairs aufgestellt und befanden sich daselbst noch im Jahre 1863. Das dritte Bremer Geschütz, — die allerletzte Rose des Sommers — wurde im Arsenal des hamburgischen Bürgermilitairs in Umgebung militairischer Denkwürdigkeiten ans der Zeit der hanseatischen Legion aufgestellt.[1])

So viel von der Geschichte der Bremer Kanonen. Was das weitere Schicksal des alten Hansen, in welchem sie über 200 Jahro lang puradirt haben, betrifft, so haben die 4 Fuss dicken nnd hohen Mauern desselben sowohl die Gesänge und Ceremonien der alten Domikaner als auch die denselben folgenden metallenen „Fiukeu", „Nachtigalleu", „schönen Helenen" nnd „tollen Jungfern" noch lange überlebt, und stehen selbst heutiges Tages noch aufrecht. Nach dem Kriegsgotto ist der Handel in sie eingezogen, wie denn in Bremen Merkur noch andere alte iateressante und ehemals heilige Gewölbe, dio wohl eine mit den Erinnerungen an Vergangenheit und alte Kunst näher verwandte Bestimmung hätten erhalten können, mit seinen Wein-, Spiritus- uad Tabaksfässern gefüllt hat. Naeb der Fraazösischen Zeit wurde das Zeughaus mebre Male

[1]) Diese Notizen sind einer auf dem Archive vorgefundenen Correspondenz entnommen, die wegen jener Bremer Kanonen in neuester Zeit zwischen einigen Bremer und Hamburger Herren geführt worden ist.

(unter andern ein Mal 1819) an die Kerze gebracht und ausgeboten, ohne dass das alte von aussen sehr plump und ungethümlich aussehende Gebäude, mit welchem vielleicht Niemand etwas anzufangen wusste, einen Liebhaber gefunden hätte. Man that dann (1820) verschiedene Vorschläge. Einige wollten das Haus zu einem Gefängniss benutzen. Andere wollten es ganz abbrechen und den Bauplatz in Parzellen zur Errichtung von Wohnhäusern verkaufen. Endlich nach Verwerfung dieser und einiger anderer Vorschläge gelang es noch in demselben Jahre (1820) eine Handelsfirma zu finden, die das Gebäude für 7775 Thaler so an sich brachte, wie es stand, und es zu einem Packhause umgestaltete.

Bei dieser Umgestaltung des Zeughauses zu einem Waarenlager konnten die alten Emporkirchen, Altäre etc. nicht so gut benutzt werden, wie bei der Aufstellung von schmucken Waffen. Sie wurden daher — vermuthlich zugleich mit verschiedenem andern alten noch vorhandenen Kirchengeräthe beseitigt. Die Kirchenpfeiler und hohen Gewölbe aber blieben damals noch bestehen. Man liess Querbalken in die Pfeiler, Gewölbe und Seiten-Mauern ein und construirte eine Reihe von Etagen oder „Böden" über einander. Dies wurde aber mit so wenig Vorsicht und Solidität ausgeführt, dass schon einige Jahre später (im Jahre 1826) alle diese neuen Constructionen mit sammt ihrer Waarenlast einstürzten, indem die oberen Böden sich auf die untern senkten und so das Ganze zusammenbrechen liessen. Auch einige der alten Kirchenpfeiler wurden bei dieser Gelegenheit beschädigt. Bei der Herstellung neuer Böden und Lagerräume wurde nun auch der Rest der alten Pfeiler weggebrochen und statt ihrer eine hohe Mauer durch die ganze Länge und Höhe des Kirchenraums gezogen, um auf diese Weise die Länge der Querbalken verkürzen zu können. — Diese Umgestaltung führten noch die ersten Käufer des Hauses aus. Von den Erben derselben ging das Eigenthum des Gebäudes kurz nach 1860 auf eine andere Firma über und diese nahm dann wieder verschiedene nothwendige Veränderungen vor. Mehre unbequeme alte Gothische Fenster wurden umgewandelt. Eine alte gut geschnitzte hölzerne Treppe, die bisher noch fortbestanden hatte, wurde herausgenommen und dem Bremer Alterthumsvereine zum Geschenk gemacht, auch sonst noch einige Reste kirchlichen Bauschmucks, die im Wege waren, beseitigt. Ausser dem aber bekam das Haus auch eine gänzlich neue Façade. Denn die alte Frontmauer, ihr nach der Sögestrasse blickender Giebel, war allmählich bedeutend aus dem Loth gewichen, und lehnte sich so drohend in die enge Strasse und zu den vis à vis liegenden Häusern hinüber, dass die Besitzer derselben, um sich vor Schaden zu hüten, schon Proteste vor Gericht zu Protokoll gegeben hatten. Der hohe, schiefe, weit in die Strasse hervorragende Giebel, der aller Symmetrie Hohn sprach und die Augen verletzte, war ein grosses Aergerniss geworden und bildete eine der hässlichsten Stadt-Ansichten in Bremen. — Es fand sich bei näherer Untersuchung, dass die alte Mauer auf sehr schwachem und fast gänzlich morschem Fundamente stand. „Hie und da konnte man diese „Fundamente mit dem Grabscheit beseitigen", während allerdings die schiefe dicke Mauer, die darauf gestellt war, theilweise eine felsenfeste Masse bildete und kaum mit Stahl und Eisen aus einander zu bringen war. Das alte Gebäude erhielt jetzt eine gefällige oder jedenfalls doch senkrechte Front, und lächelt nun hell und freundlich aus vielen schönen Spiegelfenstern und mit hübschen Kaufläden versehen in die Strasse hinein. Daran, dass es einst ein Gotteshaus gewesen, erinnern bloss noch einige Leichensteine, die den Boden des Packhauses bedecken, und deren Inschriften von den über sie weggerollten grossen Amerikanischen Tabaksfässern täglich unleserlicher werden, — und ein Crucifix an einer Partie der äussern Wand, unter dem die Unterschrift: „Klawes. den ?? gebaren. ut. franken. lant. 15?0" (Clauss den ?? geboren aus Frankenland 15?0.) zu lesen steht. Ein Wort und eine Ziffer dieser Phrase sind von eisernen Klammern bedeckt und daher nicht lesbar. — „Habent sua fata libelli!" Bunte Schicksale haben die Bücher — und die alten Häuser auch! —



Das alte Zeughaus in Bremen.

(XIV.)

Erklärung zu Tafel XIV.

Das Bild auf Tafel XIV ist die Copie einer alten Federzeichnung, die das Innere des Bremer Zeughauses in farblosen Umrissen zeigte. Dieselbe war auf Pergament entworfen, welches die Spuren von Alter trug. Sie hat sich unter den Papieren des verstorbenen Vaters von einem der Chefs der Firma, welche jetzt das ehemalige Bremer Zeughaus besitzt, gefunden. Der Autor der Zeichnung und die Zeit ihrer Entstehung sind nirgends angegeben. Da indess ein Bruder des Herrn, aus dessen Nachlass sie herrührt, ein guter und fleissiger Zeichner gewesen sein soll, von dem noch ähnliche Skizzen in dem Besitz der Familie sind, so ist es wahrscheinlich, dass er der Autor war, und da derselbe auch schon vor 1802, wo das Arsenal noch intakt war, das reife Alter erreicht hatte, so ist ferner wahrscheinlich, dass das Bild nach dem Leben und Augenschein gemacht ist und uns in das Innere unseres alten städtischen Arsenals und in seine Anordnung einen richtigen Blick thun lässt. Auch bestätigen diess die oben von mir mitgetheilten Beschreibungen dieser Anordnung aus dem vorigen Jahrhundert.

Vor allen Dingen fallen auf unserm Bilde sehr angenehm die schönen Proportionen der alten Gothischen Bogen, Säulen und Fenster des Gebäudes aus dem dreizehnten Jahrhundert in die Augen. Dasselbe Jahrhundert und die den Dominikanern verwandten Franciskaner haben Bremen ein ganz ähnliches und gleich schönes Gothisches Gewölbe gegeben, welches noch jetzt existirt, die Kirche des St. Johannis-Klosters.

Der Beschauer blickt von der Sögestrassen-Seite her gerade durch das Mittelschiff der Kirche, in dessen Hintergrund sich das Chor präsentirt. Die Thür in der Hinterwand des Chors öffnet sich nach dem Schüsselkorbe. Zur Rechten derselben zeigt sich die hübsch geschnitzte hölzerne Wendeltreppe, von der ich oben sagte, dass sie noch vom Bremer Künstler-Verein aufbewahrt würde. In dem Mittlern Schiffe sind zwei Reihen Kanonen über den Grabsteinen der alten Mönche aufgefahren, in jedem der beiden Seitenschiffe eine Reihe nebst dazu gehörigen Kugelhaufen. Die Pfeiler sind mit Rüstungen, Hellebarden und Fahnen geschmückt. Längs der Wände der Seitenschiffe stehen noch zahlreichere Rüstungen und Harnische nebst dazu gehörigen Hellebarden. Auf den längs der Wände, Pfeiler und Fenster der Seitenschiffe und des Hintergrundes des Chors laufenden Emporkirchen sind Rüstungen, Harnische, Hellebarden und Gewehre in ähnlicher Weise rangirt. wie unten. Diese „Empor-Kirchen“ erwähnt schon der oben von mir angeführte Herr von Uffenbach im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Ob es aber die alten ursprünglichen wirklichen Emporkirchen der Dominikaner waren, oder vielmehr hölzerne Vorrichtungen und Repositorien, die man später für die Zwecke des Arsenals hineinbrachte, möchte ich nicht entscheiden. Ganz vorne im Vordergrunde des Bildes scheint ein rother bezopfter und gepuderter Rathsherrndiener in ein Gespräch mit einem alten invaliden Bremer „Micker“ oder einem „Constahler“ vertieft. Im Hintergrunde aber in der Mitte der Wand des Chors prangt das Bremer Wappen, von Waffen und Fahnen der Republik umgeben.

Geschichte des Bremer Markt-Platzes.

(Hiezu Tafel X).

Um die zahlreichen Erinnerungen, die der Anblick unseres städtischen Marktplatzes wach ruft, zu einer überschaulichen Geschichte desselben zusammenzufassen und möglichst bequem zu gruppiren, will ich in dem Folgenden zuvörderst auf die erste Entstehung und Bildung eines Marktes und Marktplatzes in Bremen einen Blick werfen, und dann alle die an denselben sich heftenden städtischen Elemente eine Revue passiren lassen und zwar zuerst zeigen, wie sich im Laufe der Zeiten der Kleinhandel an und auf ihm gestaltete, — alsdann wie auch die Grosshändler sich an ihm betheiligten und verschiedene Institute rings um den Markt herum begründeten, — zum Schluss aber die politischen Functionen des Marktes behandeln und auf die Begebenheiten und Werke hinweisen, welche sie an diesem merkwürdigen Central-Platze der Stadt hervorgerufen haben.

Diess soll wenigstens ungefähr und im Ganzen der Gang meiner Darstellung sein. Leider kann ich alle jene Dinge, die mit sehr vielen schwer aufzuhellenden historischen Special-Fragen zusammenhangen, nur mehr andeuten und aufzählen, als genügend erörtern und vollständig entwickeln, muss daher auch hier wieder vielfach auf die Nachsicht des Lesers zählen.

Erste Anfänge und Bildung eines Marktplatzes in Bremen.

Es ist sehr wohl möglich, dass auch schon vor Karl dem Grossen die bescheidenen Bewohner des altsächsischen Bremens, welches auf der von der Balge eingeschlossenen Weser-Insel lag, die Weser-Fische und die anderen rohen Waaren, welche sie etwa durch den Fluss erhielten, vor den Einlässen und Pforten ihres Ortes (nämlich bei der „Stinthrücke" an der Südseite des Marktplatzes, und bei der „Steinbrücke" am Eingange zur Wachtstrasse [1]) den Binnenländern feilboten, und dass sie auch dort von den bei diesen Pforten vorüber wandernden Leuten einige Bedürfnisse für sich eingehandelt haben. Von Süden her nach Norden streifte jene bemerkenswerthe Kette von etwas erhabenen Sanddünen zwischen der Weser zur Linken

[1]) In dieser Gegend der Stadt Bremen an der Südseite des Marktplatzes und beim Eingange zur Wachtstrasse ist man bei einer Aufgrabung des Bodens zum Zwecke der Legung einer Gasröhre im Jahre 1862 auf sehr merkwürdige Alterthümer gestossen, die wohl einer näheren Untersuchung und eingehenderen Besprechung werth wären. Durch die Güte des Architekten Herrn Loschen und ferner des leitenden Ingenieurs jener Arbeiten Herrn Horn habe ich darüber Folgendes erfahren: Ungefähr von dem Ost-Ende des Hauses Schütting an bis zum Eingange zur Wachtstrasse fand man Reste von Mauern und Holz-Constructionen. Diese Dinge lagen etwa 4 bis $4^{1}/_{2}$ Fuss unter dem damaligen Niveau und in einem Abstande von etwa 30 bis 40 Fuss von der jetzigen südlichen Baulinie des Marktes. Man verfolgte sie längs eines Striches von circa 250 Fuss Länge. Die gefundenen Objecte bestanden erstlich in Strauchwerk, Flechtwerk oder Staketen, wie man sie zum Schutz des Ufers gegen einen Fluss zu machen pflegt. — Zweitens in Mauern und drittens in eingerammten Pfählen und Bohlen. Zuerst in der Nähe des Schüttings kam ein Stück Mauer zum Vorschein, dann ein Strich Pfähle und Holzwerk, darauf in der Nähe der Wachtstrassen-Ecke wieder ein Stück Mauer. Die Mauern bestanden aus Ziegelsteinen und Muschelkalk und waren 5 bis 6 Fuss dick. Der Muschelkalk war fest wie Fels und mit gutem rauhem Wesersande vermischt. Die Steine waren 12 Zoll Rheinisch lang, 6 Zoll breit, 4 Zoll dick. Das zwischen den beiden Mauerstücken befindliche Pfahlwerk bestand aus ziemlich starken eichenen Pfählen. Quer über den Pfählen waren 3 Zoll dicke eichene Bohlen mit eisernen Nägeln festgenagelt. Mauern und Pfahlwerk wurden nur etwa 2 bis 3 Fuss tief bloss gelegt. Wie tief sie noch in dem Boden stecken mochten, blieb unbekannt. Man glaubte, dass es die Fundamente alter Häuser gewesen seien, und dass mithin die Baulinie hier in älteren Zeiten auf den Marktplatz weiter hinausgegriffen habe, und später zurückgewichen sei. Die ausserordentliche Dicke der Mauern von 5 bis 6 Fuss scheinen nicht dafür zu sprechen, dass es die Fundamente von Privat-Wohnhäusern gewesen sind. Ziegelsteine von der beschriebenen Grösse sprechen für ein ziemlich, doch nicht für ein sehr hohes Alter. Die merkwürdigsten und ältesten Stücke dieses Fundes möchten wohl die Pfähle und eichenen Bohlen, insbesondere aber das Strauch- und Flechtwerk sein. Vielleicht waren es noch Spuren von den Arbeiten der ersten alten Anwohner dieser Gegend des Marktes und des nicht weit davon vorüberfliessenden Weser-Armes, der Balge. Doch ich gebe diess Alles hier nur als ein gelegentliches Notabene.

und den niedrigen Sumpfländern zur Rechten durch, die ich zwar schon oben bei Gelegenheit der Stadt-Mauern und Thore erwähnte, die wir aber hier noch ein Mal ins Auge fassen müssen. Ueber diesen Dünen-Rücken, an welchem von Achim im Süden bis Burg im Norden der Stadt von jeher die ältesten Dörfer unserer Gegend klebten und in dem Ueberschwemmungsgebiete umher ihre Existenz sicherten, muss auch schon seit der Zeit, dass Menschen im Sachsealande verkehrten, ein alter Wanderweg, eine „Heer- und Handels-Strasse" hingeführt haben. Bis auf die Neuzeit herab haben diesen Strich auch unsere Haupt-Chausseen und Eisenbahnen eingehalten, die ebenfalls längs dieses Dünen-Rückens streifen. Auf demjenigen Abschnitte desselben, den das erweiterte Bremen nachher in seine Mauern zog, wurden denn auch der Reihe nach die Hauptgebäude und Institute der Stadt, sämmtliche Hauptkirchen (blos die stets überschwemmte Martini-Kirche ausgenommen), das Palatium des Bischofs, die Rathhäuser (altes und neues), die Comturei des Deutschen Ordens, verschiedene Dombaulichkeiten etc. etc. aufgepflanzt. Auch bildeten die Pflasterwege längs dieses Dünen-Rückens vom „Oster-Thor" im Südosten bis zum „Doven- und Stephani-Thor" im Nordwesten stets den centralen Haupt-Strassen-Zug und vornehmsten Lebens- und Verkehrs-Kanal der Stadt, längs welchem auch noch in unsern Tagen wieder, wie ich schon ein Mal bemerkte, die erste Omnibus-Linie sich ausgebildet hat.

Die alten unbekannten Krieger, Jäger und Handelsleute, die ehedem längs dieser Dünen-Strasse gezogen sind, mochten, sage ich, schon häufig vor den Pforten des alten Phabiranum (Balge-Bremen) Halt gemacht und mit den Bewohnern auf dieser Station gehandelt haben. Als die Missionäre und Bischöfe Karl's des Grossen auf dem Sandhügel daneben ihren Dom bauten, und einen Bischofssitz begründeten, der für einen grossen Landstrich umher die Hauptstadt, das vornehmste Lebens-Centrum und Rendezvous wurde, da vermehrte sich der Zusammenlauf der Menschen, der Anbau, die Bedürfnisse und mit ihnen Handel und Wandel. Die Geistlichen begründeten neben ihrem Dome allerlei Werkstätten, in denen verschiedene bald weit und breit begehrte Kunstgegenstände producirt wurden. Die vielen von Bremen ausgehenden Missions-Reisen hatten mancherlei Ausrüstungsgegenstände nöthig und brachten bei ihrer Heimkehr auch etliche Producte aus dem Norden zurück. Für den auf diese Weise sich anspinnenden Waaren-Verkehr und für die ihn betreibenden Kaufleute suchten die Erzbischöfe den Schutz der Deutschen Kaiser nach, und verschafften ihrer Stadt schätzenswerthe Freiheiten und Markt-Privilegien.

Das älteste dieser Privilegien scheint das zu sein, welches in einem von Kaiser Arnulf an den Erzbischof Rembert gerichteten Schreiben vom 9. Juni 888 enthalten ist. In demselben geschieht zu allererst eines Marktes („mercati") in Bremen Erwähnung, so wie der Kaiser darin dem Bischofe auch über diesen Markt die Aufsicht („provisionem") und die Markt-Gefälle („jus telonii") zutheilt. [1]

In etwas späterer Zeit bestätigte der Kaiser Otto I. dem Erzbischofe Adaldag und seinem Orte Bremen diese Privilegien. Der vom 10. August 966 datirte Brief dieses Kaisers ist über jene Gegenstände etwas umständlicher als der frühere. Er giebt dem Erzbischofe „die Erlaubniss in Bremen einen Markt einzurichten" („construendi mercatum in loco Bremum nuncupato licentiam") und specificirt dann alle die ihm ertheilten Marktgerechtigkeiten: „die Markt-Polizei" (bannum), „den Zoll" (theloneum), „die Münz-Gerechtigkeit" (monetam) „und was sonst noch der königliche Fiskus von dem Markte heischen und einnehmen könnte." Den handeltreibenden Einwohnern des Orts („negotiatoribus") verspricht er denselben kaiserlichen Schutz und dieselben Freiheiten und Vorrechte, welche Krämer („institores") in andern königlichen Städten geniessen. [2]

Die nächste Nähe um seinen Dom herum oben auf dem etwas erhabenen Sand-Plateau, auf dem die Kirche lag, hatte sich gewiss von vornherein der Erzbischof für kirchliche Zwecke frei gehalten und die Einwanderer verhindert, sich dort mit Privathäusern anzubauen. Aus dieser „Freiung" des Domes, auf welcher die Erzbischöfe vermuthlich einen Kirchhof anlegten, und die sie mit Capellen (Willehadi, Maria-Magdalenen-Kirche) mit klösterlichen Offizinen, mit Wohngebäuden für sich selbst (Palatium) und für ihre Geistlichen, Vögte und andere Beamten (mit Curien) umgaben, haben sich denn die jetzt „Domshof" und „Domshaide" genannten freien Plätze formirt. Den Platz im Südwesten der Doms-Kirche, bei und über dem die uralte von mir bezeichnete Land- und Heerstrasse hinstrich, der zu den Einlässen und Brücken der alten Balgestadt sich hinabneigte, und auf dem auch gewiss schon oft zuvor, wie ich sagte, wandernde Handelsleute ihre Zelte und die Weser-Fischer ihre Fischkübel aufgestellt hatten, musste also dem Erzbischof Adaldag „zur Einrichtung" eines Marktes besonders geeignet erscheinen. Vielleicht war es dieser Erzbischof, der nach 966 jenes Terrain zuerst zu einem öffentlichen Marktplatze erklärte, der diesen abmessen liess und ihm seine Bau-Linie und seine Figur bestimmte, und allen Anbau von Privat-Wohnungen von ihm ferne hielt. Möglich, dass er auch einige Baulichkeiten, welche Privatleute, ehe die Angelegenheiten des Platzes geordnet waren, auf ihm schon errichtet hatten, wieder wegbrechen liess, um ihn für Handel und Marktverkehr zu rasiren und zu ebnen. Ich sage vielleicht machte Erzbischof Adaldag diese förm-

[1]) S. Ehmck. Urkundenbuch I. S. 7.
[2]) S. Ehmck. Urkundenbuch I. S. 12.

lichen Anordnungen. Es ist aber möglich, dass auch schon Rembert nach 888 ähnliche Arrangements getroffen hatte, und dass Adaldag diese nur noch ein Mal einschärfte oder modificirte.

Wir dürfen dabei jedoch nicht an die jetzige Baulinie und Gränze unseres Marktplatzes denken. Viele Verhältnisse — die Lage des ersten alten Bremischen Rathhauses und der dasselbe umgebenden Marktbuden an der Ecke der Obernstrasse und des Lieben-Frauen-Kirchhofs — der Umstand, dass der Bauplatz, auf dem jetzt die „Alte Börse" steht, noch lange ein freier oder nur mit Buden besetzter Platz war — so wie ferner auch die Thatsache, dass die im elften Jahrhundert gebaute Veits-Kirche, später die Lieben-Frauen-Kirche genannt, in alten Zeiten häufig als „Markt-Kirche" bezeichnet wird, — beweisen deutlich genug, dass die Erzbischöfe bei der Absteckung ihres alten Marktes etwas weiter ausholten, und dass dieser früheste Marktplatz sowohl den Baugrund des jetzigen Rathhauses, als auch den der alten Börse begriff, desgleichen um den „Lieben-Frauen-Kirchhof" herumging bis zur Sögestrasse. Die Natur der Sache macht es wahrscheinlich, dass überhaupt alle freien Plätze unserer Städte anfänglich, wo man noch viel Raum vor sich hatte, etwas weitläufiger ausgemessen wurden, und dass man sie erst später, als die Bevölkerung wuchs, und als auch die Städte in enge Mauern eingeschnürt wurden, mehr beschränkte, mit Baulichkeiten beengte und ihnen allmählig diejenige knappe Baulinie gab, die sie noch jetzt haben. Diess Alles scheint auch für Bremen unter andern die Analogie Lübeck's zu bestätigen, von dessen Marktplatz Rath Pauli in seinen „Lübeckischen Zuständen" (S. 48) sagt, dass er ursprünglich, eben so wie der Bremer, viel grösser gewesen sei. Er habe nicht nur den jetzigen beschränkten Lübecker Marktplatz, sondern auch die dortige Liebfrauen-Kirche und ihren Kirchhof umschlossen. Wie die Bremer, wurde auch diese Lübecker Liebfrauen-Kirche „die Marktkirche" („ecclesia forensis") genannt, und eben so wie in Bremen stand auch in Lübeck das erste und älteste Rathhaus mit den dasselbe umgebenden Verkaufshallen an diesem alten weitläufigen Marktplatze und erst das neue Lübecker Rathhaus kam wie das neue Bremer an dem beschränkteren und engeren Markte zu liegen.

Auch die Stellung der Bremischen Markt-Säule, des „Roland", die wahrscheinlich von je her, wenn auch im Laufe der Zeiten verschiedentlich umgestaltet, auf demselben geweihten Flecke gestanden hat, scheint noch auf einen früher weiteren Umfang des Marktplatzes hinzudeuten. Sie ist nämlich jetzt bei der Einschränkung des Platzes ganz aus dem Mittelpunkte desselben herausgekommen, da ihr bei dem 1405 erbauten Neuen Rathhause die nördliche Bau- und Gränzlinie des Marktes näher gerückt ist, während sie früher vermuthlich eine centrale Stellung auf der rechten Mitte des grossen alten Marktplatzes einnahm, der damals vielleicht auch noch nicht den Raum für die Hakenstrasse und für die zwischen ihr und dem Markte liegenden Häuser abgegeben hatte.

Auch Kaiser Konrad II. bestätigte in einem Briefe vom 16. October 1035 wiederum die Privilegien des Bremer Marktes und die Gerechtigkeiten, die der Bremische Erzbischof auf demselben ausübte. Er verfügte zugleich, dass jährlich zwei grosse Messen oder Jahrmärkte in Bremen gehalten werden sollten, die eine während der sieben Tage vor Pfingsten, die andere während der sieben Tage der Gedächtnissfeier des heiligen Willehadus vorhergehenden Tage. [1]) Und schon bald nachher in der Mitte des elften Jahrhunderts wurden diese Messen, wie Adam von Bremen versichert, von Kaufleuten aus den entlegensten Ländern, die auf dem Bremer Markte zusammenströmten, besucht. Der Erzbischof handhabte durch seinen Marktvogt die Polizei unter diesen Leuten, die Aufsicht über ihre Maasse und Gewichte, liess ihnen ihre Verkaufsplätze anweisen und empfing die dafür zu entrichtenden Abgaben, die freilich zum Theil nur in bestimmten Quantitäten Pfeffers bestanden. „Ein „erzbischöflicher Zöllner hatte die Aufsicht über den Waaren-Zoll, und ein erzbischöflicher Münzmeister übte das „Münzrecht und den Geldwechsel, ein bei der Verschiedenheit der Münzsorten in alten Zeiten auf den Marktplätzen „eben so nothwendiges als einträgliches Geschäft." [2]) — Bei diesen zuletzt von Kaiser Konrad II. geordneten Markt-Verhältnissen und Mess-Zeiten, ist es über 200 Jahre lang geblieben, bis im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Rath der Stadt das Marktrecht vom Erzbischofe für sich erwarb und alle die bezeichneten Gerechtsame städtisch gemacht und von Beamten des Raths ausgeübt wurden. Seit dieser Zeit auch erst erhalten wir einige bestimmte Nachrichten darüber, wie es an unserm Markte ausgesehen, und welche Handels-Etablissements an und auf demselben vorhanden gewesen, und in welcher Ordnung dieselben gestanden.

Da es nicht meine Aufgabe ist, hier eine vollständige Geschichte des Bremischen Handels und der Entwickelung und Wandelungen der Bremischen Markt g e s e t z g e b u n g vorzutragen, sondern nur eine Geschichte des Markt p l a t z e s, so begnüge ich mich einstweilen mit obigen Andeutungen über die erste Begründung und Einrichtung eines Marktes, und will es nun versuchen zu zeigen, wie sich der Handel und zwar zunächst der Kleinhandel an unserem Markte betheiligte und sich auf demselben darstellte.

[1]) S. Ehmck. Urkundenbuch. S. 18.

[2]) S. hierüber Donandt. Bremisches Stadt-Recht. Theil I. S. 99, 100.

Die Kleinhändler, Gewerksleute und ihre Verkaufslocale am Markte.

Heutiges Tages sind in Bremen wie auch anderswo elegante Kaufläden jeglicher Art in allen Quartieren der Stadt zu finden. Fast alle Strassen und unteren Stockwerke der Häuser sind zu einer weitläufigen Waarenausstellung geworden.

In alten Zeiten war diess anders. Die Wohnhäuser waren klein und finster, die Strassen eng und wenig zugänglich, beide zur Waaren-Ausstellung und zum Handel und Wandel weit weniger geeignet, als der offene Markt und als namentlich in Bremen jener grosse freie Platz zwischen dem Dom und dem alten Rathhause. Alle Kleinhändler bestrebten sich daher von Anfang an schon von selbst mit ihren Waaren auf diesen Platz zu gelangen. Ausserdem aber wurden sie auch durch gesetzliche Vorschriften dazu gezwungen. Da die Bischöfe und später der ihre Rechte erbende Rath gewisse Einkünfte von dem Kleinhandel bezogen, so schrieben sie von vornherein den Krämern und Handwerkern, um sie besser controlliren zu können, vor, ihre Waaren und ihre Producte nur auf dem Markte in bestimmten dazu angewiesenen Hallen und Buden feil zu halten, für deren jede eine gewisse jährliche „Heuer" bezahlt werden musste. Diese „Heuer" war nun zugleich „Stättegeld" für den Platz und eine Gewerbesteuer für die Ausübung des Geschäfts. Wer sie nicht bezahlte, und wem seine Bude entzogen wurde, der verlor damit zugleich seine Berechtigung. Er durfte sein Geschäft nicht etwa in seinem eigenen Hause fortsetzen. Die alten auf einander so eifersüchtigen Gewerbsleute liebten es auch, sich selbst unter einander zu controlliren und sahen sich gern gegenseitig in's Magazin, um unberechtigte Concurrenten zu entdecken, oder sonst eigene Polizei zu üben. Die Verkaufsbuden der meisten Gewerke aller Städte kamen daher auf den grossen Marktplätzen und in ihrer Nachbarschaft beisammen zu stehen, und gewöhnlich auch die derselben Gattung in einer Gruppe dicht bei einander. —

Wie und in welcher Folge sie geordnet sein sollten, das mag sich zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Städten etwas verschiedentlich gestaltet haben, obgleich es mehr zu bewundern ist, sowohl dass dergleichen in den meisten Städten sich so sehr ähnlich und beinahe gleich sah, als auch, dass es Jahrhunderte lang im Ganzen unveränderlich bei derselben Ordnung geblieben ist.

Für Lübeck und für das vierzehnte Jahrhundert hat es der treffliche Rath Pauli in seinem lehrreichen Werke über „Lübeckische Zustände" versucht, allen Arten von Lübeckischen Verkaufsbuden, den Tuchhändlern, den Handschuhmachern, den Leuchterfabrikanten, den Gürtlern, den Fleisch- und Brodschranken, den Schustern und Cordewanern, den Goldschmieden und Wechslern etc. diejenigen Lokalitäten nachzuweisen, die sie während des Mittelalters mit ihren Buden-Reihen dort inne hatten. [1])

Für Bremen bin ich leider nicht im Stande, eben so genau, wie Dr. Pauli es für seine Vaterstadt gethan hat, jeder Gattung von Krämern ihre bestimmte Stelle anzugeben. Doch kann ich darüber wenigstens folgendes sagen:

Eine sehr hervorragende Stellung und wohl den ersten Platz unter den Gewerksleuten und Kleinhändlern behaupteten in Bremen wie auch anderer Orten die Tuchhändler oder wie sie in Bremen hiessen, die „Wandsnyder" (die Gewandschneider), welche das damals so wichtige und noch allgemeiner als jetzt begehrte Wollenzeug nach der Elle verkauften. Die Gewandschneider haben in allen unsern Städten eine bedeutende politische Rolle gespielt. Ihre Innung stand hie und da an der Spitze aller Zünfte. Ihre Verkaufsbuden erwuchsen in manchen Orten zu schönen und grossartigen Gebäuden, sogenannten „Tuchhallen" oder „Gewandhäusern." Sie waren auch in Bremen schon in alten Zeiten sehr gut placirt. Sie hatten ihre „tabernae" oder „casae" (Verkaufshallen) rings um das alte Bremer Rathhaus herum an der Ecke der Obern-Strasse und des jetzigen Lieben Frauen-Kirchhofs, der ehedem, wie ich sagte, noch einen Theil des Marktes bildete. Schon in den ältesten uns noch aufbewahrten Privilegien dieser Zunft aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wird gesagt, dass sie ihre Buden dort gehabt hätten. [2]) Und im Rathsdenkelbuche heisst es, es seien im funfzehnten Jahrhundert „16 Wandbuden" (Tuchhallen) beim alten Rathhause „nach der Obern-Strasse hin" und wiederum 16 Wandbuden längs des Lieben-Frauen-Kirchhofs „in der olden Scriverie" (in der alten Schreiberei oder dem alten Rathhause) gewesen. Es ist sogar nicht unmöglich, dass das ganze alte Bremer Rathhaus mit sammt seiner „Schreiberei" ursprünglich nichts gewesen ist, als ein öffentliches Kaufhaus, ein „Schauhaus", eine Tuchhalle, und dass dann erst später (seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) der damals neu entstandene Rath dasselbe zu seinen Versammlungen benutzt und zu einem Rathhause gemacht habe. [3]) Im Anfange des

[1]) Siehe Pauli. Lübeckische Zustände. S. 49 sqq.

[2]) In einem ihnen vom Rathe ausgestellten Briefe von 1382 heisst es: „Pannicidae, qui casas sive tabernas sub domo consulum ad plateam superiorem pro nunc habent etc.

[3]) Siehe hierüber: „Denkmale." Theil I. S. 3.

siebenzehnten Jahrhunderts bauten die Tuchhändler mit vielen Kosten jenes sehr grosse Gildehaus (Gewandhaus) am Anscharii-Kirchhofe, welches später, weil das Kramer-Amt es ihnen abkaufte, das „Kramer-Amt-Haus" genannt wurde. Nichtsdestoweniger wurden noch lange nachher, wie sich namentlich aus dem Berichte eines Französischen Reisenden über Bremen aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, den ich weiter unten mittheilen werde, ergiebt, an der alten Ecke der Obernstrasse und des Lieben Frauen-Kirchhofs Wollentücher verkauft. Auch noch jetzt (Anno 1869) hat dort ein Tuchhändler sein Magazin.

Eine ebenfalls sehr alte Zunft bildeten in Bremen die Schuhmacher. Sie haben von alten Zeiten her und bleibend nicht weit von den Gewandschneidern und der nordwestlichen Ecke des Marktes auf demjenigen Platze, den jetzt die „Alte Börse" einnimmt, ihre Produkte feil geboten. Daher auch dieser Platz lange „Bei den Schuhbuden" genannt wurde. Das Rathsdenkelbuch sagt, dass dort im fünfzehnten Jahrhundert 28 solcher Buden gewesen seien. Aus einigen alten Angaben über diese Schuhbuden möchte man versucht sein, zu glauben, dass sie alle unter einem Dache gestanden und zusammen ein Haus (Schuhhaus) gebildet haben. — Es scheint dies auch daraus geschlossen werden zu können, dass das Rathsdenkelbuch sagt, das Amt der Pelzhändler hätte sein Versammlungs-Lokal „über den Schuhbuden" gehabt. („Dat Ambacht der Pilster gevet alle yar vor dat boven de Schohoven, dar se öre morgensprake plegen to holtende 5 mark"). Darnach müsste man beinahe denken, dass „die Schubbuden" zusammen ein zweistöckiges Haus gebildet hätten. — Auf dem ältesten Plane der Stadt Bremen aus dem sechszehnten Jahrhundert (in dem bekannten Städtebuche von Braun und Hohenberg) steht auch in der That auf dem späteren Börsenplatze ein grosses zweistöckiges Haus. Sollte diess vielleicht das alte „Schuhbuden-Haus" sein?

Auch in Hamburg hatten die Schuster in ihren „Schuhläden am Altmarkt" eine ähnliche Stellung inne. Schon im Jahre 1262 etablirte der Hamburger Rath 12 Schumacher in diesen Schuhbuden, in deren jeder er einem Meister gegen jährliche 2 Mark an die Stadt eine Zelle zu Erbrecht gab.

Nicht weit von den Schustern, nämlich an der nördlichen Seite des Marktes auf dem Platze, auf welchem seit Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts das jetzige Rathhaus steht, hatten früher die den Schustern verwandten Loh-Gerber, ihr Versammlungs- und Verkaufs-Lokal, „ein Haus, das ihnen der Rath dazu gegeben hatte", wie es in der alten Loh-Gerber-Amts-Rolle vom Jahre 1305 heisst. Als man 1405 das neue Rathhaus zu bauen anfing, mussten die Gerber ihr Haus abtreten. Es wurde abgebrochen. Die Gerber wurden für den Verlust entschädigt, und erhielten unter andern für ihre Versammlungen einen Platz im Weinkeller des Rathhauses angewiesen. Ich finde, dass auch in andern Deutschen Städten, z. B. in Liegnitz ein „Domus corii" (ein Leder-Haus der Gerber) eine ganz ähnliche Stellung am Markte, „unweit der Schuhläden" wie in Bremen einnahm.[1])

Auch den Fleischern oder Knochenhauern kann man mit ziemlicher Sicherheit auf dem Bremer Markte ihren bestimmten und wohl sehr alten Platz nachweisen. Sie hielten ihre „Kalbsholten", „Krüselbraten" und ihre anderen in Bremen von jeher so beliebten Bratenstücke gerade mitten auf dem Markte feil und nahmen daselbst eine centrale Haupt-Position ein. Dieses Hauptstück des Marktes war — vielleicht eigens für sie? — mit einer etwa 3 Fuss hohen Mauer mit mehren Eingängen oder Durchlässen eingefasst. Innerhalb dieser Mauer, die bei der Rolandsäule anfing, den Kaak (Pranger) streifte und dann rund herum zum Roland wieder zurückkehrte, besassen sie ihre Fleisch-Bänke, die in Bremen auch die „Kütelbank" genannt wurden. Und ausser ihnen hatten innerhalb der Mauer nur noch die für die Küche und Nahrung der Bremer Bürger fast eben so wichtigen Fischer ihre Bottiche und Tische. Kein Fleischer durfte ein frisches Stück Fleisch aus seinem Hause verkaufen. Sie mussten Alles auf den Markt bringen. Was am Tage dort nicht verkauft wurde, musste am Abend in das „Fleischhaus" gebracht werden. Dieses „Fleischhaus" („macellum" auch „das Knochenhaus" im Rathsdenkelbuche genannt), scheint in alten Zeiten auf dem Markte selbst innerhalb der besagten Ringmauer gestanden zu haben. Auf dem ältesten Plane von Bremen aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts (in dem bekannten Städte-Buche von Braun und Hohenberg), auf dem auch die Marktmauer deutlich abgebildet ist, liegt es an der Südseite dieser Mauer, und stellt sich als ein zweistöckiges Haus mit Ziegeldach dar. Auf der um das Jahr 1600 entworfenen Ansicht des Bremer Marktplatzes in der Chronik des Dilich findet man ein solches Fleischhaus auf dem Markte nicht mehr. Man könnte daraus schliessen, dass es um diese Zeit von dort weg und in die Gegend hingeschafft sei, in welcher es bis auf unser Jahrhundert fort bestanden hat, nämlich in die kleine enge Strasse, die von der Hakenstrasse zum Markt führt, und die nach ihm die „Fleisch-Strasse" genannt worden ist. In dieser Strasse lag eine schon im Jahre 1492 im Rathsdenkelbuche erwähnte „Bude über dem Hurrelberge", welche den Fleischern (um 1600?) zu ihrem Fleischhause abgetreten wurde. In demselben hatte jeder Fleischer seinen Schrank, um die übriggebliebene Waare vorschriftsmässig wegzustellen.

[1]) S. hierüber: Schuchard. Die Stadt Liegnitz. Berlin 1868.

Auch brachten sie an Sonntagen, wo sie den Markt gänzlich räumen mussten, ihre Bänke und Zelte dort unter. Zugleich diente das Fleischhaus den Mitgliedern der Zunft zu Versammlungen.

Die Bremer Fleischer haben ihre gebietende Stellung auf der Central-Partie des Marktplatzes bis zur Französischen Zeit behauptet. Erst die Behörden Napoleon's haben sie daraus vertrieben, und sie zur Errichtung von grossen hohen Fleischhallen auf der Obernstrasse und später auch an der Hutfilterstrasse gezwungen. In neuester Zeit haben sie angefangen, auch diese Hallen wieder aufzugeben, und in ihren Wohnhäusern in allen Theilen der Stadt elegante und leckere Verkaufs-Lokale einzurichten.

Würste, gekochtes Fleisch, Kalbsköpfe, Lebern, Gekröse und dergleichen durften nie auf dem grossen Markte selbst verhandelt werden. Für den Verkauf dieser Dinge war hinter den Häusern auf der Ostseite des Marktes (seit wann?) ein eigener kleiner Platz, der sogenannte „Wurstmarkt" bestimmt, auf welchem feststehende Buden errichtet waren, und der erst in der Neuzeit in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts bei dem Bau der Neuen Bremer Börse verschwunden ist.

Die Fischer, wie gesagt, waren die einzigen Gewerbsleute, die neben den Fleischern innerhalb des Ringes der oben erwähnten Marktmauer schafften. Sie hatten die Südseite dieses Ringes der Wachtstrasse und dem Schütting gegenüber, inne. Sie sassen hier mit ihren Bottichen oder „Trögen" so recht nahe bei der alten Balgestadt Bremen, die ja wohl schon vor Karl dem Grossen als Fischer-Station ihren Anfang genommen hatte. Auch die alte „Stint-Brücke", deren von einem Fisch entlehnter Name vielleicht noch aus den ältesten Zeiten dieser Fischerstation stammt, war ihnen hier nahe. Wie den Fleischern, so war es auch ihnen nicht erlaubt, die Waaren, die sie am Tage nicht hatten verkaufen können, Abends wieder mit nach Hause zu nehmen. Sie pflegten Abends nach Einstellung der Geschäfte ihre Geräthschaften, Tische, Stühle, Tröge bei dem sogenannten Kaak (Pranger) zusammenzustellen. Auch nach Beseitigung dieses Kaaks und der oben erwähnten Einfassungs-Mauer durch die Franzosen sind die Fischer, — anders als die Schlächter — noch immer bis auf den heutigen Tag an dieser ihrer alten Marktstelle geblieben. Von allen Marktleuten Bremens mögen wohl die Fischer am längsten — von den ältesten Zeiten her und bis auf die neueste Zeit herab — ihren Standpunkt behauptet haben. Auch in Hamburg sind die Fischer diejenigen Kleinhändler, deren Stelle auf dem Markte man am längsten (seit dem Jahre 1259) nachweisen kann. Der „Altmarkt" oder der eigentliche Haupt-Markt Hamburgs heisst auch der Fischmarkt (forum antiquum seu piscium).

Fische und Fleisch sind Jahrhunderte lang die hauptsächlichsten Nahrungsmittel und die Haupt-Elemente aller Tafelfreuden in Bremen gewesen, jene für die Fastentage, diess für die Fleischtage. Gemüse, Obst und dergleichen haben bis auf das vorige Jahrhundert immer nur eine Neben-Rolle gespielt, wie denn ja auch Viehzucht ein viel älteres Gewerbe ist, als Gärtnerei und Gemüsebau. Die „Höker" (oder Häker) und die sogenannten „Kiepen-Kerls", die diese Dinge, so wie auch Eier, Butter, Käse etc. zur Stadt brachten, durften sich nicht innerhalb des die Fleischer und Fischer umfassenden Mauerringes etabliren. Sie sassen ausserhalb dieser Mauer rund um sie herum, wie denn ja auch auf unsern Tafeln die grosse Schüssel mit dem Braten in der Mitte steht, und die kleinen Gemüse-Schüsseln zu den Seiten rund herum. Nur zuweilen und ausnahmsweise haben die Fleischer einer alten bei ihnen beliebten „Kiepenfrau" einen Platz innerhalb der Mauer gestattet. So sass am Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfange des jetzigen, wie mir ein alter erfahrner Bremer Schlachtermeister erzählt hat, die einst in der Stadt bekannte „Bricken Meiern", so lange sie lebte, mit ihren Höker-Waaren mitten unter den Fleischern und Fischern, die sie gleichsam adoptirt hatten.

In ältesten Zeiten hat man, wie das eingeschlachtete Fleisch, wahrscheinlich auch das zum Verkauf zur Stadt gebrachte lebendige Vieh, die Pferde, Rinder, Schafe und Schweine, auf dem Hauptmarktplatze der Stadt, der ja lange der einzige blieb, ausgestellt. Verschiedene Nachrichten und Andeutungen weisen insbesondere auf den sogenannten „Kleinen Domshof" und auf den „Grasmarkt" oder den freien Platz zwischen Rathhaus und Dom als die Gegend des ältesten Bremischen Viehmarktes hin. Erstlich schon der Name des „Grasmarktes" selbst, auf dem wahrscheinlich „Gras", „Heu" und anderes Viehfutter feil geboten wurde. Zweitens der Umstand, dass der Grasmarkt mit seinen Einnahmen, wie das Rathsdenkelbuch ausweist, zum Bremer Pferde- oder Mars-Stalle gehörte. Ferner eine gewisse alte Gewohnheit unserer Schlächter und Viehhändler, die bis auf dieses Jahrhundert herab bestanden hat, und derzufolge es herkömmlich war, dass die Viehverkäufer aus Butjadingen oder andern viehzüchtenden Marschen an der untern Weser das bei ihnen von einem Stadt-Schlachter aufgekaufte Vieh bis auf den „Kleinen Domshof" und bis zum „Grasmarkt" herantreiben mussten, und dass die Thiere erst an diesem Flecke dem städtischen Schlächter, der sie gekauft und bestellt hatte, und der ihnen bis dahin entgegen kam, überliefert wurden. Es mag diese Sitte noch als Ueberbleibsel eines alten auf dieser Stelle bestandenen Rinder-Marktes zu betrachten sein. Die regelmässigen Märkte für Pferde und Ochsen, die dem Menschengewühl in der Stadt unbequem und gefährlich waren, mögen indess schon frühzeitig — leider weiss ich nicht wann, — zu anderweitigen Plätzen in den Vorstädten verwiesen sein.

Mit den so tief in der Stadt eingenisteten und so schwer zu vertreibenden Schweinen hat es länger

gedauert. Sie wurden bis zum Jahre 1785 auf der östlichen Ecke des Marktes, an der angezeigten Stelle in der Nähe des sogenannten kleinen Domsholes und des Grasmarktes ausgestellt und verhandelt. „Sie trieben „da eine abscheuliche Wirthschaft, wühlten die Erde beim Rathhause herum auf, und warfen selbst das Pflaster „um, wodurch zuweilen an einem so vorzüglich guten Orte die Gassen sehr verdorben wurden.“ Daher wies ihnen denn der diesen Unfug beklagende und schildernde Rath in dem genannten Jahre andere Plätze in der Neu- und Vorstadt an.

Die geduldigen Schafe hat man in dieser Marktgegend noch länger zufrieden gelassen. Denn sie wurden noch bis zur Französischen Zeit im Anfange dieses Jahrhunderts in der Nähe des Domes, da wo jetzt die Kartoffelwagen stehen, feilgeboten und ihren Mördern überliefert.

Natürlich hatte man auf dem Bremer Markte auch das andere Hauptstück zur Ernährung der Bürger, das Brod, nicht vergessen. Wie auf den Märkten aller Städte, so gab es auch auf dem Bremer einen Brodscharren oder ein „Brodhaus“, „domus panis“. Dasselbe wird mehre Male in alten Schriften erwähnt. Es muss wohl ein solides Haus gewesen sein. Denn im Rathsdenkelbuche wird im Jahre 1420 von einem Keller unter dem Brodhause („eyn keller under dem Brothuse“) gesprochen. In dem Bremer Renten-Verzeichnisse vom Jahre 1375 heisst es, dass das Brodhaus und das Fleischhaus am Markte unter einem Dache gelegen hätten („vleschhus unde broethus, gelegen an dem markede under eynem dake“). Vielleicht war dies beides in jenem grossen Hause enthalten, welches, wie ich oben sagte, auf dem ältesten Stadtplane Bremens als dem Schütting gegenüber gelegen abgebildet ist.

Ausser der von mir genannten Fleischstrasse hat es in der Nähe des Bremer Marktplatzes im Mittelalter auch noch andere kleine Strassen gegeben, die von bei ihnen etablirten Verkaufsbuden ihre Namen erhalten zu haben scheinen. So z. B. die im Stadt-Renten-Verzeichnisse von 1370 oft genannte „Groper-Strasse“ (Töpfer-Strasse), ferner die „Riemenschneider-Strasse“ (platea coriatorum) und „die Krämer-Strasse“ (platea institorum). Diese kleinen Strassen sind später entweder verbaut und jetzt ganz verschwunden, oder sie haben ihre Namen verändert.[1])

Auch die alten Geldwechsler und ihre Wechselbuden mag ich hier gleich erwähnen, obwohl sie dem Grosshandel eben so nöthig waren, wie dem Kleinhandel. Schon in Athen und Rom hatten sich die Geldwechsler und zwar sie, die den nervus rerum handhabten, vor allen Dingen auf oder an dem Markte etablirt. In den alten Deutschen Städten, wo die Münzsorten und Münz-Verhältnisse so bunt und mannigfaltig waren, musste der Handel die Wechsler auch immer nahe zur Hand haben. Wir begegnen ihnen auf den Marktplätzen aller unserer Städte. Die Bremer Erzbischöfe, die schon im zehnten Jahrhunderte von den Kaisern das Münz-Privilegium erhielten, haben ihre erste Münz-Werkstatt auf der West-Seite des Marktes in der Hakenstrasse gehabt, und da herum auf der West-Seite des Marktes wird auch wohl ihre „taberna sive casa cambii“ (Wechselbude) gewesen sein, von der aus sie die Münzen durch ihre Wechsler in Cours setzen liessen. Jedenfalls war dies so seit dem Jahre 1429. Denn Renner sagt, dass man in diesem Jahre „eine Neue Wechselbude „zu bauen begonnen habe auf dem Markte, auf der Stelle, wo hernach die Apotheke und das Accise-Haus „gewesen sei.“[2]) Es ist sehr wahrscheinlich, dass man „die Neue Wechselbude“ auf derselben Stelle baute, wo schon die alte stand. So wie das gute Geld am Markte gemünzt, verhandelt und verwechselt wurde, so wurde auch das schlechte und falsche, wenn man seiner habhaft geworden war, mitten auf dem Markte im Angesichte der Krämer und Kaufleute mit sammt dem verbrecherischen Falschmünzer verbrannt und gerichtet. Es ist bemerkenswerth, dass auch in neuer und neuester Zeit noch immer einige Haupt-Geldwechsler der Stadt Bremen ihre Geschäfte am Markt-Platze oder in der Nähe desselben betreiben. Auch ist ja ganz neuerdings wieder — im Jahre 1869 — die Bremer Bank nahe zum Markte herangerückt.

Zu den Gebäuden und Kleinhandels-Instituten, welche wir fast regelmässig an allen Marktplätzen der Deutschen Städte erscheinen sehen, gehört auch ein Apotheker-Laden oder eine „Raths-Apotheke.“ An dem Markte, auf welchem die Bürger immer so zahlreich zusammen kamen, wo auch die Landleute, die so gern ein gutes und reichliches Mittelchen mit aufs Dorf hinaus nahmen, in der Woche ein Paar Mal erschienen, musste eine Apotheke recht an ihrem Platze zu liegen scheinen. Gewiss hatten auch schon lange vor der Erbauung einer Apotheke die Quacksalber und Kräuterkrämer, wie anderswo, so auch in Bremen ihre heilsamen und hoch angepriesenen Waaren mitten auf dem Markte dem gläubigen Volke feilgeboten. Auch „der Meister Barthold“, der im Rathsdenkelbuche als der erste Apotheker in Bremen im fünfzehnten Jahrhundert genannt wird, hat seine „Kram- und Kräuterbude“, am Lieben Frauen Kirchhofe, der ehedem, wie ich sagte, als einen Theil des Marktes betrachtet wurde, gehabt.

[1]) Auf diese Strassen hat Dr. H. A. Schumacher, der sehr eingehende und mühevolle Untersuchungen über sie so wie auch über mehre damit zusammenhangende Gegenstände vorbereitet hat, die Güte gehabt, mich aufmerksam zu machen.

[2]) Renner's Worte sind: „In der tydt beginnede men de Nye Wessel-Boden tho buwende, up den markede, da hierna de Apotheke unde Ziseboden was.“ — Im Rathsdenkelbuche wird zum Jahre 1492 von „einem Hause in der Hakenstrasse hinter der alten Münze“ geredet.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts fing der Rath von Bremen an, dem Medicinalwesen der Stadt mehr Aufmerksamkeit zu schenken und es besser zu organisiren, berief als Stadt-Physikus einen „Doctor medicinae prometus“, und liess dann auch im Jahre 1532 ein stattliches Haus am Markte aufbauen, dasselbe als Raths-Apotheke einrichten und einen kundigen Provisor darin installiren. Es war ein steinernes massives Gebäude, in welchem der Provisor seine Medicamente magazinirte, verkaufte und selbst auch wohnte. — Es kam an der West-Seite des Marktes zu liegen, wie Renner sagt, an der Stelle, wo man 1429 die Neue Wechselbude gebaut hatte. Im Jahre 1594 scheint jenes erste Apotheker-Haus umgebaut zu sein und vielleicht diejenige Façade erhalten zu haben,[1]) welche Dilichius auf seiner Ansicht des Marktplatzes auf seiner elften Tafel zuerst abconterfeit hat. Er nennt es in der Erklärung zu dieser Tafel das Bremische „myrotbecium“ (Salbenbude). Das Haus mit seinem spitzen Giebel, mit seinen zahlreichen kleinen Pyramiden längs der Seite des Giebel-Dreiecks und mit seinen trüben Fenstern hat fast 250 Jahre unverändert am Markte gestanden und seine Pflaster, Salben und Pillen den Marktleuten und andern Bürgern gespendet, eine Reihe von Provisoren oder Raths-Apothekern aus- und eingehen sehen und manche Revision von Seiten „der Herren Apotheker-Herren“ auch viele „erneuerte Apotheker-Taxen“ erlebt. Im Jahre 1814 ist dieses alte Haus grösstentheils abgebrochen und gänzlich umgebaut, auch vergrössert werden. Es wurde das ehemalige ihm benachbarte Accise-Haus mit ihm verschmolzen. Doch hält „der Raths-Apotheker“ — so titulirt den jeweiligen Besitzer noch jetzt gewöhnlich das Marktvolk, — noch heutiges Tages trotz der vielen Concurrenten, die ihm seit 1532 in der Stadt erwachsen sind, an seinem alten Stand- und Wohn-Orte am Markte fest. Er wurzelt auch in sofern am Markte, als dieser (die dort an Markttagen erscheinenden Fremden und Landleute) vorzugsweise bei ihm Hülfe sucht. Auch lässt er noch immer vor seiner Thür das alte Wahrzeichen oder Wappen der Bremer Raths-Apotheke, zwei Mohren, prangen. Auch der Verkauf einer andern trefflichen Medizin, des köstlichen Rebensaftes vom Rhein, mit dem die Stadt oder der Rath selbst Detailhandel betrieb, hat sich stets um den Marktplatz herumgedreht. In der ältesten Zeit ist er in einem Weinhause an der Ostseite des Marktes verhandelt werden, wo jetzt die Neue Börse steht, darnach in einem Weinhause auf der Westseite, und später — wie auch noch jetzt — in dem berühmten Keller auf der Nordseite.

Als im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts das neue jetzt noch bestehende Rathhaus gebaut wurde nahm dieses ausser den oben erwähnten Gerbern noch andere an der Nordseite des Marktes, unter andern auch die in dem alten dort belegenen Hause des 1307 vertriebenen Patriziers Frese etablirten Gewerksleute und Krämer, deren Buden dem Neubau hatten weichen müssen, unter seinem Dache auf. Man überliess ihnen die Hallen, die dem Rathhause auf der Nordseite des Marktes angebaut wurden. Unter diesen zwölf Hallen oder „Rathhaushögen“ hat fast 400 Jahre lang, wie auf dem Marktplatze selbst, ein reges Verkehrsleben geherrscht. Sie waren mit Werkstätten und Verkaufsläden aller Art gefüllt.[2]) Doch waren es meistens kleine Kunstprodukte, nicht wichtige Lebensmittel, wie auf der Mitte des Marktes. Ich habe unter ihnen Bilder-Verkäufer, Buchbinder, Barbiere etc. erwähnt gefunden.

Auch in das untere Stockwerk des Rathhauses selbst fluthete der Kleinhandel hinein. Wo in demselben nicht für andere Zwecke ein Raum mit Wänden zu einer Stube abgeschlossen war, da nisteten sich allerlei Verkäufer ein und hielten — natürlich gegen Bezahlung von Standgeld an den Rath — ihre Waaren feil. Das Erdgeschoss fast aller Rathhäuser unserer Deutschen Städte hat durchweg dem Marktverkehr, den Marktvögten, dem Kleinhandel etc. angehört. Nur in dem grossen Oberen Saale, der allein den Rathssitzungen, den Versammlungen der Bürgerschaft und der hohen Politik gewidmet war, und zu dem auch der Rath von aussen seine eigene später vermauerte Thür und Eingangs-Treppe hatte, wurde dergleichen nicht geduldet. Erst in den dreissiger Jahren dieses neunzehnten Jahrhunderts haben sich die Verkäufer, — es waren meistens Galanterie- und Kunstprodukten-Händler — aus dem Rathhause und aus seinen Arkaden fast gänzlich zurückgezogen.

Nicht nur in die Rathhäuser unserer Städte, sondern sogar auch in die Kirchen ist der profane Kleinhandel eben so wie einst in den Tempel von Jerusalem zuweilen eingedrungen. Diess mag in Bremen ehemals gleichfalls Statt gehabt haben. Noch in neuerer Zeit war der Fuss unseres Domes mit einer Menge von Boutiken und Kramläden besetzt. Sie hatten sich namentlich zwischen den äusseren grossen Pfeilern der Kirche auf der Seite des Domshofes eingenistet. Auf einem im Jahre 1769 von Lieutenant Gerhard Kulenkamp entworfenen Plane des Domshofes erblickt man über ein Dutzend kleiner Häuserchen zwischen den Kirchenpfeilern. Die Domkirche wurde erst im Jahre 1811 von diesen Buden befreit.

Es ist zu bedauern, dass es keinem der vielen Reisenden, welche in alten Zeiten unsern Markt besucht haben, ein Mal eingefallen ist, uns das Leben und Treiben auf demselben und die mannigfaltigen Verkaufs-Lokale zu

[1]) Post spricht in seiner Chronik (Manuscript auf der Stadtbibliothek Band III S. 25.) von einem „Bau“ der Apotheke im Jahre 1594.
[2]) Denkmale. I. Abtheilung. S. 20.

schildern. Die älteste Schilderung dieser Art, die ich kenne, und die freilich auch nur eine der dem Markte benachbarten Strassen betrifft, datirt erst aus dem siebzehnten Jahrhundert und rührt von einem Franzosen Monsieur Clement her, der Bremen bald nach der Mitte des genannten Jahrhunderts besuchte, und es in im Jahre 1677 gedruckten Versen besang, die als Poesie zwar nicht viel taugen, aber doch einige uns hier nicht ganz werthlose topographische Winke und Notizen enthalten. Es ist vielleicht der Mühe werth, eine kleine Aehrenlese aus ihnen zu machen, und diejenigen Passagen in Prosa wiederzugeben, welche den uns hier vorliegenden Gegenstand berühren.

Auf dem eigentlichen Marktplatze schildert unser Dichter oder Tourist Mr. Clement weiter nichts als das Rathhaus und den Roland. Aber von diesem letztern, dem Roland, kommend, bog er in die „Obern-Strasse", oder wie er sie nennt, „die Grosse Strasse" („la grande Rue") ein und hielt dann dort eine „Revue générale de tous Messieurs les artisans et les boutiques de marchans". — Wir folgen ihm. Zuerst an der Ecke der Obernstrasse trat er bei einem Tuchhändler vor, der „schönes gelbes Tuch nach der Elle mass". Seine „Boutique" war ausserdem wohl versehen mit allerlei guten Wollenstoffen, mit „revêche" und „moleton" und mit sehr schönem „ras de Châlon", „blauem, weissem, grauem und schwarzem", dazu recht gutem „Serge von Nimes". Ich erinnere den Leser daran, dass diess in der Gegend des alten Bremer Rathhauses gewesen sein muss, wo die Tuchhändler schon seit frühesten Zeiten etablirt waren, und anno 1660 also wieder Tuchhändler sassen. Längs der Obernstrasse weiter wandernd, fand unser Berichterstatter einen Kurzwaaren-Händler („un quincallier"), der mit Kupfer, Stahl und allen Sorten von Quincallerie, auch mit sowohl alten als neuen Eisenwaaren handelte. Darnach folgte ein Schuster, dem vis-à-vis ein Hutmacher (chapelier) wohnte, und darauf ein Goldschmied aus Trier, dessen Legirung und Metall-Feinheit der Französische Criticus so wenig loben konnte, dass er glaubte, dieser gute Bremer Goldschmied sei reif für einen kleinen Spaziergang zum Grêve-Platze in Paris, „wo man die Schelme absolvirt". Auch ein Brillen-Verkäufer begegnete ihm auf der Obernstrasse, ganz verbrämt und behangen mit bunten Bändern, Schnüren und andern Dingen auf seinem ledernen Rocke („habit de peau"). Derselbe bot ihm ein schönes Bisam-Blumen-Pulver („poudre d'ambrette") und Kugelseife an, auch gelbe Feuersteine und sehr schöne Schnürbänder, Italienische Floretbänder von Padua („rubans de Padoü"), dazu auch Kämme von Buchsbaum, Horn, Schildpatt und andern Stoffen, erhielt aber von Herrn Clement ein abwehrendes Zeichen, „mit welchem er ihm andeutete, dass er sich nicht so leicht betrügen „lasse, ausserdem aber auch schon all sein Geld verausgabt habe."

Längs dieser „Grossen Strasse" sah unser Monsieur auch ferner noch einen Stockfischhändler, einen Schwertfeger und dicht dabei einen Meister Schuhflicker („maitre savetier"). Weiter hin einen Apotheker,[1] der reich geworden war, „obgleich er den Weg nach Cairo in Egypten, woher die Apotheker ihre Weisheit „holen, nie weder entdeckt noch betreten hatte." Zuletzt kam er auch zu einem ganz besonders interessanten Bremer Handelsmanne, einem Buchhändler, bei dem er sich nach neuen französischen Büchern erkundigte. „O! „da kann ich dienen, mein Herr", erwiederte derselbe, „erst in diesen Tagen habe ich von Holland zwei Tonnen „voll französischer Druckschriften erhalten, die, wie ich mir denke, alle ganz nagelneu sind." Dann in seinen Katalog blickend begann er seinem Kunden vorzulesen: „Primo l'aventurier Buscon, — Secundo les contes „d'Ovile, — le Parnasso de Theofile, dazu les farces de Turlupin und ein anderes hübsches Stück, das sich „nennt Jean de Paris, mit sammt der veritablen Geschichte des Chevalier Robert le Diable. Auch zwei Alma-„nache von Paris. Ferner der Courtisan von Barcellona, — die unvergleichliche Magellona, — Huon von Bor-„deaux, der stets über Berge und Thäler rannte, — Richard von der Normandie, — Maria Stuart, eine Co-„mödie", und noch viele andere solcher Sachen bot er an, die ohne Zweifel in Bremen alle ihr Gewicht in Gold werth waren. — „Da mein Buchhändler noch weiter zu lesen fortfahren wollte, so unterbrach ich ihn, denn ich „hatte in seinem Laden ein kleines Buch, in schön marmorirtem Papier gebunden, entdeckt, das mir ganz nach „meinem Sinn zu sein schien. Es war eine Comödie, oder, besser zu sagen, eine Tragödie, betitelt ‚Theo-„dat', dessen Autor in der That nicht faselt, denn es war — der junge Corneille, der ganz wunderschön zu „dichten versteht. Als Preis waren sechs Sous angezeigt. Ich steckte es ein, zahlte und echappirte aus der „Boutique . . ."

Ich habe diese Auslassungen eines Franzosen über seinen vor 200 Jahren angestellten Spaziergang vom Markt zur Obernstrasse hier zum Schluss vollständig deswegen gegeben,[2] weil von Augenzeugen herrührende und detaillirte Schilderungen der Waaren, die man in alter Zeit bei uns feil hielt, wie gesagt, von der äussersten Seltenheit sind. Als culturhistorischer Beitrag zur Geschichte unseres Marktes ist der Bericht nicht uninterressant. Wir lernen daraus einige Luxus- und Toiletten-Artikel, die man damals in Bremen feil hatte,

---

[1]) Ich weiss von keiner auf der Obernstrasse in Bremen etablirten Apotheke. Vielleicht war der oben bezeichnete ein vom Geschäft zurückgezogener Apotheker oder sonst ein Kräuterkrämer, den Mr Clement für einen Apotheker hielt.

[2]) Siehe ihn in: Relation du voyage de Brême. A Leyde 1677 p. 56—60.

kennen, namentlich aber erfahren wir auch, dass man sich schon damals (zur Zeit des Anfangs des „siecle de Louis XIV.“) in Bremen um die Französische Literatar bekümmerte, und dass allerneueste Produkte derselben, unter andern eine Tragi-Comödie des eben aufblühenden jüngeren Corneille, schon nach Bremen und zwar „über Holland“ gelangt waren.

Da heutiges Tages die Strassen der Stadt überall durch Trottoire und andere Verbesserungen so zugänglich geworden sind, wie es ehemals kaum die freien Marktplätze waren, — da kein Marktzwang und auch keine Markt-Vorurtheile mehr existiren, — da jeder in seinen hellen Häusern die schönsten Lokale nach seinem Sinne einrichten konnte, — da auch die Waaren-Lager der Gewerbs-Leute so zahlreich und so umfangreich wurden, dass der alte Marktplatz sie gar nicht mehr zu fassen vermochte, so ist denn der ehemals auf diesem und seinen Nachbarstrassen concentrirte Kleinhandel jetzt in der ganzen Stadt verbreitet. Er hat seine eleganten Lokale an allen Plätzen und Strassen gebaut und ist neuerdings sogar aus dem Innern der Stadt an den Wällen und schönen Spaziergängen hervorgeblüht und in's Freie hinausgebrochen.

Auf und an dem Markte ist Niemand weiter geblieben, als die Fischer und Victualienhändler, die noch jetzt auf ihm wöchentlich drei Mal ihre Wasser-, Land- und Garten-Produkte feilbieten. Sie gruppiren sich daselbst noch heutzutage einigermaassen nach dem alten Grundsatze „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ und zum Theil auch nach wohl sehr alten Gewohnheiten. Die Fischer findet man noch immer in ihrer uralten Stellung in der Nähe der „Balge“, — die Butterhändler auch, wie nachweislich schon früher, in einer langen Reihe längs der Westseite des Marktes, — Hühner, Enten, Gänse und ihre Eier zwischen den beiden genannten, nach der Langenstrasse zu. Um den Roland herum und mehr in der Mitte des Marktes hat nun das mehr zur Geltung gekommene Gemüse den alten Platz des Fleisches eingenommen. Um das Rathhaus herum und längs der Hallen desselben sitzen die Obsthändler. Die, welche mit grossen Kartoffelsäcken und andern schweren Gegenständen ankommen, harren mit Wagen und Pferden ihrer Kunden mehr abseits am Fusse des Domes da, wo der Domshof in den Markt mündet, und wo sonst die ängstlichen Schafe blöckten. Unter den Rathhaus-högen zünden noch alle Jahre ein Mal zur Erinnerung an alte Zeiten die Weihnachts-Krämer ihre Lichterchen an, und bieten Bilder, altmodige Glückwünsche, Spielwaaren und Christhaums-Schmucksachen zum Verkaufe an.

Als einen kleinen Rest aus alter Zeit sollte ich vielleicht auch noch die niedrigen Ausbaue über den Kellern der am Markt stehenden Häuser, die mit vielen Fenstern versehenen sogenannten „Kollerhälse“, welche sonst überall in der Stadt den Trottoiren haben weichen müssen, erwähnen. Bloss an unserm Marktplatze sind noch jetzt einige dieser alterthümlichen Buden, in denen allerlei kleine Waaren feil geboten werden, vorhanden.

Nur zuweilen — ein Mal in jedem Jahre, — im Herbst, während der Woche des sogenannten „Freimarktes“, zu welchem, wie zu Erzbischof Adalberts Zeiten, fremde Krämer und Kaufleute aus vielen Theilen Deutschlands mit den mannigfaltigsten Waaren herbeieilen, nimmt der Klein-Verkauf und das dann nach alter Weise entstehende Zelt- und Budenmeer noch ein Mal Besitz von den sämmtlichen Localitäten, die ehemals der alltägliche Kleinhandel beständig besetzt gehalten hatte, überschwemmt und erfüllt nicht nur den ganzen Markt und den benachbarten Domshof, sondern schlingt sich auch wie ehedem längs der alten Börse, wo früher „die Schuhbuden“ standen und über den ganzen Platz der Lieben-Frauen-Kirche (der alten Marktkirche) und rings um sie herum her und bis nahe an die Stelle heran, wo sonst das alte Rathhaus und die „Tabernen“ der Gewandschneider standen. Wahrscheinlich beruht auch die Vertheilung und Gruppirung der Braunschweiger Honigkuchen-Bäcker, der Nürnberger Spielsachen-Krämer und der anderen Besucher unseres Freimarkts auf alten Gewohnheiten, denen ich indess der Kürze wegen hier nicht weiter nachzuforschen trachten will.

Die Kaufleute am Markte.

Nicht nur die kleinen Ladenbesitzer, Krämer und Gewerksleute, sondern auch die grossen und seefahrenden Handelsleute, die „negotiatores“, wie die Alten sie nannten, haben auf oder an dem Markte verschiedene Institute begründet, mancherlei Geschäfte abgemacht und namentlich auch ihre täglichen Versammlungen zur Besprechung derselben, ihre

Börse

gehabt. In einer von mehr als zwanzig angesehenen Bremer Kaufleuten unterzeichneten Petition an den Rath vom Jahre 1644, in welcher sie um Erbauung eines Börsenhauses bitten, sagen dieselben, sie seien bisher noch immer „wie früher“ auf dem Marktplatze zusammengekommen, um ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Dies sei für sie aber aus vielen Gründen ungemein beschwerlich. „da sie daselbst nicht nur dem Regen

„und Unwetter ausgesetzet, sondern auch vor dem stattfindenden Lärmen und Hundegebello oft ihre eigenen „Unterredungen nicht hören könnten. Dazu mischten sich auch noch die Fischer, Schlachter und andre Marktleute „unter sie und belauschten ihre Gespräche. Sie bäten daher den Rath um seine Unterstützung zum Bau eines „ordentlichen bedachten Börsengebäudes, wie man deren schon in andern Städten besitze."

So viel ich weiss, ist diese Petition das älteste Dokument,[1]) welches uns den frühesten Zustand der Bremer Kaufmanns-Börse schildert. Er scheint im Jahre 1644 mangelhaft genug gewesen zu sein, und vermuthlich war er die lange Zeit, die vor diesem Jahre voraufging, nie besser. Wahrscheinlich haben daselbst auf dem Markte unter den Fischweibern und Bontiquiers unsere alten seefahrenden Kaufleute seit den Zeiten der Kreuzzüge das ganze Mittelalter hindurch gestanden, um ihre Fahrten nach Riga, nach Novgorod, nach Norwegen, England und Flandern unter sich und mit ihren Capitänen zu besprechen, und haben dabei der Unbill des Wetters getrotzt, bis sie endlich im siebenzehnten Jahrhundert so weit verweichlicht waren, dass sie, wie gezeigt, anfingen, ihren alten windigen und nassen Standort auf dem Markte uncomfortabel zu finden.

Uebrigens haben sich die Geschäftsmänner anderer Städte in alten Zeiten auch eben so beholfen, wie die Bremer, und eben so wie sie irgend einen Winkel der offenen Marktplätze ihrer Städte zu ihren täglichen Versammlungen benutzt. Es war sogar in dem reichen Venedig nicht anders, wo den Kaufleuten, wie jeder aus Shakespeare weiss, der weltberühmte Marktplatz am Rialto als Börse diente. „Bei diesem Rialt-Platze", sagt ein alter Deutscher Schilderer Venedig's aus dem sechszehnten Jahrhundert, „seynd gar lange Gewölber voll der „allerbesten Tücher von unterschiedlicher Farbe. Auch seynd da die Seidenläden und besser heraus kömmt „man zu den Juwelierern und Goldschmieden, so wie zu den Fleischbänken und zu dem Fischmarkt. Unter „den Schwibbögen auf der rechten Seite dieses Platzes versammeln sich alle Morgen viele Edelleute und sprechen „mit einander. Auff der andern Seiten aber kommen fast alle Tage die Kaufleute von allen Nationen zusammen „in so grosser Anzahl, dass man diesen Markt unter die fürnembsten der Welt zählet. Da sieht man Genueser, „Meyländer, Florentiner, Spanier, Franzosen, Jüden, Griechen, Türken, so alle Handelsleute seynd und sie er„halten da unter ihnen gute Kundschaft und Vertrawlichkeit".

Auch im regnerischen London kamen die dortigen Kaufleute — vermuthlich seit unvordenklichen Zeiten — unter freiem Himmel in der sogenannten Lombarden-Strasse (Lombard-Street) zusammen und zwar zwei Mal des Tages, um Mittag und am Abend. Auch sie fanden diese Zusammenkünfte am Ende wie unsere Bremer sehr beschwerlich: „by reason of walking and talking in an open narrow street being very constrained „either to endure all extremes of weather videlicet heat and cold, snow and rain or else to shelter themselves „in shops" (weil sie dabei in einer offenen Strasse wandeln und conversiren mussten und gezwungen waren, entweder sich aller Unbill des Wetters, Hitze und Kälte, Regen und Schnee auszusetzen oder zum Schutze in die benachbarten Magazine und Läden einzutreten.) Endlich im Jahre 1566, — also 100 Jahre früher als in Bremen, — wurde von einem reichen und noch jetzt in London verehrten Wohlthäter der Kaufmannschaft, dem berühmten Sir Thomas Gresham, der das Geld dazu bei den Deutschen Fugger's, den damaligen Rothschilds von Europa, vorgeschossen erhielt, der erste Stein zu einem Londoner Börsen-Gebäude gelegt.

Auch in Paris war es von jeher nicht anders gewesen. Dort hatten sich die Kaufleute während des Mittelalters und sogar noch bis zur Zeit Ludwig's XIV. zur Abmachung ihrer Geschäfte eines Theiles desjenigen Platzes, auf dem später das sogenannte Palais Royal gebaut wurde, nahe bei der alten Conciergerie bedient. Dieser Winkel hiess „la place du change" (der Platz der Wechsler) und wurde endlich zur Zeit des genannten Königs von den Französischen Kaufleuten so eng, so dunkel, so unbequem und wegen der vielen vorüberfahrenden Wagen so lärmig gefunden („son obscurité, son peu d'étendue et particulièrement l'embarras „continuel des carosses, qui en occupoient tous les environs, en ayant dégouté les marchands"), dass sie endlich am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts — also noch etwas später als die Bremer, — erklärten, sie könnten es nicht mehr ertragen, und dass dann auch der König darauf aufmerksam wurde. Ludwig XIV. liess sich einen Bericht darüber erstatten, wie und unter welchen missliebigen Umständen seine Kaufleute, Geldwechsler und Mäkler ihre Geschäfte abmachten, und befahl, dass ein ordentliches Börsen-Gebäude mit schönen Portiken und andern Commoditäten hergestellt werde.

Nicht besser und nicht schneller gestalteten sich diese Dinge in vielen andern Handelsplätzen Europa's, etwa die wässerigen, regnerischen und windigen Niederlande ausgenommen, wo die Kaufleute, wie es scheint, schon etwas früher, als in Bremen, Venedig, Paris und London unter Dach und Fach gekommen sind und von wo auch die andern Völker sowohl das Modell als auch den Namen zu ihren kaufmännischen Versammlungs-Häusern („Beurse", „Bourse", „Börse" etc.) geholt haben. Doch mögen die angeführten Beispiele schon genügende Vergleichungs- und Anhalts-Punkte zum Verständniss des früheren Sammelplatzes der Bremer Kaufleute in ihrem Markt-Winkel gewähren. War ihnen hier zu Zeiten das Wetter gar zu arg geworden, so mögen sie sich

[1]) Dasselbe befindet sich auf dem Bremer Stadt-Archive.

wohl, wie die Londoner Kaufleute in ihre „shops", zuweilen unter die Arkaden des Rathhauses oder auch in den benachbarten Rathsweinkeller selber geflüchtet haben. Hier im Rathsweinkeller — längs der Nordseite des Markt-Platzes — wurden ohne dies einer alten Gewohnheit gemäss, mancherlei kaufmännische Geschäfte beim Weine besprochen und abgeschlossen. Daselbst hatten auch einige kaufmännische Compagnien, namentlich die sogenannten „Bergenfahrer" (die auf Bergen in Norwegen handelnden Kaufleute), ihre eigenen Räume, in denen sie nicht nur zechten, sondern auch ihre Geschäfte besprachen. In den Rathskeller pflegten auch, wie uns bei mehren Gelegenheiten berichtet wird, die Kaufherren ihre Schiffs-Capitäne zu führen, um mit ihnen ihre Schiffs-Rechnungen in Ordnung zu bringen. Auch aus späterer Zeit, als Bremen schon ein Börsen-Haus besass, fehlt es nicht an Beispielen von auf dem Keller abgemachten Geschäften, namentlich von daselbst abgeschlossenen Gelddarlehen. Die Geschichte des Rathsweinkellers ist daher mehrfach mit der Geschichte unserer alten kaufmännischen Börse verflochten. Man mag übrigens noch bemerken, dass in ganz alter Zeit eine Börse und Austausch und Besprechung aller Kaufleute unter einander kein so dringendes und tägliches Bedürfniss war. Jeder handelte mehr für sich, und war zugleich Kaufmann, Mäkler, Schiffs-Capitän, Alles in einer Person. Auch wurden viele Hauptgeschäfte in den Lokalen der grossen Handelsgesellschaften der Schonenfahrer, der Brauer, der Englandsfahrer etc. abgemacht.

Jene im Jahre 1644 an den Rath erlassene Petition der Bremer Kaufleute „um Aptirung einer Börse" hatte dann nach noch ferneren fünfzigjährigen Verhandlungen, Vorbereitungen, wiederholten Petitionen und Klageschreiben den Erfolg, dass endlich im Jahre 1686 der Bau einer gemauerten und gedeckten Börse begonnen und im Jahre 1695 vollendet wurde. Sie kam in der Nähe derselben nordwestlichen Ecke des Marktplatzes zu stehen, bei welcher die Kaufleute schon immer verkehrt hatten und bei welcher, wie ich oben sagte, ehemals der Schuhhandel betrieben war, auch ganz nahe beim Eingange zum Rathsweinkeller, ja sogar über einer Abtheilung dieses Weinkellers.

Die am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gebaute Bremer Börse, auf deren Baugeschichte ich hier nicht näher eingehe, diente den Bremer Kaufleuten bis zum Anfange der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Da wurde sie für die grossartiger gewordenen Geschäfte und die angewachsene Zahl der Handelsfirmen zu enge und es wurde ein grösseres Börsengebäude nöthig. Man errichtete dasselbe auf einer anderen Stelle, wählte dazu aber doch wieder eine Partie des alten Centrums des städtischen Verkehrs, bei dem nun ein Mal seit ältesten Zeiten die Handelschaft sich eingenistet hatte, nämlich den Markt-Platz, und zwar seine östliche Seite wo der sogenannte „Wurst-Markt" und der „Gras-Markt" und ausser ihnen auch noch viele Privathäuser das Terrain für das neue grossartige Börsengebäude hergeben mussten.

Der Schütting.

Dass in einer Stadt wie Bremen, welche, in der Nähe der Weser-Mündung und der See gelegen, bald nach ihrer Consolidirung Seehandel und Schifffahrt betrieb, die überseeischen Kaufleute zu besonders grossem Ansehen gelangen mussten, ist natürlich. Ueberseeischer Handel und Schifffahrt lassen sich nicht ohne grosse politische Gewandtheit und mancherlei Kenntnisse betreiben. Sie erfordern bedeutende Capitalien und schaffen sie. Die „Negotiatores" spielten daher vom ersten Anfange unsers auswärtigen Verkehrs und unserer Schifffahrt eine grosse Rolle in der Stadt. Wie im Mittelalter alle Bürger gleichen Standes und gleichen Gewerbes, so traten auch sie frühzeitig zu einer Corporation zusammen und erwählten sich Vorsteher „seniores" oder — wie sie auch bei andern Gilden genannt wurden — „Aelterleute" (Oldermannen) zur Wahrnehmung der Interessen ihres Handels. Anfänglich mögen diese Aelterleute in ihren Privatwohnungen zusammen gekommen sein. Da sie aber zuweilen nicht nur unter sich, sondern in dringenden Fällen auch mit den übrigen Kaufleuten zu berathen hatten, da es ferner begreiflicher Weise nöthig wurde, Schreiber anzustellen, Documente aufzubewahren, da die Corporation zuweilen auch Abgesandte anderer Corporationen zu bewirthen, Gäste aufzunehmen, Festlichkeiten zu veranstalten hatte, so mag sie schon frühzeitig wie andere Genossenschaften auf ein eigenes Gilde-Haus mit zweckdienlichen Räumen gedacht haben. Dazu musste Geld zusammen „geschossen" oder „geschüttet" werden und das mit diesen Beiträgen gebaute Haus erhielt daher in Bremen den Beinamen „Schütting".

Der erste Schütting, den die Bremer Kaufmannschaft oder wie der alte plattdeutsche nicht wohl übersetzbare Ausdruck gewöhnlich lautete „de gemeene Koopmann" hatte, soll in der Langenstrasse an der Ecke der Hakenstrasse, also wenige Schritte vom Markte, gelegen haben. Dieser älteste Langen-Strassen-Schütting wird aber nur gelegentlich in einigen alten Schriften erwähnt, und wir erfahren nichts Näheres von seiner Beschaffenheit.

Als im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts der Rath der Stadt mit seinem Versammlungs-Locale, welches eben so wie das der Aelterleute früher etwas abseits gelegen hatte, recht in den Mittelpunkt der Stadt hineinrückte und sich hart am Markte sein noch jetzt bestehendes Rathhaus baute, da folgte dahin auch bald das Collegium der Aelterleute, die wichtigste Corporation der Stadt nach dem Rathe. Schon wenige Jahre

nach der Vollendung des Rathhauses (nämlich etwas vor oder nach dem Jahre 1424) kauften die Aelterleute den Rathsherren gegenüber auf der Südseite des Marktes einen Platz, bauten daselbst einen andern Schütting und verkauften zugleich bald darauf (wahrscheinlich im Jahre 1444) ihren alten Schütting an der Haken- und Langenstrasse, der seitdem spurlos verschwunden ist.

Auch von der Beschaffenheit des ersten Markt-Schüttings, „de schuttinge by dem markede", wissen wir wenig, nur dass auf ihm schon die festlichen Mahlzeiten der Kaufmanns-Gilde gehalten wurden, dass die Aelterleute auch schon ihr Silberzeug in diesem Hause hatten, und dass in einem Raume desselben auch bereits eine Schenke oder Krug („kroch") und eine Garküche („Garkocken") existirte, in welchem die Aelterleute die ihnen wie mehren anderen Innungen und Gesellschaften zustehende Gerechtigkeit, Bier an das Publikum zu verzapfen, ausübten.

In die bald nach Einführung der Kirchenreform in Bremen im Jahre 1530 ausbrechenden Unruhen wurden mit dem Rathe auch die Aelterleute verflochten. Die revolutionirenden Volks-Tribunen griffen wie den Rath so auch dieses vornehme Collegium der reichen Kaufleute an, verlangten seine Aufhebung, die Beseitigung seiner Privilegien, liessen sich seine alten Schriften und Documente ausliefern und nahmen den Schütting mit seinen Silbergeräthschaften, und was er sonst noch enthielt, in Besitz. Was die Revolutionsmänner jener stürmischen Zeit mit diesen Sachen gemacht haben, wissen wir nicht genau. Aber vermuthlich wurde dabei Vieles verdorben und zerstört, und wahrscheinlich haben wir es diesem Umstande zuzuschreiben, dass wir später die Aelterleute in dem Besitze keines Gegenstandes oder Dokumentes finden, dessen Datum über diese Zeit zurückgeht. Die ältesten Silberbecher, die einem noch vorhandenen Inventare zufolge im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert auf ihrem Hause waren, trugen die Jahreszahlen 1542, 1544 etc. Als der Rath und mit ihm auch die Aelterleute nach Beschwichtigung der Unruhen der 104 Männer ihre alte Position wieder gewonnen, und sich in Folge der eingetretenen Reaktion in ihr noch mehr befestigten, musste Vieles neu angeschafft und neu gestaltet werden. Und so mag es denn auch daraus zu erklären sein, dass die Aelterleute bald nachher auf den Um- und Neubau ihres Gildehauses bedacht waren. Ein solcher wurde im Jahre 1537 begonnen. Unser Chronist Renner sagt: „Anno 1537 wart angefangen de nie Schutting tho buwen. Dar blef ein Dach- „laner aver doth, als de olde Schutting, dar de Garkocken under weren, afgebraken wort, und de nie Schutting „wort rede in 2 Jaren". (Im Jahre 1537 wurde der Bau des neuen Schüttings angefangen. Dabei blieb ein Tagelöhner todt, als der alte Schütting, unter dem die Garküche war, abgebrochen wurde, und der neue Schütting wurde fertig in zwei Jahren). Hiernach scheint es, dass damals der alte Schütting völlig abgebrochen und ein ganz neues Gebäude errichtet worden sei. Es ist dies in der Hauptsache dasselbe Gebäude, welches wir noch heutzutage vor uns haben. Die Aelterleute liessen den Bau durch einen dazu verschriebenen Niederländer „Mester Johann dem Buschener van Antwerpen" ausführen. Nach einem Zusatze, der sich in einigen Abschriften der Rennerschen Chronik befindet, soll das Haus 10,421 Mark gekostet haben.[1]) Wenn Renner sagt, dass das Gebäude innerhalb zweier Jahre fertig geworden sei, so mag dies wohl nur von dem Hauptkörper desselben zu verstehen sein. Die Jahreszahl 1538 fand sich noch zu Cassels Zeit (1761) über der Haupteingangsthür des Hauses am Markte eingehauen. Der vordere Giebel des Schüttings dagegen scheint, so wie er sich jetzt längs des Marktes präsentirt, erst im Jahre 1594 vollendet oder doch mit den noch jetzt vorhandenen Bildhauer-Arbeiten ausgestattet worden zu sein. Wenigstens findet sich in Mitten dieser Zierrathen die Jahreszahl „1594" in Stein ausgemeisselt.[2])

An der Seite in der Nebenstrasse (Schüttingstrasse) über einem der unteren Fenster stand in Stein eingehauen die noch im Jahre 1761 vorhandene Lateinische Inschrift: „Neque Albidium, neque Unidium", die Professor Cassel erklärt hat. Nach ihm sind diese Worte so zu ergänzen: „Neque Albidium neque Unidium imitari" (weder dem Albidius noch dem Unidius nachahmen). Albidius soll ein Verschwender, Unidius aber ein Geizhals und Knicker gewesen sein. Die Bauherren der Aelterleute, die im sechzehnten Jahrhundert jene Inschrift ihrem Schütting anfügten, haben daher nach Cassel damit andeuten wollen, dass sie bei ihrem Bau die rechte Mittelstrasse hätten einhalten wollen.

Uebrigens sind im Laufe der Zeiten mit dem Aeussern des Gebäudes nur wenige kleine Veränderungen vorgenommen. Es ist hie und da eine Thür vermauert oder verlegt, die Fenster haben andere Holzrahmen und Gläser erhalten, die Verkaufsbuden, die den Fuss des Gebäudes umgaben, sind in neuerer Zeit beseitigt worden etc. Im Innern sind die Reformen bedeutender gewesen.

In seiner ganzen ihm im sechzehnten Jahrhundert gegebenen Vollendung stellt sich dieser Neue Schütting nun etwa so dar: Es ist ein zwei mächtige Geschosse hohes Gebäude mit einem spitzen und sehr hohem

[1]) Dieser Zusatz befindet sich aber nicht in dem von Renner selbst geschriebenen Exemplare seiner Chronik, welches die Stadt-Bibliothek besitzt.

[2]) S. darüber J. P. Cassel's Erklärung einer Bremischen Inschrift. Bremen 1761. p. 13.

Dache, und mit seiner längeren Seite gegen den Markt gekehrt, dessen südliche Gränze und Baulinie es seit 300 Jahren unveränderlich gebildet hat. Seine beiden hohen nach Osten und Westen gerichteten Seitengiebel sind dem Markte abgekehrt. Der Giebel der Westseite scheint der ältere zu sein. Er stellt sich, wahrscheinlich noch so wie er 1538 gebaut wurde, als ein getreppter Giebel, dar, der auf mehren seiner Stufen steinerne Löwenfiguren trägt, die das Bremer Wappen in den Tatzen halten. Auf seiner Spitze steht ein steinerner Ritter, der im Begriff ist, mit der Rechten das Schwert zu ziehen und eine Fahne in der anderen Hand hält. Der östliche Giebel hat nicht rechtwinklige und gezackte, sondern geschnörkelte Abstufungen und dazu eine Ausschmückung der Fensterrahmen etc., die eine spätere Zeit zu verrathen scheinen. Doch ist er eben so wie der Westgiebel mit zahlreichen Löwen-Figuren und Bremer Schlüsseln versehen. Auf seinem Gipfel steht ebenfalls ein steinerner Ritter, der die eine Hand erhoben hat und in der andern eine Windfahne hält. Sein Ausbau rührt vielleicht aus dem Jahre 1594. Dasselbe gilt auch von dem kleinen Frontgiebel des Schüttings, der auf der Marktseite aus dem Dache hervorspringt. Derselbe trägt auf der Spitze die Figur eines Neptun mit dem Dreizack, und im Giebelfelde das Bild eines alten Seeschiffs unter Segel. Auch stehen und liegen auf seinen abfallenden Seitenwänden noch mehre plumpe Statuen, geschwänzte Tritonen, ein Merkur, eine weibliche Figur und an seinem Fusse unten zwei kolossale Weibergestalten, alle von sehr geringem künstlerischem Werthe. Die Giebel sind längs des unteren Dachrandes durch eine steinerne Galerie oder Balustrade verbunden. Der Rest des Gebäudes, die Wände der beiden Stockwerke, gewähren einen ziemlich nüchternen und kahlen Anblick und zeichnen sich nur durch die zahlreichen hohen und breiten Fenster aus, die in doppelten Reihen rings um das Gebäude herum glitzern.

Was das Innere dieses „Neuen Schüttings" betrifft, so haben uns darüber zwei Reisende, der bekannte Literar-Historiker Herr von Uffenbach und der Engländer Thomas Lediard, die Bremen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts besuchten und beschrieben, einige Nachrichten gegeben. Den Angaben dieser Herren zufolge war vor allen Dingen im zweiten Geschoss des Hauses (eine Treppe hoch) ein grosser Saal bemerkenswerth. Derselbe „war beinahe eben so lang und eben so breit wie das ganze Gebäude" [1]) und diente sowohl für die Versammlungen der Aelterleute als auch der gesammten Kaufmannschaft und Bürgerschaft, die zuweilen bei ausserordentlichen Veranlassungen von den Aelterleuten zusammenberufen wurde. Mitunter haben die Aelterleute ihren Saal auch wohl andern Innungen und Corporationen der Stadt zu ihren Versammlungen geliehen. „Inwendig in der Thüren des Saales stunden umgekehrt die Worte aus Lucas 6: Zeuch zuvor „den Balken aus deinem Auge etc. Wollte man sie recht lesen, so musste man in den gegenüber hangenden „Spiegel blicken". [2]) Die Wände des Saals waren mit einer Menge von Waffen, Harnischen und Gewehren sehr artig ausgeziert, so dass er fast einem Bürgerzeughause ähnlich sah. Auch hing daselbst eine alte Schilderey, auf der die Schlacht von Drakenborg, bei welcher die Verbündeten der Bremer im Jahre 1547 den berühmten Sieg über die Kaiserlichen erfochten hatten, dargestellt war. — Die Bremischen Kaufmanns-Vorsteher, die Aelterleute, zogen in alten Zeiten eben so wie die Rathsherren und andere Bürger mit in den Krieg. Sie nahmen unter andern an dem 1537 ausgebrochenen Kriege mit dem Junker Balthasar von Esens persönlichen Antheil und halfen dessen Raubnester zerstören. [3]) Dass einige von ihnen auch bei der Schlacht von Drakenborg zugegen gewesen, kann man leider nicht beweisen. Die mit Bremen verbündeten siegreichen Fürsten, der Graf von Mansfeld, Graf Christoph von Oldenburg und andere Feldobersten wurden, nachdem sie triumphirend in Bremen eingezogen waren, auf dem Schütting herrlich bewirthet. Wie andere Corporationen der Stadt wie sogar auch die mittelalterlichen Handwerkerzünfte, besassen demnach auch die Aelterleute der Kaufmannschaft Waffen verschiedener Art. Ihre Zeugkammer mochte nach der des Raths wohl die grösste in der Stadt sein. Nach einem im Jahre 1688 aufgenommenen und auf dem Schütting noch jetzt vorhandenen Inventare waren in ihr damals noch folgende Dinge vorhanden: 50 Harnische, 18 blaue Harnische, 72 Sturmhüte, 30 Schlachtschwerter, 52 Pieken, 136 Musketen, 20 bunte Bandolire, 3 Trommeln, 7 Partisanen, 23 Hellebarden und einige andere Gegenstände. Auch stand vor der Thür des grossen Saales wie Herr Lediard sagt: „die Figur eines völlig geharnischten Mannes, „welcher sobald man auf die Stuffe trat, um hinunter zu steigen, durch ein verborgenes Zugwerk das Visir „seines Helmes aufschlug, und mit seiner Hellebarde grüsste." Dieser künstliche und grüssende Automat soll noch im Anfange dieses Jahrhunderts vor der Eingangsthür des Saales Wache gehalten haben.

Die kleineren Gemächer, die sich neben jenem grossen Saale und in dem unteren Geschosse des Hauses befanden, mögen theils zu Büreaus und Beamtenwohnungen, theils als Gast- und Schlafzimmer gedient haben. Unten im Hause, in der Vorhalle oder wie es in dem alten Inventare von 1688 heisst „uffm Hause" hingen Gegenstände und Curiositäten verschiedener Art, nämlich zwei Modelle von Kriegsschiffen, ferner grosse

[1]) Lediard.
[2]) Uffenbach.
[3]) F. A. Meier. Geschichte der Aelterleute in Donandts Brem.-Magazin. S. 227.

und kleine Wallfisch-Knochen, ein Crocodill, „ein Fisch genannt der Haje" (ein Haifisch?), „ein Bart oder Feder vom Wallfisch", eine Harpune und zwei kleine Modelle von Kriegsschiffen. Aehnliche Curiositäten fand man damals in Bremen auch in der Halle des Rathhauses, des Zeug-Hauses, des Seefahrtshauses und in andern öffentlichen Gebäuden. Zu den genannten Dingen kamen noch, wie ebenfalls in andern ähnlichen Lokalen der Stadt, eine grosse Anzahl lederner Eimer zum Feuerlöschen. Die beiden kleinen Kriegsschiffsmodelle waren „mit Metallstücken" (messingenen Kanonen) versehen, das eine („ein altes Schiff") mit 22, das andere („ein grosses Schiff") mit 60 Metallstücken. Diese Kanonen wurden bei Festlichkeiten auf dem Schütting, bei der Wahl eines Aeltermannes oder bei grossen Mahlzeiten geladen und abgeschossen, nachdem man zuvor die untern Fenster ausgenommen hatte, damit Rauch und Schuss weit über den Marktplatz hinaus knallen möchten.

Der Rath trieb ja in seinem Rathhauskeller schon lange Weinhandel und schenkte dort köstlichen Rheinwein im Kleinen aus. Und so hatten denn auch die Aelterleute seit alten Zeiten eine Schenk-Gerechtigkeit, die sie, wie ich oben bereits gelegentlich bemerkte, schon in ihrem alten Schütting ausgeübt hatten. In ihrem neuen Hause hatten sie dazu Keller und Trinkstuben eingerichtet, und pflegten das Ganze an einen Wirth oder Pächter zu vermiethen. Im Jahre 1551 soll ihnen ihr Pächter dafür die für jene Zeit bedeutende Summe von 200 Bremer Thaler jährlich gezahlt haben. Der Schüttings-Pächter, der die kleinen Stuben des Hauses zu seiner Disposition hatte, nahm in ihnen auch fremde Gäste und Reisende zum Uebernachten auf und unterhielt eine förmliche Gastwirthschaft. Der mehrgenannte Engländer Lediard, der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts daselbst logirte, hat uns diese Wirthschaft beschrieben, und wir mögen mit Hülfe seiner Auslassungen auf

das Treiben in der alten Schüttings-Schenke am Markte

einen Blick werfen. Lediard sagt, er habe im Bremer Schütting in einem ganz comfortablen Zimmer gewohnt und geschlafen, auch „an dem Wirthstische, der erträglich gut bedient und versehen war", gespeist. Es scheint ein ordentliches table d'hôte gewesen zu sein,[1]) denn Lediard fand dort mehre Herren und bekam zum Tischnachbar einen sehr wohl unterrichteten Mann, „einen Offizier, Namens K—ch, den Artillerie-Major der Republik Bremen," der ihn nachher zum Zeughause und auch sonst noch in der Stadt herumführte.

Die Existenz einer Trinkstube oder wie er es nennt, eines „Kaffeezimmers" (coffeeroom) im Schütting entdeckte Lediard gleich am Tage seiner Ankunft. Nachdem er sich nämlich ein wenig von den Strapazen der Reise erholt hatte und dann bemerkte, dass es zum Schlafengehen noch etwas zu früh sei, fragte er den Wirth, ob nicht ein Kaffeehaus in der Nähe sei, wo er sich in Gesellschaft unterhalten und Zeitungen lesen könne. Der Bremer Wirth antwortete, dass er zwar selbst eine Kaffee-Schenke im Hause habe, dass es aber Sonntag sei und Gott sollte ihn dafür bewahren, den Sabbath mit Oeffnung derselben zu entheiligen. „Demungeachtet bot „er mir", so fährt Lediard fort „jedes beliebige Getränk auf meinem Zimmer an und dabei seine eigene Person „zur Gesellschaft. Ich überliess ihm die Wahl des Getränks, und er sagte, ein Glas Vierundzwanzig-Groten-„Bier würde mich am besten restauriren und für die Nachtruhe vorbereiten. Obgleich ich kein grosser Lieb-„haber von Malz-Getränk bin, so willigte ich doch meinem Wirthe zu Gefallen ein und in einem Augenblick, „mit einer Hurtigkeit, die ich ihm nach seinem steifen Wesen nicht zugetraut hätte, hatte er den Tisch mit „Pfeifen, Tabak, Gläsern und Speisetöpfen bedeckt und sein Aufwärter brachte gleich darnach eine grosse „Flasche von wenigstens zwei Quartieren des herrlichen Bieres, das er mir verheissen hatte. Mein Wirth, der „offenbar ein Mann ohne alle Complimente war, setzte sich nieder und stopfte seine Pfeife, welches ich denn „ihm zu Gefallen gleichfalls that. Ich fand das Getränk in seiner Art recht gut, aber für mich zu stark. Nichts-„destoweniger meinte mein Freund, der bei Anpreisung der herrlichen Qualitäten desselben sehr beredt „war, und der den ganzen Inhalt der Flasche, ohne dass ich ihm viel beigestanden hätte, zu sich nahm, man „müsste noch ein ander Schlückchen darauf setzen, damit das Bier, wie er sich ausdrückte, nicht zu viel Säure im Magen „zurücklasse. Auch hierin machte ich seine Weise nach und hatte das Vergnügen oder vielmehr den Verdruss, „ungeachtet seiner Ansprüche auf Frömmigkeit, welche den besten Theil seines Gesprächs ausmachten, ihn am „heiligen Feiertage herzlich berauscht zu sehen. — Ich selbst schlief am andern Morgen bis die Sonne sich „dem Meridian näherte."

Das „Kaffee-Zimmer" des Schüttings muss wohl unten im Souterrain oder im Keller mit einer Thür nach dem Markte gelegen haben, denn unser Engländer sagt, er sei zu demselben „hinuntergestiegen", habe sich daselbst jedoch nicht sehr erbaut. Er fand den Raum von Kaufleuten und Advokaten ganz voll, von denen mehre sich mit ihm auf sehr höfliche Weise in ein Gespräch einzulassen versuchten. Aber ungeachtet er in Wien Deutsch und auch sonst etwas Holländisch gelernt hatte, konnte er sie doch nicht verstehen, „weil sie „in einer Sprache zu ihm redeten, die weder Holländisch noch Hochdeutsch war und die sie Plattdeutsch nannten."

[1]) Lediard nennt es „an ordinary".

In der Mitte des viereckigen nicht sehr geräumigen Zimmers befand sich ein ovaler Tisch und viele Stühle rings umher. Auf dem Tische stand ein grosser Kaffeetopf mit drei Hähnen zu den Seiten, aus welchen sich jeder selbst zapfen und bedienen konnte, da die nöthigen Tassen und Zucker in Menge umhergestellt waren. Aber keiner von den Anwesenden verliess das Zimmer, ohne zuvor auch noch ein Schlückchen eines Getränks gefordert zu haben, welches sie aus ziemlich grossen Gläsern und von verschiedenen Farben nahmen. „Ich glaubte anfänglich", sagt Lediard, „es sei Wein verschiedener Gattung. Da ich aber dem Aufwärter ein „Zeichen gab, mir ebenfalls ein Glas zu bringen, so fand ich, dass es Branntwein war, und nun war ich nicht „wenig erstaunt, dass sie es aus so grossen Gläsern tranken, zumal da sie alle dazu rauchten. Aber consuetudo „altera natura."

Diese Bemerkungen jenes fremden Reisenden führen uns einige Bremer Marktbilder vor. Sie sind zugleich auch von einem mehr allgemeinen Interesse, da sie zu beweisen scheinen, dass die damaligen Sitten und Gebräuche der Bremer noch mehr als jetzt denen der Holländer verwandt waren. Dabei ist es sonderbar genug, dass vor 150 Jahren ein Engländer uns Bremer wegen übertriebener Heilighaltung des Sonntags den Text las, während sich jetzt das Blatt so gewandt hat, dass wir die Engländer oft genug darüber zu Rede stellen.

Ausser ihrer Schenke und vielleicht auch eben zum Zwecke derselben hatten endlich die Aelterleute im Schütting, auch ihr eigenes Privat-Gefängniss, das sogenannte „Engelken-Gatt" ein kleines Verliess. Vermuthlich wurden diejenigen, welche sich in der Schenke nicht angemessen aufführten, sogleich ein wenig in dieses benachbarte Loch eingesperrt. Auch diejenigen, welche bei den grossen Mahlzeiten des Hauses Seefahrt „den Frieden brachen" scheinen in diesem „Engelken-Gatt" des Schüttings ein Asyl gefunden zu haben.[1]) Auch in der Nähe des Bremischen Rathsweinkellers hat ein Gefängniss, zum Theil vielleicht zu ähnlichen Zwecken bestanden. Dass eine mächtige Genossenschaft, wie die der Aelterleute im Mittelalter selbst Polizei übte, und ihr eigenes Arrest-Local hatte, wird dem Leser weniger auffallend erscheinen, wenn er erfährt, dass in einigen Deutschen Städten sogar einzelne Individuen und Privat-Personen in ihren Stadt-Häusern ihre eigenen Privatgefängnisse besassen, in die sie ihre bösen Schuldner einsperren und die sie auch an andere Creditoren zu demselben Zweck vermiethen durften.[2])

Bedeutung der Aelterleute, und ihre Schüttings-Feste.

Nach dem Bau des neuen Schüttings im sechzehnten Jahrhundert, der damals in Bremen als ein Prachtbau betrachtet werden mochte, kam dem Rathe sein altes Rathhaus, gegen welches der Schütting der Aelterleute eben so Front machte, wie die Rolandsäule gegen den Dom, zu einfach vor, und er unternahm mit demselben einen radicalen Umbau. Gleich im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erhielt das Rathhaus diejenige reichgeschmückte schöne und so ungemein interessante Fronte auf der Süd- oder Marktseite, von der schon in dem ersten Bande dieses Werks umständlich gehandelt ist.

Der Rath und das Collegium der Aelterleute, als die aus der Bürgerschaft hervorgegangenen Spitzen waren schon seit alten Zeiten mit einander in Conflikt und Opposition, und der Rath zeigte sich bei vielen Gelegenheiten auf den wachsenden Einfluss der Aelterleute eifersüchtig. Diese betrachteten sich als die Haupt-Repräsentanten der ganzen Bürgerschaft der Stadt und mischten sich häufig in politische und Verfassungs-Angelegenheiten, was der Rath nicht dulden wollte. Er wünschte sie mit ihrer Wirksamkeit auf rein merkantile und Schifffahrts-Angelegenheiten zu beschränken. Die Aelterleute dagegen strebten darnach, dass alle Vorschläge der Bürgerschaft durch ihre Hände an den Rath kämen. Ihren Privat-Syndycus betrachteten sie als den Bürgerschafts-Worthalter. Sie glaubten auch nicht bloss die Kaufmannschaft, sondern auch die ganze Bürgerschaft auf ihrem Schütting zusammen berufen zu dürfen, und scheinen dies „Recht" zuweilen zur Ausübung gebracht zu haben. Sie verlangten auch, dass bei jeder zu Staatszwecken niedergesetzten Deputation Einige aus ihrer Mitte zugezogen würden. Sie betrachteten sich ferner als die obersten Richter für die Kaufleute. Diese sollten bei ihren Differenzen, ehe sie vor dem Rathe klagten, ihre Sache vor das Collegium der Aelterleute zur Ausgleichung bringen. Die Aufsicht über den ganzen Weserstrom, die Erhebung des Tonnen- und Haken-Geldes beanspruchten die Aelterleute ebenfalls als einen Theil ihrer Befugnisse, so wie auch eine Theilnahme an der Erhebung der „Accise" (des Aus- und Einfuhr-Zolls). Natürlich wählten sie ihre neuen Mitglieder selbst aus der Kaufmannschaft und zwar auf Lebenszeit. Sie verlangten ferner bei Unterhandlungen des Raths mit fremden Mächten zugezogen zu werden, auch die Gesandten derselben in feierlicher Audienz am Schütting, wie der Rath auf dem Rathhause, empfangen und festlich bewirthen zu dürfen. Sie correspondirten sogar auf eigene Hand und direkt mit benachbarten Fürsten über commerzielle Schifffahrts- und andere Angelegenheiten, empfingen wie der Rath Ehren-Geschenke von diesen

[1]) S. hierüber, was Prof. Dr. Böhmert im Bremischen Jahrbuch. II. Band, S. 477 sagt.
[2]) S. hierüber Dr. Kriegk. Frankfurter Bürgerzwiste im Mittelalter. Frankfurt 1862. S. 458.

und machten ihnen solche. Obgleich viele dieser beanspruchten Vorrechte bestritten waren, so haben die Aelterleute sie doch zu verschiedenen Zeiten exercirt. Ja es ist sogar ein Mal vorgekommen, dass der Rath einer Commission von Aelterleuten nebst Einigen aus den Aemtern Rechnung ablegen musste über Verwaltung des gemeinen Gutes.

Am meisten trat der Einfluss und das Ansehen der Aelterleute im siebenzehnten Jahrhundert, bald nachdem sie ihren hohen Schütting gebaut hatten, hervor. Und man mag sich dem Allen nach eine Vorstellung von der Bedeutung dieses, wie gesagt, dem Rathhause gegenüber am Markte etablirten Gebäudes machen. Waren hohe Gäste in Bremen anwesend, denen der Rath auf dem Rathhause ein Banquett gab, so lud sogleich auch das Collegium der Aelterleute dieselben hohen Gäste auf dem Schütting zu einer Mahlzeit ein, bei der es zuweilen eben so hoch und höher herging, als drüben. Wir besitzen in unsern Chroniken und andern schriftlichen Ueberlieferungen noch mehre detaillirte Beschreibungen solcher Schüttings-Feste, bei denen es nicht an Kanonensalven und anderm Pomp fehlte. Unter vielen andern mag ich als Beispiel die kurze Schilderung der Mahlzeit wiederholen, welche im December 1654 zur Feier eines mit Schweden abgeschlossenen Friedens „den Excell: Excellenzen und Wohlgebornen Herrn Herrn Schering Rosenhan, Freiherrn zu Skalenberg, „Oberstatthalter zu Stockholm, und dem Grafen Hans Christoph von Königsmark, Schwedischen Gouverneur der „Herzogthümer Bremen und Verden, den Abgesandten der Königin Christine" veranstaltet wurde. Diese hohen Herren mit allen ihren Begleitern und Offizieren waren zuvor feierlichst in Bremen eingeholt worden, hatten die Huldigung des Raths empfangen, waren am 6. December von diesem auf dem Rathhause traktirt, und gleich darauf am 7. nahmen sie dann die Aelterleute, die bei der Rathhausmahlzeit „mit den Bürgern nur an „der sechsten Tafel" gesessen hatten, auf dem Schütting vor. „Auf dem weiten Saale des Schüttings war „gegen den grossen Spiegel eine lange Tafel für Ihro Excz. Excz. und andere Offiziere, die Herren Bürger-„meister und Syndici gedeckt, — vor dem Fenster ein Tisch für die Offiziere, — auf der andern Seite einer „für die Secretarien, Hofmeister und andere. — In der Mitte des Saales recht gegen Ihro Excz. Excz. sassen „die Herren des Raths mit den Direktoren und Raths-Sekretarien. Diese hatten an beiden Seiten zwei Tafeln, „an denen Deputirte der Bürgerschaft sassen. Längs dem Fenster war eine Tafel für das fremde Gesinde ge-„deckt. Der Cantor musicirte auf zwei Choren, deren eines beim Schornsteine, das Andere in der Ecke des „Saales über der Schreiberei war. Die Chore waren in die Höhe gebaut, und mit Tapezereien umhangen. Ihro „Excz. Excz. wurden von Herrn Georg Cöper, als Worthalter der Aelterleute und Bürgerschaft empfangen „und es wurde alsbald aus den Schiffen geschossen, womit man während der ganzen Mahlzeit fortfuhr, wenn „Gesundheiten getrunken wurden." [1]) Die leckeren und reichlichen Speisen und Getränke, welche die Bremischen Aelterleute bei solchen Gelegenheiten spendeten, mag sich der Leser dazu denken, so wie er sich auch die zahllosen andern Mahlzeiten, welche noch später auf dem Schütting unter Trompetengeschmetter, Cantor-Musik und Kanonen-Donner gefeiert wurden, nach dem obigen Muster ausmalen kann.

All das Gesagte mag indess hier genügen, um die Physiognomie, mit der das alte hohe und fensterreiche Gebäude des Schüttings noch jetzt seit nun fast viertehalb hundert Jahren auf unsern Markt herabgeblickt hat, einigermaassen zu interpretiren und zu charakterisiren.

Seit dem Jahre 1848 ist das alterthümliche Collegium der Aelterleute aufgehoben und hat sich in die sogenannte „Handelskammer" verwandelt, die nun zwar keine grossen politischen Ansprüche mehr macht, sich vielmehr in diesen Zeiten der Theilung der Arbeit bloss den commerciellen Angelegenheiten widmet, auf die aber doch immer noch ein Theil des Glanzes und Ansehens der „Oldermannen des Kopmanns" übergegangen ist. Sie hat sich mit ihren Versammlungs-Säälen, Schreib- und Bibliotheks-Zimmern etc. in dem alten Schütting neu eingerichtet. Von ihr ist auch, wie ich schon sagte, der neue Börsenbau auf der Ostseite des Marktes, so wie die Errichtung des neuen Baukgebäudes in der Nahe des Marktplatzes ausgegangen, und der Grosshandel hat demnach seiner in neuester Zeit stets gewachsenen Bedeutsamkeit gemäss sogar noch weiter als früher am Markte um sich gegriffen, während der Kleinhandel sich im hohen Grade von demselben zurückgezogen hat. Auch noch heutiges Tages tagt die Bürgerschaft Bremens am Markte, so zu sagen, unter den Flügeln der Kaufmannschaft, nämlich in dem sogenannten „Conventsaale", einem schönen Raume unter dem Dache der neuen Kaufmannsbörse. —

Accise- und Consumtions-Haus.

Schon die alten Erzbischöfe haben, wie wir aus den ihnen das Markt-Privilegium für ihre Stadt Bremen ertheilenden Urkunden ersehen, auf unserm Markte mancherlei Steuern und Einnahmen durch die von ihnen

[1]) S. Post. Bremische Chronik, Manuscript auf der Stadtbibliothek Band IV. S. 250.

angestellten Marktvögte erhoben, ein telonium (Waarenzoll), Standgelder für die Krambuden, Strafgelder etc. und mit der Marktpolizei waren im dreizehnten Jahrhundert auch diese Einkünfte auf den Rath übergegangen, der, wie wir aus der kundigen Rolle erfahren, auch Zapfgeld für den an Fremde auf dem Markte verzapften Wein und noch einige andere Abgaben erhob.

Die „Accise", d. h. der Zoll von allen ein- und ausgeführten Waaren muss demnach wie in andern Städten, so auch in Bremen schon eine sehr alte Abgabe gewesen sein. Sie wurde zum Theil bei den Thoren der Stadt und an der Schlachte, wo die Waaren aus- und eingeführt wurden, entrichtet, und floss von da nach dem Centrum der Stadt, nach dem Markte zusammen, wo anfänglich eine „Accise-Kammer" auf dem Rathhause bestand. Als allmählig der Handel gestiegen und mit ihm die Verwaltung der Accise weitläufiger geworden war, wurde im Jahre 1532 ein eigenes Accise-Haus „Zise-Bode" [1]) an der Westseite des Marktes nahe bei der Raths-Apotheke gebaut, auf dem sowohl die Accise als auch das „Convoyegeld", berichtigt wurde. In dem parterre dieses Hauses war eine kleine Stube mit Schieb-Fenstern, die in den Hausraum hinausgingen. Vor einem dieser Schiebfenster sass — wieder ein Marktbild! — zu gewissen Stunden des Tages, bis zur Französischen Zeit, des Morgens von 9—10 Uhr und Nachmittags von 2—3 Uhr der „Accise-Herr", in seinem Ornate, Halskrause und Perücke, um die Abgabe einzunehmen. Die abgabepflichtigen Bürger traten vor das Fenster. Der Accise-Herr reichte ihnen einen hölzernen Teller hinaus, und empfing auf demselben das pflichtschuldigst entrichtete Geld.

Nicht so alt, wie die Accise ist eine andere Abgabe in Bremen, die ebenfalls mit dem Marktverkehr zu thun hat, die sogenannte „Consumtion" oder Verbrauchssteuer. Sie wurde in Bremen im Anfange des dreissigjährigen Kriegs (1625) eingeführt und auf das in der Stadt consumirte Fleisch, Getränke, Korn, Feuerung etc. gelegt, um die ausserordentlichen Kosten für die damals zur Vertheidigung der Stadt nöthig gewordene „Soldateska" oder die kleine stehende Armee der Republik zu bestreiten. Am 26. August des Jahres 1625 wurde sie zum ersten Male eingefordert. [2]) Es wurde zunächst für diese Abgabe wie anfänglich auch für die Accise auf dem Rathhause eine Kammer eingerichtet, in der sie erhoben wurde, und die man „die Consumtions-kammer" nannte. Als die Geschäfte bei der Verwaltung derselben aber bald bedeutend zunahmen und grösseren Raum beanspruchten, wurde im Jahre 1644 [3]) ein besonderes Haus am Markte dazu eingerichtet, welches man das Consumtions-Haus nannte, und das dicht neben der Apotheke und dem Accise-Hause stand. Es waren Rathsherren, Aelterleute und Bürger dazu deputirt, um auf diesem Hause die Abgabe einzunehmen.

Alle drei genannten Abgaben: die Accise, die Consumtion und das Convoy-Geld waren unter den aus dem Markt-, Waaren- und Handels-Verkehr dem Staate zufliessenden Abgaben die wichtigsten. Namentlich mussten sie in einer Handelsstadt wie Bremen bedeutend sein, und es ist daher natürlich, dass man die Bureaux, Kassen und Häuser zu ihrer Erhebung und Deponirung an den Markt verlegte. Auch kamen diese Gebäulichkeiten, richtig genug, gerade in die Mitte zwischen den Häusern der Rathsherren und dem der Kaufleute (dem Schütting) zu liegen, so dass beide ein Auge darauf haben konnten. Alle Abend wurde von der Marktwache ein Wachtposten abgeordnet und vor diesen wichtigen Häusern aufgestellt, am andern Morgen aber wieder abgelöst.[4]) Die oberen Etagen beider Gebäude dienten zur Aufbewahrung von Akten, die auf dem Rathhause keinen Platz mehr hatten, und in ihren untern Räumen oder Kellern befand sich der „Hurrelberg", ein altes Gefängniss, von dem ich noch nachher sprechen werde.

Im neunzehnten Jahrhunderte verlegte man beide Institute in das 1803 erworbene und bald nachher zu einem Stadthause umgeschaffene alte erzbischöfliche Palatium und in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden jene alten Abgaben ganz abgeschafft oder umgestaltet. Accise- und Consumtions-Haus kamen in Privatbesitz. Das Accise-Haus wurde gänzlich umgewandelt, als man es bald nach der Französischen Zeit an den Raths-Apotheker verkaufte, und als dieser es mit seiner Apotheke verschmolz. Das Consumtionshaus aber hat noch bis auf den heutigen Tag vieles von seiner alten Physiognomie beibehalten. Es zeigt noch diejenige mit vielen Steinhauerarbeiten geschmückte Front, die es im siebenzehnten Jahrhundert erhielt.

[1]) So nennt es Renner.
[2]) Post Chronik. Band III S. 117.
[3]) Post.
[4]) Roller. Geschichte der Stadt Bremen II. 217.

Politische Bedeutung des Marktplatzes.

Durch die Begabung mit der Markt-Gerechtigkeit und der damit zusammenhangenden Privilegien und Freiheiten, so wie durch die Einrichtung eines Marktplatzes wurde in der Vorzeit ein Ort erst recht zu einer eigentlichen Stadt gestempelt. Insbesondere musste in einem Platze wie Bremen, das durch seine geographische Lage begünstigt bald eine bedeutende Mess- und Handelsstadt wurde, der Markt alsbald auch in Gerichts- und Verfassungs-Angelegenheiten eine wichtige Rolle spielen

Vor allen Dingen versammelten sich bei ihm — auf dem alten und neuen Rathhause, — in der Marktkirche (Lieben Frauen), — zuweilen auf dem Schütting, — dann in der Alten Börse — und heutiges Tages auf der Neuen Börse die Gemeinde und die Vertreter der Bürgerschaft. Sie kamen dahin, wenn Friede und Einigkeit in der Stadt herrschte. Sie stürzten aber auch auf den Markt und suchten sich ihn als die Hauptposition der Stadt zu sichern, wenn sie sich mit Gewalt der Zügel des Regiments bemächtigen wollten. Auf den Marktplätzen unserer Städte sind gewöhnlich die Volksaufstände und Revolutionen zuerst losgebrochen, wie auf dem Forum Roms und auf der Pnyx von Athen. Wie die Verschwörung der Neapolitaner unter Masaniello auf dem Markte bei den Fischbuden, so nahm auch jener Aufstand der Bremer Bürger gegen die gewaltthätigen Patricier im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auf dem Markte bei den Fischern seinen Anfang. Er begann damit, dass ein ehrenwerther Bürgermeister Arnold von Gröpelingen mit einem übermüthigen, trotzigen Patricier Götje Frese über einen auf dem Markt gekauften grossen Hecht in Streit gerieth, und dieser darauf jenen, einen beim Volke sehr beliebten Mann, auf eine schmähliche Weise ums Leben brachte. „Nach dem Be„kanntwerden dieser verruchten That,“ sagt unsere alte Chronik, „gerieth die ganze Stadt in Bewegung. Die „aufgeregten Bürger versammelten sich in der St. Nicolai-Kirche und marschirten von da gewappnet mit ihren „Bannern voran längs der Langenstrasse auf den Markt. Auch stürzten eben dahin aus allen übrigen Strassen „viele andere Bürger,[1]) zerstörten des genannten bösen Junkers Frese am Markt gelegenes Steinhaus, organi„sirten vom Markt aus den Aufstand durch die ganze Stadt, trieben alle Patrizier zu den Thoren hinaus und „machten sie friedeles.“ — In ähnlicher Weise, wie im Jahre 1307 diese Patricier-Vertreibor, so sind auch noch nachher häufig revolutionirende Bürger aus allen auf den Markt mündenden Strassen auf den Platz gestürzt, um daselbst vor dem Rathhause mit denen, welche das Heft in der Hand hielten, über ihre Gerechtsame und Privilegien zu handeln. Ich mag hier nur noch an die Marktbegebenheiten und Markt-Scenen zur Zeit der Streitigkeiten mit den Casalsbrüdern (im Jahre 1347) — ferner zur Zeit der Kämpfe der Bürger mit dem herrschsüchtigen Erzbischof Albrecht (im Jahre 1366) — so wie auch zur Zeit der Unruhen der sogenannten 104 Männer (im Jahre 1532) erinnern. Jedes Mal ist bei diesen verschiedenen Gelegenheiten der Markt nicht nur das vornehmste Rendezvous der Bürger, sondern auch der Haupt-Kampfplatz der Parteien, gleichsam das innere Schlachtfeld Bremens gewesen, der classische Boden der Stadt, auf dem die wichtigsten Angelegenheiten zuweilen in Zungengefechten, zuweilen blutig mit dem Schwerte entschieden wurden. Auch wenn es die Stadt zu vertheidigen galt, oder wenn die Sturm- und Feuer-Glocken läuteten, stürzte Alles, — wie das Blut zum Herzen, — zum Markte hin, um daselbst die Parole zu empfangen oder um von diesem Central-Punkte aus alle Maassregeln gegen das eben drohende Unheil zu organisiren.

Wenn die merkwürdigen, ergreifenden und malerischen Markt-Scenen, die, wie jeder Kenner der Bremischen Geschichte weiss, sich zuweilen bei solchen Veranlassungen ergaben, von keinem Bremer Maler aufgefasst und der Nachwelt überliefert sind, so muss man diess, wie es scheint, leider nur einem gewissen Mangel an Phantasie und Talent oder an patriotischem Sinn zuschreiben.

Wie in unruhigen Zeiten der Kampfplatz der Parteien, so ist im Frieden der für die Stadt so vielfach bedeutsame und von so wichtigen und interessanten Baulichkeiten und Erinnerungen umgebene Markt von jeher auch die Haupt-Schaubühne der Bremischen

Volksfeste

und grossen öffentlichen Feierlichkeiten gewesen. Wenn ehemals der Erzbischof eine „Hochtydt“, ein grosses Fest oder ein Tournier gab, so wählte er dazu gewöhnlich seinen Domshof. Veranstaltete aber die Stadt ein Tournier oder sekundirte sie die Feierlichkeit des Erzbischofs mit einer sonstigen Parade oder Versammlung, so nahm sie stets dazu ihren Markt, auf den die Rathsherren von dem Balcon ihrer Curie und die Aelterleute des Kaufmanns von ihrem Schütting aus auf das versammelte Volk herabblicken und herabtrompeten lassen konnten.

[1]) Rynesberg-Schene (Ed. Lappenberg) S. 84: „So troden harde wapent die langen straten entlang tho markede.“ — „Also volgeden de vele lede to ute allen straten.“

Hier auf dem Markte gingen auch die Haupt-Acte der oft wiederholten Lob- und Dankfeste bei Beendigung eines grossen Krieges und bei Abschluss eines Europäischen Friedens vor sich. Bei dem grossen Lob- und Dankfeste zur Feier des im October 1648 abgeschlossenen Westphälischen Friedens rückten unter dem Geläute aller Glocken die ganze Soldateska der Stadt und auch die bewaffneten Bürger mit ihren Bannern und Fahnen auf den Markt. Sie und das Volk und alle Versammelten stimmten daselbst den Gesang „Herr Gott dich loben wir" an. Von den Thürmen wurde dazu geblasen, auf den Wällen rings umher aus den Kanonen geschossen. Auch gaben die Soldaten auf dem Markte noch hinterdrein eine Salve, und zuletzt „liessen auch die Aelterleute von ihrem Schütting wieder abblasen" und den Pulverdampf aus ihren Schiffskanonen auf den Platz hinauswirbeln. In ganz ähnlicher Weise mit Glockengeläute, Te deums, Gewehr- und Geschützsalven sind auch in diesem neunzehnten Jahrhundert noch oft die Gedenkfeste an die Schlacht von Leipzig auf dem malerischen alten Markte zu Bremen gefeiert worden. — Zum letzten Male hat er am 9. November 1859 bei der Schillerfeier alle seine Qualitäten als grosser öffentlicher städtischer Festsalon zu entfalten Gelegenheit gehabt.

Wie bei solchen öffentlichen Veranlassungen, so war der Markt auch bei manchen Privat-Angelegenheiten der Bürger der herkömmliche Sammelplatz. So fanden sich daselbst unter andern bei einer Hochzeit die Brautleute und Hochzeitsgäste zusammen, ordneten und begannen von da aus ihren „Treck" (Prozession) zum Hause der Braut und dann zur Kirche. Auch die Beschäftigung suchenden Knechte und Dienstmägde haben sich von jeher an gewissen Tagen auf dem Markte eingefunden, um sich neuen Herrschaften anzubieten.

Da der Marktplatz sowohl das Herz der Stadt als auch gewissermaassen der Kern und Krater des städtischen Vulkans war, so musste vor allen Dingen auch die Stadt-Obrigkeit selbst ihr Auge auf ihn haben. Auf den Märkten, zu denen alle Haupt-Canäle der Strassen der Stadt mündeten, und auf denen sie sich kreuzten (in Bremen die Langen- die Obern- die Wacht- die Osterthor-Strasse und noch andere), wo daher ein stetes Menschengewühl fluthete, gab es die häufigsten Veranlassungen zu Streit und Rechtsverletzung und desshalb mussten sich auf oder bei ihnen ganz besonders auch die Polizei, die Richter und überhaupt die obersten Stadt-Behörden festsetzen. Daher sind denn neben den Etablissements des Klein- und Grosshandels auch immer die Stadt- und Rathhäuser, die alten Gerichtsstätten, die Rolandssäulen oder andere Symbole der städtischen Gerichtsbarkeit, ferner Gefängnisse, Pranger, Schaffote und Wachthäuser auf unsern städtischen Marktplätzen erschienen.

Gerichtsstätten am Marktplatze.

Da das wichtigste der eben genannten Institute, das Rathhaus, welches mit seiner so schön und reich geschmückten Fronte auf den Bremer Markt hinausblickt, schon im ersten Theil dieses Werkes eingehend behandelt ist, so übergehe ich hier seine Geschichte, und füge nur noch einige Bemerkungen über die alte beim Rathhause befindliche und fast ganz auf den Markt hinausgerückte Gerichtsstätte bei.

„Wie es der alten Deutschen Sitte entsprach, sind auch in Bremen die echten Dinge und auch die Go-„dinge (Civil- und Criminal-Gericht) unter freiem Himmel und zwar auf dem Markte, dem Mittelpunkte des öffent-„lichen Lebens, im Angesichte des Doms, vor dem Vogte des Bischofs gehalten worden." Schon in Urkunden des elften Jahrhunderts wird uns erzählt, dass Friesische Häuptlinge und Sächsische Herzoge nach Bremen gekommen und auf dem Markte der Stadt erschienen seien, jene, um dort die zu hören, welche gegen sie eine Klage vorzubringen hatten, diese, um auf dem Markte ein herzogliches placitum zu halten und sich in den Besitz ihrer Herzogsrechte zu setzen. [1]) So sehr unsere alten Vorfahren den freien Himmel bei ihren Gerichtssitzungen liebten, so konnten sie doch nicht Alles stehend und auch nicht ohne einigen Schutz gegen die Unbill des Wetters abmachen und es entstanden daher auf den Gerichtsstätten bald sogenannte „Lauben" oder oben mit einem Dach versehene aber auf den Seiten offene Hallen, unter denen vier steinerne oder hölzerne Bänke hergerichtet wurden. In Bremen haben diese „Vierbänke" ursprünglich vielleicht nicht weit von der Mitte des alten grossen Marktplatzes im Norden der Stelle, welche stets die Rolands-Säule eingenommen hat, gestanden. Als man daselbst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts das neue Rathhaus baute, wurden, wie die andern auf dem Bauplatze existirenden Baulichkeiten, so auch die alten „Vierbänke" weggeräumt. Doch war die alte Gerichtsstätte ein Mal geweiht und wurde beibehalten. Die Bogenhallen oder Arkaden auf der Südseite des neuen Rathhauses waren über ihr aufgebaut und insbesondere der zweite Bogen dieser Arkaden, von der West-Ecke an gerechnet. Unter diesem zweiten Bogen nahe beim Roland, vielleicht auf der uralten Bremischen

[1]) Siehe über dies und das Folgende: F. Donandt. Der Bremische Civilprocess im XIV. Jahrhundert. S. 3. sqq., wo die Bremische „Gerichtsstätte" eingehend behandelt wird.

Gerichtsstätte wurden denn im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die vier Gerichtsbänke aufgerichtet. Man prakticirte Löcher in die steinernen Säulen des besagten Bogens so wie in die Wand des Rathhauses und steckte Balken (Ding-Bäume) zur Abschliessung des Raumes hinein, in welchem dann, wenn Gerichtssitzungen statt hatten, die mit Teppichen bedeckten Bänke und Tische mit dem bei Eidesleistungen nöthigen Reliquionschrein hergestellt wurden. Von diesen jetzt verstopften Löchern findet man an jenen Säulen noch heutzutage die Spuren. Unter diesem Bogen des neuen Bremischen Rathhauses haben während des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts die rathsherrlichen Richter im Beisein des Erzbischöflichen Vogts sowohl in Civil- als in Criminal-Sachen „Allen ringsum zur Schau" zu Gericht gesessen, Zeugen verhört, ihr Urtheil verkündet und bei Verübung von Mordthaten Nothgerichte gehalten und Verschreiungen ausgehen lassen. — Sogar noch lange Zeit nachdem für kleine Civil-Sachen im Rathhause selbst schon eine Niedergerichtsstube eingerichtet war, und nachdem auch schon grosse Civil-Sachen, sowie auch bedeutende Criminal-Fälle vor den Rathsstuhl und den Rath selbst als oberstea Civil- und Criminal-Richter im Innern des Rathhauses gebracht wurden, sind sogar noch im achtzehnten Jahrhundert Nothgerichte und „Verschreiungen" von unbekannten Verbrechern unter dem bezeichneten Rathhausbogen vom Stadtvogte vorgenommen und diese Art von unheimlichen Marktgeschreis hat noch während des achtzehnten Jahrhunderts oft über unseren Marktplatz geheult, und ist erst vor kaum hundert Jahren gänzlich verstummt. [1]) In Lübeck hat man sogar noch bis zur französischen Zeit jährlich drei Mal das Vogt- und Echte-Ding öffentlich mitten auf dem Marktplatz gehalten, woselbst die Gerichtsherren nebst einem „Aktuar" (dem ehemaligen „Voigte") an einem Tische sassen, auf dem sich ein silbernes Reliquienkästchen in Gestalt einer Kirche befand. [2])

Auch ausser den Gerichts-Scenen waren an die West-Ecke des Rathhauses und des Marktes noch andere ähnliche häufig wiederkehrende Versammlungen und Verrichtungen geknüpft, die man als gewöhnliche Bremer Markt-Ereignisse betrachten kann. So befand sich dort namentlich über der Eingangsthür zum Weinkeller auch die sogenannte „Löve" oder „Laube", ein kleiner hoher und hervortretender Ausbau, von dem herab alljährlich am Sonntag Laetare die Polizei-Gesetze des Raths oder die sogenannte Kundige Rolle den versammelten Bürgern von einem klafterlangen Pergamentstreifen vorgelesen und ins Gedächtniss gerufen wurden. Das andächtige Volk war dabei auf dem Markte versammelt. Auch sonst brachte man wohl noch andere Dinge von dieser Rathhaus-Laube aus zur allgemeinen Kunde. Ein Mal z. B. im Jahre 1513 verkündete von da der Bürgermeister Johann Trupe, dass der Rath den Rheinischen Gulden auf 36 Bremer Grote und den „einfältigen" Groten auf $5^1/_2$ Schwaren gesetzt habe.

Auf derselben westlichen Seite des Rathhauses neben der Eingangsthür befand sich endlich auch in der Mauer ein Beischlag, d. h. ein vorspringender steinerner Sitz, wie ein solcher damals und auch noch später vor den meisten Bürgerhäusern als Ruhe-Sitz zu sehen war. „Wie der Bürgersmann in Mussestunden „auf dem Beischlage seines Hauses ausruhend zu sitzen pflegte im Zwiegespräch mit den Nachbarn, so ver-„weilten auch bei gutem Wetter wahrscheinlich zu fest bestimmten Stunden die Väter der Republik, — dieser oder „jener Bürgermeister und einige Rathsherren — auf jenem Rathhaus-Beischlage, um sich mit einzelnen dazu ent-„botenen Bürgern über öffentliche Angelegenheiten vertraulich zu besprechen, oder ihnen Audienzen, Rechts-„belehrungen oder sonstigen Rath zu ertheilen, bei Rechtsstreitigkeiten auch zu versuchen, die Parteien zu „einem Vergleiche zu bringen, ja zuweilen wohl gar daselbst im Angesichte der gegenüberstehenden Bildsäule „Karls des Grossen förmlich zu Gericht zu sitzen." [3])

Gefängnisse am Markte.

Ein kleines Gefängniss am Markte, das der Aelterleute beim Schütting, habe ich schon erwähnt. Ein anderes hatten daselbst die am Markte sitzenden Richter für „Verfestung" oder Sichermachung ihrer Angeklagten. Es war eine kleine enge „Kammer" oder ein Kellerloch ganz in der Nähe der „Vierbänke" im Westen des Rathhauses, in der Gegend der sogenannten „Alten Börse". Dieses Gefängniss hiess „des Boten Keller", weil der Bote oder Büttel, der die Arrestanten vorzuführen und zu bewachen hatte, nahe dabei wohnte. Wie alle damaligen Gefängnisse, war auch dieses Verliess, das jetzt wohl mit dem Weinkeller verschmolzen ist, nur ein Arrestlokal. Denn mit langwieriger Gefängniss-Strafe gab man sich vor dem siebenzehnten Jahrhundert noch nicht viel ab. [4])

Ein zweites, grösseres, in der Bremer Criminal-Geschichte oft genanntes Gefängniss war „der Hurrelberg". Er lag ebenfalls am Markte, und zwar unter den spätern über seinem Gewölbe aufgebauten Accise- und Consumtions-Häusern an der Westseite des Platzes, ebenfalls nicht weit vom Roland und den „Vierbänken"

[1]) S. hierüber Donandt l. c. S. 28.
[2]) S. hierüber Lappenberg. Hamburgische Miniaturen. S. 40.
[3]) S. Donandt. Der Bremische Civil-Process S. 26.
[4]) S. über den Boten-Keller. Donandt. l. c. S. 11. 12.

Schon der alterthümliche kaum mehr verständliche Name dieses Gefängnisses scheint auf ein sehr hohes Alter hinzudeuten. Nach einer Erklärung des Niedersächsischen Wörterbuchs soll das Wort von einem alten Verbum „hurreln", dass so viel als „vexiren" bedeutet und von „hergen" oder „verhergen" abzuleiten sein. „Der gemeine Mann", sagt Roller, „sah dieses Gefängniss für infamirend an". Unbequem und hart genug mag es jedenfalls gewesen sein. Nichts desto weniger haben die Bremer Gerichtsherren bei verschiedenen Gelegenheiten manchen angesehenen Mann, der an was Besseres gewöhnt war, in diesen grässlichen Löchern schmachten lassen, ein Mal im fünfzehnten Jahrhundert den berühmten Bürgermeister Johann Vassmer, ein ander Mal im siebzehnten Jahrhundert den unglücklichen Aeltermann Burchard Lösekanne vor seiner Enthauptung und ein Mal sogar einen Grafen von Oldenburg, Christian VIII. oder wie unsere Alten ihn nannten „Junker Kersten von Oldenburg" den die Bremer im Jahre 1406[1]) bei Golzwarden mit 62 gesattelten Pferden und eben so vielen Reitern zu Kriegsgefangenen gemacht hatten. Im Jahre 1786, als man in Bremen anfing, auf Verbesserung der alten scheusslichen Arrest-Verliesse zu denken, wurde der Hurrelberg am Markte als Gefängniss abgeschafft und an einen Kaufmann zu einem Weinlager vermiethet, nachdem man beim Osterthore einen alten luftigen Mauerthurm zu einem Gefängnisse, „der Neue Hurrelberg" genannt, eingerichtet hatte.

Executionen am Markte.

Auch mehre der in alten Zeiten üblichen Criminal-Strafen, namentlich der sogenannte Stauphesen, das Brandmarken, das Ausstellen am Pranger etc. wurden sonst regelmässig, wie die Gerichtssitzungen, vor aller Augen auf dem Marktplatze ausgeführt. Es war dazu ein eigens erhöhtes und ummauertes Plätzchen vorgerichtet. Früher ehe das neue Rathhaus vor 1405 gebaut wurde, befand sich dieses Plätzchen auf der Nordseite des damals noch grossen Marktes und hiess „de Stupensteel" (der Staupen-Pfahl). Als das neue Rathhaus gebaut war, verlegte man den Platz mehr nach der Südseite des Marktes und baute dort den sogenannten „Kaak". Mit diesem Namen wurde nicht nur in Bremen, sondern auch in Lübeck und andern Niedersächsischen Städten Das genannt, was man später den „Pranger" hiess. Das Wort soll (dem Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuche zufolge) von „kiken", (gaffen, schauen), herzuleiten sein und so viel bedeuten als den Platz, wo Missethäter zur Schau ausgestellt werden. Es hätte demnach eine ähnliche Etymologie wie „Pranger" von „prangen". Dem Orte, wo ehemals der alte Pranger stand, jetzt einem kleinen Winkel oder Sackgässchen hinter dem Rathhause, ist noch bis auf den heutigen Tag der alte Name „Stupensteel", zu „Schuppensteel" corrumpirt, geblieben.[2]) Der neue Pranger oder „Kaak" war ein kleines rundes oder achteckiges Bauwerk etwa 20 Fuss hoch und ungefähr 15 Fuss im Durchmesser, ziemlich zierlich, fast elegant ausgeschmückt, sehr wenig in Harmonie mit seiner uneleganten Bestimmung.

Acht Säulen, anscheinend korinthischer Ordnung, standen auf einem steinernen vom Bildhauer bearbeiteten Sockel. Sie trugen eine mit steinerner Balustrade eingefasste Terrasse oder Plattform, in deren Mitte ein ebenfalls von Steinmetzen oder Holzschneidekünstlern bearbeiteter Pfahl stand. Im Innern der Säulenumzäunung führte eine Treppe auf diese Plattform hinauf, welche dem Gesagten nach fast wie ein für Musiker und Fest-Gäste ausgezierte Tribüne aussah, dagegen aber die Scene vieler Leiden und grausamer Bestrafungen gewesen ist. An dem Pfahle hingen an Ketten eiserne Ringe, und es sind an ihm im Laufe der Zeiten unzählige arme Missethäter zur Schande ausgestellt, ausgepeitscht und gebrandmarkt worden. Wenn sie des Landes verwiesen wurden, so mussten sie auch oben auf dem Kaak und auf das Schwert des Scharfrichters einen Eid leisten, dass sie bei Verlust des Lebens nie in die Stadt zurückkehren wollten. Auch wurden auf dieser kleinen abscheulichen Schaubühne gewöhnlich diejenigen Dinge verbrannt, eingeschmolzen oder sonst vernichtet, die man, weil sie nicht gesetzmässig angefertigt waren, confiscirt hatte, als z. B. falsche Münzen, polizeiwidrig kleine Bröde, auch verkehrt gemachtes Schuhwerk oder wie es in den Bremischen Statuten von 1428 heisst „falsche Stiefeln" und „falsche Gamaschen" („calcei falsi",) was denn für den Anfertiger als höchst schimpflich betrachtet wurde.[3]) — Noch in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts sah der Engländer Thomas Lediard, der um diese Zeit Bremen besuchte, die Auspeitschung eines jungens Mädchens auf dem Bremer Kaak mit an und beschrieb sie umständlich.[4]) Im Jahre 1782, nachdem die alten Vorrichtungen bei Milderung der Criminal- und Straf-Gewohnheiten unbrauchbar und unnöthig geworden waren, wurde der alte von Sandstein aufgeführte Kaak abgebrochen.[5]) An seine Stelle trat nun ein gewöhnlicher Schandpfahl, der

[1]) Nach Anderen war es 1408.
[2]) S. Donandt l. c. S. 17.
[3]) Siehe hierüber Oelrichs. l. c. S. 421.
[4]) S. das Buch: the German Spy. London 1740. S. 56. sqq.
[5]) Bürgermeister Heineken, Chronik von Bremen. Manuscript der Stadtbibliothek. Band I. S. 309.

„Pranger", an welchem nur noch dann und wann ein Verbrecher zur Ehrenstrafe ausgestellt wurde, aber sonst weiter keine leiblichen Quälereien mehr statt hatten.

Die Hinrichtungen geschahen in der Regel nicht auf dem Markte. Sie waren allzuhäufig und hätten wohl den Verkehr zu oft gestört. Für sie hatte man vor den Thoren der Stadt eigene Richtplätze. Nur zuweilen, wie es scheint, wenn man aus gewissen Ursachen die Sache recht augenfällig machen oder mit Nachdruck ausführen wollte, nahm man den Marktplatz dazu. So soll z. B. im Jahre 1365 der Rathsherr Martin Lange Martin wegen einer Handvesten-Fälschung in einer kupfernen Pfanne auf dem Markte lebendig verbrannt worden sein. Und im Jahre 1654 errichtete man eines Morgens ganz in der Frühe in der Mitte zwischen der Rolands-Säule und dem Pranger, also recht auf dem Centrum des Marktes ein schwarzes Gerüste, das einem der Mitglieder des alten Collegiums der Aelterleute der Bremer Kaufmannschaft, dem angesehenen und wohlhabenden Aeltermann Burchard Lösekanne Böses bedeutete. — Derselbe war von einigen ihm feindlich gesinnten Bürgern des damals trotz der Schweden-Noth in Parteiungen gespaltenen Bremens des Hochverraths angeklagt, und dazu verurtheilt „Andern zum abscheulichen Exempel" zwei Finger an der rechten Hand und den Kopf zu verlieren. Nachdem man diesen armen Mann eine Zeit lang festgehalten, häufig vor dem Rathsstuhle inquirirt, in seinem Gefängniss auch gefoltert, und er unter Qualen Alles, was man wünschte, gestanden hatte, wurde auf dem besagten Schaffot im Angesichte des Versammlungshauses der Aelterleute, unter vielem Zulaufe des Volkes und mit einem gewissen militärischen Pomp das harte Urtheil an ihm vollzogen. Der Markt war mit Soldatesca besetzt, und eine Compagnie der bewaffneten Bürgerschaft musste mit fliegenden Fahnen die Börse beziehen. Nachdem er ausgelitten hatte, wurde sein Leichnam, sein Kopf und die beiden abgeschlagenen Finger in einen zur Hand gesetzten Sarg gelegt, derselbe mit einem dicken Kieselsteine, — „weil kein Hammer zur Hand war", — vernagelt, auf einen Bauerwagen gesetzt, mit schwarzem Laken verhangen und über die Obernstrasse, auf der vom Markt aus von jeher so viele Verurtheilte hinausgeführt und auf der auch umgekehrt zum Markt und zum Dom her so viele Ehrengäste hereingeleitet worden sind, bei seinem Wohnhause, das auf dieser Via Sacra Bremen's stand, vorbei zum Ansgarii-Thore hinausgebracht und „beim St. Michaelis-Kirchhof recht am Fusspfade sine lux sine crux eingescharrt".

Nach dieser demonstrativen Hinrichtung des berühmten Aeltermanns Lösekanne hat, glaube ich, der Markt kein ähnliches Schauspiel wieder gesehen. Doch mag ich noch erwähnen, dass in früheren Zeiten dann, wenn den zum Tode Verurtheilten ihre traurige Strafe durch eine Zuthat von Pein noch etwas verschärft werden sollte, z. B. durch vorgängiges „Zwicken mit glühendem Eisen in den Arm", dergleichen accessorische Peinigungen nicht auf dem Platze der Hinrichtung, sondern zuvor auf dem Markte und zwar, wie mir aus Stöver's Criminal-Nachrichten hervorzugehen scheint, meistens in der Nähe der alten Roland-Säule vorgenommen wurden. — Vor dem Osterthore lag — wenigstens seit dem sechszehnten Jahrhundert — das Haupt-Criminal-Gefängniss Bremens „der Zwinger" mit seinen Tortur-Anstalten. Alle zum Tode Verurtheilten wurden einige Tage vor ihrer Hinrichtung nach dem Zwinger geschafft und dann von dort in der Richtung der Osterthors- und Obernstrasse durch die Stadt zu dem im Westen liegenden Hinrichtungs-Platze, dem sogenannten Joden- und Galgenberge, geschleppt. Und in der Mitte auf dem Markte war dann eine Hauptstation, wo sie mitunter noch vor ihrem Ende, wie gesagt, „gezwickt" wurden. Viele Diebe, Mörder, Hexen und Seeräuber sind — letztere oft schaarenweise — diese via dolorosa Bremen's jammervoll dahingezogen.

Als ein sichtbares Zeichen oder Sinnbild, als ein handgreifliches Symbol und festes Monument aller der an die Einrichtung ihres Marktes sich knüpfenden Gerechtsame, Freiheiten und Verrichtungen und aller Funktionen und Bestimmungen des Marktes hatten die alten Bremer vielleicht schon im zwölften Jahrhundert oder auch noch früher mitten auf ihrem damals sehr grossen Marktplatze die Rolands-Säule errichtet. Vermuthlich war seit den ältesten Zeiten dieser Roland der Träger der Marktgerechtigkeits-Symbole und Attribute: — des entblössten Schwertes, das den Blutbann bezeichnete, — des Königshandschuhs, des Symbols des Markt-Rechts, — der ausgesteckten Fahne, die so lange wehte, wie Kauf und Verkauf dauern durften.[1]) Diese Bremer Rolands-Säule hat verschiedene Schicksale und Wandlungen erfahren, scheint aber so gross und stattlich aus soliden Steinen gemeisselt, wie sie noch jetzt dasteht, erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, als man das neue Rathhaus baute, hergestellt zu sein. Sie war oder wurde das fest im Boden des Marktes wurzelnde und heilig gehaltene Palladium der Privilegien, der richterlichen Gewalt und der politischen Selbstständigkeit der städtischen Commune, mit welcher letzteren man den mythischen Roland zuweilen identificirte, z. B. wenn in der Inschrift auf einem öffentlichen Gebäude gesagt wurde „Roland (d. h. die Stadtgemeinde) habe es bauen lassen", oder, wenn noch in diesem neunzehnten Jahrhunderte der 5. November oder der Jahrestag der nach der Befreiung von Napoleon wieder erlangten Selbstständigkeit Bremen's „Rolands Geburtstag" (der Wiedererstehungstag der Republik) genannt wurde und wenn man

[1]) S. hierüber Donandt. Bremisches Stadtrecht I. S. 217.

an diesem Tage die Bildsäule Rolands bekränzte. Die Geschichte der Roland-Säule ist schon umständlicher in dem ersten Hefte dieser Blätter S. 22 sqq. entwickelt worden und ich verweise den Leser hier auf jenes Heft. Da aber der Roland, so zu sagen, die in Stein verwandelte Seele des Marktplatzes oder seine Axe gewesen ist, um die sich alle Markt-Angelegenheiten und Ereignisse gedreht haben, so musste ich sie doch hier der Vollständigkeit und des Zusammenhangs wegen wenigstens abermals erwähnen.

An einem solchen stummen Wächter mit versteinertem Schwerte hatte indess die Bremische Markt-Polizei natürlich nicht genug. Es musste auf dem Markte auch noch ein denkender, handelnder und wandelnder Posten aufgestellt werden. Für diesen baute man in der Nähe des alten Kaaks bei der südöstlichen Ecke des Marktes ein kleines Häuschen,

die Marktwache,

in welcher einige roth gekleidete Stadt-Soldaten einquartirt wurden. Im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert standen vor diesem Wachthäuschen zwei Kanonen. Dicht hinter ihm war der Markt-Brunnen, den man besonders bei Feuersbrünsten fleissig benutzte, und der vielleicht express eingerichtet war, um die grossen Bottiche und Kübel, die zum Feuerlöschen auf dem Markte bereit standen, stets füllen zu können. Die Marktwache war — wiederum sehr charakteristisch für die Bedeutung des Platzes — die Hauptwache der Stadt. Sie war wahrscheinlich ein sehr altes Institut und vermuthlich hat die Wachtstrasse, die von hier zur Weserbrücke hinausläuft, von ihr den Namen erhalten. Der von mir schon oben bei Gelegenheit der Marktbuden und Verkaufs-Lokale genannte Französische Reisende Mr. Clement, der in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts Bremen besuchte und besang, hat in seinen unpoetischen Versen den besagten Posten eben so geschildert, wie wir ihn auf den in dieser Zeit entworfenen Ansichten des Marktplatzes dargestellt sehen. Nachdem er von der Rolands-Säule geredet und von ihr gesagt hat, dass „die auf sie so stolzen und eifersüchtigen Bremer" eben dieser Säule und ihrer Bewachung wegen ein „corps de garde" etablirt hätten spricht er von den Musquetirern und den beiden Kanonen:

Là je vis quatre ou cinq mousquets
Pendus à des cloux à crochet
Et deux pièces d'artillerie
Diable ce n'est point raillerie!
(Da sah ich vier oder fünf Musketen,
An Haken aufgehängt
Und zwei Stück Kanonen.
Teufel das ist kein Spass!)

Die Markt-Mauer.

Schon auf den Stadtplänen aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts ist das innere Hauptstück des Marktes von jener niedrigen Mauer umgeben, die ich bereits oben bei Gelegenheit der Fleischerbänke erwähnte. Wann diese Mauer-Einfassung zuerst gemacht sei, und was sie eigentlich bedeuten sollte, ob sie blos zur Einzäunung der Fleischer und Fischer diente, ist mir ungewiss. Wahrscheinlich aber wurde sie im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, als man das neue Rathhaus baute, den steinernen Roland und wohl auch den Kaak errichtete, aufgeführt [1]) Sie lief, wie gesagt, vom Kaak zur Rolands-Säule herum und verband beide, bildete, wie es scheint, ein Viereck oder Vieleck und hatte mehre Eingänge oder Pforten.

Der Raum im Innern dieser Mauer, so wie überhaupt der ganze Marktplatz waren ohne Zweifel sehr lange Zeit ohne alles Steinpflaster, ganz ungekünstelter Naturboden. Wahrscheinlich half man indess zuweilen schon in sehr alten Zeiten mit Anfahrung und Vertheilung von Sand und von zerschlagenen Mauersteinen, den gewöhnlichen Hülfsmitteln und Vorläufern eines regulären Strassenpflasters, nach. In der Chronik des Archivars H. Post [2]) heisst es zum Jahre 1595: „In diesem jahre ist dass markt mit grausteinen bricken beleget" (in diesem Jahre ist der Marktplatz mit grauen Sandstein-Quadern belegt). Dies ist die älteste Angabe, die ich bis jetzt über die Consolidirung des Marktplatzes habe finden können. Wahrscheinlich gab es aber doch schon lange vor 1595 steinernes Pflaster auf dem Markt.

Die besagte steinerne Markteinfassung hat, wie auch die Mauern, welche die Stadt-Kirchhöfe und fast alle andern öffentlichen Plätze Bremens umgaben, lange bestanden, nämlich bis zur Französischen Zeit dieses Jahrhunderts. Im Mai des Jahres 1812 machten die Französischen Behörden, die so viel Mittelalterliches in Bremen aufgeräumt haben, Vorschläge zur Verschönerung und zweckmässigeren Umgestaltung des Marktplatzes. „Alle Gegenstände, welche denselben obstruirten, sollten demolirt und hinweggenommen werden, nament-

[1]) S. Donandt l. c. S. 22.
[2]) Siehe den Band III. (S. 26) des auf der Stadtbibliothek befindlichen Manuscripts derselben.

„lich die alte Einfassungsmauer, eben so das corps de garde, und auch — die Rolands-Statue. Der ganze „Markt sollte besser geebnet und mit dem Niveau der in ihn einmündenden Strassen in Harmonie gesetzt werden. „Nur der Markt-Brunnen sollte bleiben. Alle Materialien, die man durch die Zerstörung gewinnen würde, sollte „der Entrepreneur der Arbeit bekommen, auch die grosse Rolandssäule und die sie umgebende Balustrade „(ainsi que la statue de Roland et les balustrades, qui l'entourent") und die Steine und das Eisen, das davon „käme, sollte der Entrepreneur bei der Construction der Gossen und Abzugs-Kanäle (à la construction des rigoles „et égouts) verwenden dürfen." Diese barbarische und dem Minister des Innern in Paris übersandte Eingabe ist vom 21. Mai 1812 datirt und von dem „Ingenieur en chef Eudel" unterzeichnet. Man kann sich denken, welche Trauer und Empörung in der Brust manches Bremer Patrioten, der Kunde davon erhielt, namentlich der Vorschlag erweckt haben mag, das Schild und Schwert und die steinernen Beine und Arme des ehrwürdigen Sinnbildes der Bremischen Selbstständigkeit zu Gossensteinen und Abzugskanälen für den Strassenschmutz umzuwandeln. Vielleicht verwandte man sich von Bremen aus für das alte ehrwürdige Monument oder vielleicht hatte man in Paris selbst ein besseres Verständniss für interessante, durch das Alter geheiligte Monumente, kurz das Ministerium des Innern in Paris, dem die Markt-Verschönerungs-Pläne des Ingenieurs Eudel zur Genehmigung zugesandt waren, hiess Alles gut, „mais sous la condition, que les murs d'appui et „la statue, qui sont sur la place du marché seront conservés" (unter der Bedingung, dass die Statue und ihre Balustrade, die auf dem Markte sind, erhalten werden). Dieses Schreiben ist vom 17. August 1813 datirt. Ihm zufolge wurde die alte Wache und die Einfassungsmauer des Marktes damals weggebrochen. Aber die Rolandssäule wurde durch dasselbe gerettet. Noch nachdrücklicher freilich wurde ihr Bestand gesichert durch die dem August bald folgenden October-Ereignisse des Jahres 1813. Am 5. November dieses Jahres, an welchem Tage der vom französischen Maire und Präfecten befreite Rath von Bremen die alten Regiments-Zügel wieder ergriff, feierte Roland das von mir schon erwähnte Fest seiner Wiedergeburt und der Bremer Markt erhielt seine alten Privilegien und Freiheiten zurück!

Erklärung zu Tafel X: Der Marktplatz in Bremen.

Der Abbildung des Bremer Marktplatzes auf Tafel X liegt ein Kupferstich zum Grunde, welcher sich auf Tafel XVII der im Jahre 1604 gedruckten Chronik Bremens von Wilhelm Dilich befindet. Dilich hat sein Conterfey ohne Zweifel nach dem Leben machen lassen, und wir mögen glauben, dass er den Bremer Marktplatz so abportraitirte, wie er etwa um das Jahr 1600 herum sich darstellte. Unser den Dilich copirender Künstler Herr Rippe hat aber eine bessere Perspektive und richtigere Verhältnisse in das Bild hineingebracht und nach eigenen Studien auch sonst noch einige kleine Veränderungen mit dem Dilichschen Bilde vorgenommen. — Das Ganze und alle seine Theile werden dem Leser durch vorstehende historische Notizen verständlich geworden sein. Doch mag ich zur Repetition noch folgende Bemerkungen hinzufügen:

Das Bild giebt den Marktplatz so, wie er sich von Osten oder vom Dom her darstellt. Man sieht also vor sich die westliche Seite des Markts und hat zur Rechten die nördliche und zur Linken die südliche. Den Vordergrund bildet wohl ein Theil des Grasmarkts und des sogenannten Kleinen Domshofs zwischen Rathhaus und Dom.

Ich will alle einzeln erscheinenden Gegenstände von der Linken zur Rechten nennen. — Ganz in der Ecke links steht der alte Markbrunnen. — Nicht weit davon die Haupt- oder Marktwache mit zwei Soldaten im Costüm von 1600. — Weiterhin der böse „Kaak" und neben ihm ein hölzernes Pferd oder der sogenannte Schand-Esel. — Die etwa 3 Fuss hohe Mauer, welche die Fischer- und Fleischer-Bänke umfasste, geht vom Kaak aus im Viereck zur Rolandsstatue und dann rings um die innere Partie des Marktes herum. — Das hohe Gebäude an der Südseite des Platzes ist „der Schütting" der Aelterleute der Kaufmannschaft. Die Eingangsthür desselben ist nicht wie heutzutage, in der Mitte seiner Fronte, sondern nahe bei der östlichen Ecke des Hauses. Die Giebel haben diejenige Ornamentirung, Gestalt und Anordnung, die ihnen im sechzehnten Jahrhundert gegeben wurde, und sie stellen sich beinahe ganz so noch heutiges Tages dar. Unter den Fenstern des Schüttings wie auch unter denen der anderen Häuser laufen unter hölzernen Regendächern Budenreihen, Verkaufsläden und „Kellerhälse" herum, die erst in neuerer Zeit beinahe alle beseitigt sind. Die westliche Seite des Marktes in der Mitte des Bildes zeigt 6 hohe, schmale Häuser, erstlich links ein Privathaus, — dann die Raths-Apotheke, — darauf das Accise-Haus, — ferner ein Haus, das 1644 als „Consumtions-Haus" eingerichtet wurde. — Ihnen zur Seite rechts ist ein Durchlass „die Fleischstrasse" in der, wie ich schon oben sagte, die Knochenhauer im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ihr „Fleischhaus" hatten. — Darnach kommt ein Privathaus, und endlich „das Weinhaus" („domus vinaria"), in welchem bis zum siebzehnten Jahrhunderte die Raths-Keller-Hauptleute wohnten, und unter dem auch vermuthlich schon vor 1405 ein alter Raths-Weinkeller existirt hat. Hinter und zwischen diesen sechs Häusern der Westseite des Marktes blicken einige Privatwohnungen der Langen-, Haken- und Obernstrasse hervor. In der rechtseitigen Ecke des Bildes steht der östliche Giebel des Rathhauses und seine Fronte. Man erkennt noch die ursprüngliche Ausschmückung des Gebäudes, die ihm in den Jahren 1405—1408 beim ersten Aufbau gegeben wurde. Erst um das Jahr 1612 erhielt es bekanntlich diejenigen reichen Skulpturen, die es noch heutzutage zieren, die aber natürlich auf unserm vor 1612 angefertigten Bilde nicht erscheinen.



Gez. u. gemalt v. Joh. Kippe | Lithogr. u. Farbendr. v. G. Hunckel.

Der Marktplatz zu Bremen.

(Um 1600.)

(X.)

Zur Geschichte der Moden und Trachten in Bremen.

(Hiezu Tafel I und XVII).

Unsere Deutschen Reichsstädte haben zwar im Ganzen genommen im Fache der Toilette und des Costüms wenig Originelles geleistet. Sie haben vielmehr gewöhnlich nur die grosse ganz Deutschland und Europa durchziehende Kleider-Maskerade und ihre Phasen und Wandlungen ziemlich folgsam mit durchgemacht. Sie haben ihre Schuhe geschnäbelt oder gerundet, die Beinkleider weit oder enge gemacht, eine Perücke aufgesetzt oder die Kopfhaare hinten in einen Zopf zusammen gebunden, so ungefähr zu derselben Zeit, und in derselben Weise, wo und wie man dies anderswo auch that.

Nichtsdestoweniger sind Untersuchungen über die Lokal- und Spezialgeschichte der Costüme einer einzelnen Deutschen Reichsstadt nicht ohne ein mannigfaltiges Interesse und führen zu besonderen Resultaten, welche aus einer allgemeinen Costüm-Geschichte nicht hervorgehen. Die Bevölkerung jedes Orts machte doch recht häufig jenen grossen Tanz auf ihre eigene Weise mit, that hie und da zu den Erfindungen derjenigen Toilettenkünstler, welche die dominirende Mode-Scheere handhabten, etwas hinzu oder nahm etwas von ihnen ab. Manche in den grossen Lebens-Centren und Residenzen unseres Welttheils in Schwang gebrachte Moden fanden an diesem oder jenem kleineren Orte ganz vorzüglichen Beifall und setzten sich bleibend in ihm fest, während sie in der übrigen Welt bald wieder verschwanden. Mehre Kleider-Façons, welche anfänglich die Zeitgenossen ganz allgemein angenommen hatten, wurden zuweilen von der einen oder andern Bewohner-Classe eines Orts so lange beibehalten, dass sie endlich nur noch als Standes-Trachten oder Amts-Ornate in diesem Orte erschienen.

Wenn auch ferner, wie ich sagte, die Epochen des Toiletten-Wechsels in den kleineren Orten mit den Perioden und Momenten der grossen Europäischen Mode-Geschichte ziemlich übereinstimmen, so thun sie es doch nicht ganz. Zuweilen hinkt ein Ort oder Stand den übrigen nach, anderswo läuft man schnell voran. Unsere alten Deutschen Reichsstädte z. B. sind gewöhnlich etwas langsam in der Annahme von Neuerungen im Fache der Moden gewesen, haben dann aber, nachdem sie sich ein Mal bequemt hatten, sie zu adoptiren, wohl recht ausdauernd an ihnen festgehalten, und sind daher zu Zeiten etwas „altfränkisch" erschienen.

Da sich sehr häufig die politischen Obrigkeiten in die Angelegenheiten der Schneider eingemischt und mitunter das Tragen gewisser Costüme anbefohlen, oder es diesem oder jenem Stande verboten haben, und da dann wohl manche nicht Lust hatten, sich etwas am Kleide flicken zu lassen, so sind daraus mitunter politische Streitigkeiten und Unruhen hervorgegangen, die je nach der Verfassung des Orts sich auf eine eigenthümliche Weise gestalteten und verliefen. Und hierin zeigt sich denn augenfällig eine sehr interessante Seite unseres Themas.

Wiederum haben sich die Bürger der Deutschen Städte je nach ihrer Stammverwandtschaft und geographischen Lage in ihren Moden und Trachten bald diesem bald jenem Nachbarvolke mehr angeschlossen. Im Süden von Deutschland wurde Venetianisches Costüm häufiger zum Modell genommen. Im Nordwesten hat man sich mit den Niederlanden inniger zusammengehalten. Dagegen findet man bei der Beschauung des Inhalts der Kleiderschränke der Bürger der östlichen Städte Deutschlands oft Slavische Einflüsse etc.

Wie die Stadtbürger zuweilen die allgemein üblichen Formen der Kleidungsstücke nach ihrem eigenen Geschmacke modificirt und etwas anders façonirt haben, so haben sich auch nicht selten in ihren Dialekten für diese Formen eigenthümliche Ausdrücke ausgebildet. Mitunter waren es ganz selbstständig erfundene Deutsche Lokal-Namen, mitunter aus der Fremde hergeholte Worte, die in dem Munde der Provinzialen nur ein wenig umgestaltet wurden. Man findet in unsern Städten auch für die durch den Handel herbeigeschafften Kleider-Stoffe besondere lokale Benennungen, denen ein Französisches, Spanisches oder Italienisches Wort zum Grunde liegt, und die, wenn es dem Forscher gelingt, sie zu entziffern und ihre Herkunft nachzuweisen, interessante Fingerzeige und Beiträge zur Handelsgeschichte liefern können.

Aus allem diesem ersieht man hinreichend, dass das Studium und die Schilderung der wechselnden Toilette, Coiffure und Tracht vielfältig in andere Zweige des Studiums eingreift und im Stande ist, nicht nur

für die allgemeine Cultur- und Sittengeschichte, sondern auch für das Verständniss der politischen Entwickelung der betreffenden Stadt, ihrer Verfassung und inneren Bewegungen, so wie für Dialekt- und Sprachkunde, und für die Geschichte des Handels recht ergiebig zu werden.

Diese wenigen allgemeinen Bemerkungen, die ich hier nicht weiter ausführe, weil ich nicht die Absicht habe, eine umfassende Geschichte aller Costüme, welche im Laufe der Zeiten durch die Strassen der Stadt Bremen gewandelt sind, zu schreiben, mögen hinreichen, um das Interesse des Lesers für eine etwas eingehendere Besprechung der beiden Bremischen Costümbilder (Tafel I. und Tafel XVII), welche ihm unsere „Episoden" liefern, zu wecken und zugleich ungefähr die Gesichtspunkte anzudeuten, aus denen ich sie zu beurtheilen und zu erklären versuchen will.

Beide Bilder datiren aus dem siebzehnten Jahrhundert, einer für Costüme sehr interessanten und wichtigen Zeit, das eine (Tafel I) aus dem Anfange, das andere (Tafel XVII) aus dem Ende dieses Jahrhunderts. Zwischen beiden liegt der dreissigjährige Krieg, der in Betreff der Trachten und Moden, so wie in andern Hinsichten, sehr revolutionair war. Er machte der Spanischen Tyrannei den Garaus und bereitete der Französischen Oberherrschaft im Reiche der Moden das Terrain. Das Bild auf Tafel I stellt noch die Spanische Zeit in ihrer Blüthe in Bremen dar, das auf Tafel XVII die Uebergangsformen und Phasen zur Französischen Periode. — Zur speciellen Erläuterung respective Vervollständigung beider Bilder, so wie zur Bestätigung dessen, was sie uns schauen lassen, sollen uns die anderweitigen in Bremen fliessenden — besser t r ö p f e l n d e n — Quellen der Costüm-Kunde dienen. Nämlich erstlich die um diese Zeit ziemlich zahlreichen Kleider- und Hochzeits-Ordnungen des Raths von Bremen, — zweitens die alten Zunft- und Aemter-Rollen, — drittens die aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert herrührenden und noch vorhandenen Portraits von Bremern, sowohl Kupferstiche, als auch Oel- und Miniatur-Gemälde, — und endlich viertens die Kleiderschränke der Bremer und Bremerinnen.

Von den besagten mir bekannt gewordenen Bremer Kleider- und Hochzeits-Ordnungen datirt die älteste aus dem Jahre 1546 und die jüngste und letzte aus dem Jahre 1656. Zwischen beiden kenne ich noch die von den Jahren 1577, 1587, 1606, 1624 und 1634. Jede von ihnen enthält einiges Besondere, wenn auch nur wenig. —

Die Bremischen Zunft- und Aemter-Rollen der Schuster, der Goldschmiede, der Schneider, der Knopfmacher, der Pelzer oder Kürschner enthalten in denjenigen ihrer Artikel, in denen sie neue Meisterstücke anordnen oder alte abschaffen, zuweilen einige Namen und Beschreibungen gewisser alter Kleidungsstücke.

In Kupfer gestochene und in Oel gemalte Portraits von Bremern sind im sechszehnten Jahrhundert und im Anfange des siebzehnten noch selten. Häufiger werden sie nach dem dreissigjährigen Kriege. Sie sind natürlich in der Stadt sehr verstreut im Besitze von Familien, Liebhabern und Instituten. Nur einmal haben wir die meisten von ihnen zu einer Sammlung für kurze Zeit vereinigt gesehen, nämlich bei der im Jahre 1861 veranstalteten Ausstellung von historischen und Kunst-Denkmälern Bremens.[1]) Da alle die Tausende von Kleiderträgern jener Zeit mit sammt den Hüllen ihrer „irdischen Hülle" verschwunden sind, so sind jene Portraits als kostbare Dokumente für Costümkunde zu betrachten. Denn jedes Toilettenstück, was wir auf ihnen finden, muss uns für viele Tausende gelten. — Ich kann fast sagen, dass die Untersuchung eines jeden mir etwas Neues lehrte. Schade nur, dass man in damaliger photographieloser Zeit, wo das Portraitiren noch ein kostspieliges Ding war, fast immer nur die grossen Gelehrten, die Theologen, die Staatsmänner, und zwar meist erst in der Mitte ihres Lebens abconterfeit hat. Frauen sind viel seltener als Männer, Jungfrauen und Jünglinge kaum vorhanden, so dass die für Geschichte der Costüme so wichtigen jugendlichen Kleidernarren, die gewöhnlich von der neuen Mode, wie die höchsten Alpengipfel von der aufgehenden Sonne, zuerst beschienen werden, dem Forscher fast ganz entgehen. Auch kleine Kinder sind sehr rarae aves, obgleich ihre Einhündlungen in den Kleider-, Hochzeits- und Kindtaufen-Ordnungen zuweilen vorkommen. Die verschiedenen untern Stände gelangen sehr selten zu der Ehre, auf Papier aufbewahrt zu werden. Zum schliesslichen Kummer des Costüm-Historikers sind die Füsse und überhaupt die untere Hälfte des Körpers eine sehr schwache Partie der Portraits. Das heisst sie sind gewöhnlich gar nicht vorhanden, weil fast alle Bilder nicht ganze Figuren oder Kniestücke sondern nur Bruststücke sind, so dass Einem dabei denn bloss die Details des Kopfes und der Brustverhüllung klar werden, während man darüber, wie die oberen Kleidungsstücke unten verlaufen und wie die Göttin Mode und die in ihren Diensten stehenden Schuster, Schneider, Goldschmiede und Schnallenmacher an den Füssen, Knien etc. gekünstelt, und welche Angebinde sie ihnen gemacht haben, am Ende ganz im Dunkeln bleibt.

Was endlich die vierte Quelle unserer Costümkunde, die Kleiderschränke der Bremer und Bremerinnen, die man sich besonders reich versehen wünschen möchte, betrifft, so liefern sie für unsere Periode noch eine äusserst spärliche Ausbeute. Niemand hat weder in alter, noch in neuer Zeit daran gedacht, ein Museum oder eine

[1]) Siehe über sie den lehrreichen Catalog, der damals in Bremen bei Herrn H. Strack gedruckt wurde.

chronologische Sammlung unserer wechselnden Trachten anzulegen. Allerdings hätte dies bei der Unsolidität der Stoffe seine grossen Schwierigkeiten. Die meisten seidenen und wollenen Gewänder sind, nachdem sie eine Zeitlang der Eitelkeit gedient hatten, alsbald zum Trödler gewandert oder sonst verschlitzt, so wie auch der Gold- und Silber-Schmuck beständig eingeschmolzen und umgestaltet wurde. Nur was von Eisen oder Leder war (eiserne Rüstungen, lederne Koller, Schuhwerk) hat sich besser erhalten. Aus der vorliegenden Zeit habe ich nur hie und da in Bremen Kleidungsstücke in natura auffinden können, was ich am gehörigen Orte erwähnen werde. Aus der späteren Zopfzeit ist allerdings noch manches Brautkleid oder Galla-Ornat in der Stadt vorhanden.

I. Bremer Costüme im sechszehnten Jahrhunderte und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts.

(Hiezu Tafel I).

Tafel I stellt einen Hochzeitszug in Bremen aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mit den damals und in den vorhergehenden Jahrzehnten in der Stadt üblichen Festtags-Costümen dar. Das Bild ist die Copie eines Oelgemäldes, welches sich auf der Bremer Stadt-Bibliothek befindet. Das Original ist etwa $2^1/_2$ Fuss lang und nicht ganz $1^1/_3$ Fuss hoch. Es führt in der alten Unterschrift den Titel: „Affkonterfeiung der stadt Bremen mit samt öhrer kleidung in Hochtidtlicken Ehren Dagen. Anno 1618." (Abkonterfeiung der Stadt Bremen mit samt ihrer Kleidung in hochzeitlichen Ehren-Tagen. Im Jahre 1618).

Die Ansicht der Stadt, obgleich im Titel zuerst genannt, ist auf dem Gemälde nur Nebensache, und erscheint in der Ferne des Hintergrundes, die grossen Figuren der costümirten Personen im Vordergrunde waren dem Künstler Das, was er eigentlich vorführen wollte. Unser Copist hat dem Bilde einen andern Hintergrund gegeben und hat die Scene, was allerdings natürlicher ist, in die Stadt selbst und vor die Thür einer Kirche verlegt. Im Uebrigen hat er das Original ziemlich getreu copirt. Nur das Costüm der bei der Kirchthür blasenden vier Musikanten ist auf dem Originale viel reicher und sorgfältiger ausgeführt.

Der Autor des Oelbildes hat sich nicht genannt. Dass er aber ein Zeitgenosse, ein Mann aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war, und dass er Selbsterlebtes und Selbstgeschautes darstellte, dass also sein Bild als eine authentische Quelle für Bremer Costümkunde betrachtet werden kann, geht aus dem Styl der Malerei, aus der beigefügten Ansicht der Stadt, die so dargestellt ist, wie sie um 1618 herum war, so wie aus der Abfassungsweise der Plattdeutschen Inschrift mit völliger Sicherheit hervor.

Ein Hochzeitszug vornehmer Leute war damals in den Strassen Bremens ein häufig wiederkehrendes Hauptschauspiel und es ist daher kein Wunder, dass sich mit seiner Darstellung mehre alte Künstler befasst haben. Es finden sich in Bremen im Besitze von Privatpersonen noch verschiedene ähnliche Oelgemälde mit Abkonterfeiungen von Hochzeitszügen. Doch schien keines dieser Bilder so geeignet, hier mitgetheilt zu werden, wie das vorliegende.

Einer wahrscheinlich sehr alten Gewohnheit gemäss pflegten sich die vom Bräutigam zur „Bruutlage" (zur Hochzeit) eingeladenen Gäste auf dem Markte und unter den „Löben" (Säulenbögen) des Rathhauses zu versammeln und die Braut und deren Gäste von ihrem Hause abzuholen. Dort wurde dann die feierliche Procession oder der sogenannte „Treck" („Zug" von „trekken") geordnet und angetreten, um die Braut in voller Parade durch die Strassen zur Kirche zu führen und sie dabei dem Publikum der Stadt in ihrer ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Bei den Brautleuten aus dem ersten und zweiten Stande durften die 4 oder 5 wie alle Uebrigen prächtig herausgeputzten Raths-Musikanten blasend voranmarschiren. Bei den Bräuten der geringeren Stände war so viel Lärm nicht gestattet. Bei diesen durften sich die Posauner und Trompeter nur vor dem Hause der Braut aufstellen und das von der Kirche heimkehrende Paar mochte daselbst von ihnen mit einem kurzen und kräftigen Tusche bewillkommnet oder wie es in unseren Rathsverordnungen heisst „gehofieret werden". Ich bemerke, dass in diesen Verordnungen den Stadt-Musikanten und ihrem Verhalten ein eigenes Capitel mit der Ueberschrift: „Von den Spielleuten" gewidmet ist. Auf unserm Bilde sind diese Rathsmusikanten, deren es Jahrhunderte lang nie über sechs gegeben hat, schon bei der Kirchenthür angelangt und haben sich dort zum Empfange des Zuges postirt. Diesen eröffnen ein Paar kleine Mädchen in den Jahren der Kindheit, die von einer Magd geführt und überwacht werden. Die damaligen Bremer Brautleute scheinen etwas darauf gegeben zu haben, dass recht viele und dabei recht kleine und recht bunt herausgeputzte junge Mädchen, die das Volk so gern mit zärtlicher Rührung anschaute, ihrem Zuge vorangingen, obgleich der Rath schon zu wiederholten Malen, unter andern in seiner Hochzeits- und Kleiderordnung von 1606 gegen den mit diesen Kindern getriebenen Pomp und Missbrauch mit Verboten und Beschränkungen eingeschritten war. In dem genannten Erlasse von 1606 sagt er über diese Kleinen Folgendes: „Da aber bei dem Kirchgange der Braut dadurch, dass die

„Brautleute unter und neben ihren Brautjungfern auch viele und junge Kinder einzuladen pflegen, welche sie „im Zuge vor sich hinstellen, viel Unordnung und Hinderniss verursacht wird, weil diese Unmündigen ohne eine „sorgfältige Bedienung und Aufsicht der Mägde sich nicht selbst wahren können, da auch ferner bei der Auf- „putzung derselben viele unnöthige und überflüssige Kosten durch allerhand für sie angefertigte Kleider und „Schmucksachen verursacht werden, so gebieten wir, dass von diesem Tage an keine Jungferchen, die nicht „wenigstens über 8 Jahre alt sind, vor der Braut herzugehen aufgefordert werden sollen". Ich füge noch die Bemerkung bei, dass auf andern Bremischen Hochzeits-Bildern, die ich gesehen habe, die Kinder viel zahlreicher sind, als auf dem unsrigen.

Den Kinderchen folgen die „Brautjungfern" („de Bruutderen"), die Freundinnen und Jugendgenossinnen der Braut, die sich eben so wie sie selbst und wie auch die Kinder auf das beste geschmückt haben. Zwei von ihnen, die Auserwählten der Braut scheint man insbesondere „die Brautschwestern" („Bruutsusters") genannt zu haben. Wenigstens eine von diesen beiden Brautschwestern musste sich während des ganzen Festtages immer nahe zur Braut halten, im Zuge neben ihr her wandeln und sich auch während der Mahlzeit dicht bei ihr hinsetzen, sie auch am Abende zum Schlafgemache begleiten.[1] Diese Hauptbrautschwester hiess auch wohl „der Braut Tisch-Junkfraw". Die zweite Brautschwester war denn wohl nur zur Aushülfe und als Vice-Schwester da. Auf unserm Bilde schreitet die Hauptschwester neben der Braut her, ihr zur Linken vermuthlich der Bräutigam und der Braut zur Rechten ein anderer eben so wie der Bräutigam geschmückter junger Herr, wahrscheinlich sein Sekundant bei der Festlichkeit. Diesen Hochzeits-Offizianten habe ich in alten Schriften dann und wann als „de Trekker" oder als den Mann, „de de Bruut treckt" (der die Braut zieht) d. h. den Brautführer, bezeichnet gefunden.

Die vier: die Braut und ihre Brautschwester, der Bräutigam und der „Trekker" stolziren in gleicher Linie neben einander her und bilden die Hauptgruppe des Ganzen; und hinter ihnen trippeln dann in schwarze Mäntel gehüllt, die lieben Tanten, Cousinen und andere zärtliche Verwandte, eingeladene Freunde und Freundinnen.

Nachdem wir so die dramatis personae bezeichnet haben, will ich nun ihr Costüm zu zergliedern und es in seinen interessanten Details etwas näher zu schildern versuchen. Hiebei muss ich die aus der allgemeinen Cultur- und Costüm-Geschichte Europas hervorgehenden Resultate als bekannt voraussetzen und kann nur gelegentlich an sie erinnern, da es hier nur meine Aufgabe ist, zu zeigen, ob und wie die Gesetze und Befehle der Göttin Mode in der Stadt Bremen befolgt wurden, welche Stände, Geschlechter, Lebensalter sie adoptirten, und wie weit sie vielleicht mit gelegentlichen Deutschen oder Bremischen Modificationen ins Volk eindrangen.

Das Datum unseres Bildes (der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) ist wie gesagt die Zeit der noch fortdauernden Herrschaft des „Spanischen Costüms" in Deutschland, das, wie anderswo, so auch in Bremen, seit dem Regimente Karls V. zur Geltung gelangt war, und das sich bei uns während des sechszehnten und eines Theils des siebzehnten Jahrhunderts bis zum Aufkommen anderer Moden in Geltung erhalten hat. Im Allgemeinen lässt sich dieses sogenannte Spanische Costüm mit seiner sorgfältigen Verhüllung und Einpanzerung des ganzen Körpers, mit seinen steifen, starren und geradlinigen Formen und Façons, mit seinen Anspolsterungen und Wattirungen, als einen Ausdruck sehr ceremoniöser, ernster, aber eleganter Förmlichkeit charakterisiren, was auch schon der Eindruck, den ein oberflächlicher Blick auf unser Bild auf den Leser machen muss, bestätigen wird. — Gehen wir aber ins Detail, so findet sich kein Element dieses Costüms, welches bei allen Ständen, Geschlechtern und Altersstufen im sechszehnten Jahrhundert einen so allgemeinen und lange dauernden Beifall gefunden hätte, als die weissen, mit Brenneisen gesteiften Krausen, die mit ihren Radien vom Halse nach allen Richtungen ausstrahlen, und das Haupt, wie auf einem Präsentirteller liegend erscheinen lassen. —

Ich mag daher zunächst und vor allen Dingen diese

Halskrausen

näher in's Auge fassen.

In dem bekannten Weigel'schen Trachtenbuche aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts finden wir sie am Halse des Deutschen Kaisers, der Kur- und Landes-Fürsten, der Nürnberger Patricier, der Leipziger und Augsburger Bürgerfrauen, sogar bei der Tracht „der Weiber im Böhmerlande" und auch bei der „Ancilla Dantiscana" (Dienstmagd aus Danzig). Sie scheint auch in Bremen eben so grassirt zu haben, wie anderswo. Auf unserm Bilde ziert sie sowohl die Braut als die Brautjungfer und die in schwarzen Mänteln nachfolgenden Frauen. Auch die kleinen voranschreitenden und vom Rathe, wie ich sagte, in Schutz genommenen „Kinderken und Mägdlein" von 8 Jahren machen diese unbequeme Mode mit. Desgleichen ist der Bräutigam und eben so sein Freund „der Trekker" mit ihr geschmückt, endlich auch Alles, was sonst an Männern auf dem

[1]) Siehe darüber das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch. Theil I. p. 152.

Bilde verkemmt, auch drei von den Stadt-Musikanten. — Auch alle sonstige Portraits von Bremern, die wir aus dem sechzehnten und Anfange des siebzehnten Jahrhunderts besitzen, zeigen eine prachtvoll entwickelte, mit Brenneisen gekräuselte, mit Draht durchzogene und gestützte Halskrause. Auf manchen Bildnissen, z. B. auf dem einer Bremer Dame, habe ich bei der Krause 6 Lagen von Kräuselungen über einander gezählt. Es ist kein Zweifel, dass dieser steife Zierrath zu uns nach Deutschland und Bremen aus dem steifen Spanien kam, wo schon in dem alten dem Cid gewidmeten Dichtungen Halskrausen figuriren. Bis zur Spanischen Zeit sind in Deutschland noch alle Nacken und Hälse ohne solche Einfassung, überhaupt ganz unbedeckt und nackt gewesen. Für Niedersachsen (Hamburg, Bremen etc.) beweisen das die von Lappenberg herausgegebenen Miniaturen des Hamburger Stadtbuchs aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Auf denselben sind eine Menge Personen aller Alter, Geschlechter und Stände abgemalt. Aber bei keiner einzigen von ihnen kommt irgend Etwas vor, was einer Halskrause, oder einem Kragen ähnlich sähe. Alle Ober- und Unterkleider gehen bis über die Brust hinauf, und sind hier einfach rund herum weggeschnitten. Hals und Nacken zeigen sich ganz ungeschmückt, oder doch nur von dem lang wallenden Haar- und Bartschmuck bedeckt.

Die Spanische Halskrause erhielt bei uns den Namen „Kruuskragen" (Krausen-Kragen). Sonst wurde sie auch wohl „die Kröse" genannt. Zur Zeit unseres Bildes (1618) mag sie in Bremen auf ihrer Höhe und am allgemeinsten verbreitet gewesen sein, während sie damals anderswo schon angefangen hatte, ein wenig wieder aus der Mode zu kommen. Auch bei uns ist sie mit dem dreissigjährigen Kriege ganz anders geformten Umgebungen des Halses gewichen. Nur auf den Portraits unserer Geistlichen sieht man sie noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein.

Haar-, Bart- und Kopfschmuck.

Es ist begreiflich, dass der steife Spanisch-Bremische „Kruuskragen" sich nicht mit langem Kopf- und Barthaar vertrug. Wir sehen daher auch beide auf unserm Bilde ziemlich knapp unter der Scheere gehalten. Die Haupthaare der Männer wie Frauen, auch die der Stadt-Musikanten sind im Nacken kurz weggeschnitten, die zierlich gepflegten Bärte nur mässig entwickelt. „Die Wange der Männer", sagt ein Deutscher Costümhistoriker, „war um diese Zeit ganz glatt und nackt und selten sah man noch ein von Haar beschattetes Ohr". Wangen und Ohren unserer beiden Herren bestätigen diesen Ausspruch.

Den Kopf der Männer deckt ein hoch aufgeschossenes steiles cylinderartiges Barret, das von gefaltenem schwarzen Tuche und unten von einem sehr schmalen Rande umgeben ist. Dasselbe ist ebenfalls entschieden Spanischen Ursprungs. Es hiess daher auch gemeiniglich „das Spanische Barret". Es erscheint unter andern namentlich auf vielen Portraits Königs Philipp II. von Spanien ganz eben so wie auf dem Haupte unserer Bremischen Herren. Es sieht schon unserm heutigen Herren-Cylinder etwas ähnlich und mag als Verläufer oder Vater desselben zu betrachten sein. Wahrscheinlich muss es hauptsächlich diesem festungsthurmartigen Spanischen Barret zugeschrieben werden, dass bei dem am Französischen Hofe im siebzehnten Jahrhundert eine Zeit lang beliebten Schachspiel mit lebendigen Figuren, die Hofleute, welche „die Thürme" spielten, immer das Spanische Costüm trugen, während die „Springer" und „Läufer" französich d. h. leichter gekleidet waren.[1] Die goldene Tresse oder Schnur, mit welcher auf unserm Bilde diese Cylinder geziert sind, hat später nur noch zur Uniform der Kutscher und Lakaien gehört. — In den Bremischen Kleider-Ordnungen wird den jungen Bürgerssöhnen zuweilen verboten, in ihren „Hutschnüren" Edelsteine zu tragen.

Viel glänzender und grossartiger als die Kopfbedeckung der Männer zeigt sich

der Kopfschmuck der Frauen.

Das Haupt der vornehmsten Frauengestalten auf unserm Bilde ist vom Goldschmied eben so rund herum in Goldblech eingeschmiedet, wie ehemals das der Ritter in Eisen. Es erscheint daher bei ihnen auch weder eine Haarflechte, noch eine Locke, ja nicht die geringste Spur von Haar, einem schönen Artikel, auf den die Frauen sich doch sonst zu verschiedenen Zeiten — und mit Recht — nicht wenig zu Gute gethan haben. Damals aber strichen sie ihre Haare aus Gesicht und Nacken ganz weg und in die Höhe und versteckten sie unter der Haube. Stirn und Schläfen der Braut und Brautschwestern sind mit flach anliegenden Goldblechen bedeckt, die den noch jetzt in Holland und West-Friesland bei den Frauen üblichen sogenannten „Ohr-Eisen" („Oeryzers") sehr ähnlich sehen. Sie mögen in Bremen, wie in den Niederlanden ein sehr alter Frauenschmuck gewesen sein.

Ueber diesem knapp am Kopfe anliegenden Goldbleche steigt in der Mitte des Hauptes noch ein halbmondförmiges Diadem auf, das mit zwei Zipfeln bis auf die Ohren herabfällt, und rings umher mit Perlen? oder blinkenden Goldknöpfen? besetzt zu sein scheint. Unsere Bremischen Kleiderordnungen aus dem sechs-

[1] Siehe über dieses Schachspiel das Bild in „Kunst und Leben der Vorzeit von Dr. A. v. Eye". Nürnberg 1862. Tafel 38.

zehnten Jahrhunderte nennen diese goldenen Diademe der Frauen „Perlen-Kränze" („perleden Krentze") und die Goldbleche oder Ohr-Eisen, auf denen sie stehen, bezeichnen sie mit dem Ausdrucke „Spanhändeken" (Spannbänder) Ich bemerke noch, dass die Jungfrauen damals allgemein gern etwas halbmondförmiges, und wenn es auch nur eine Moudsichel aus steifer Leinwand war, auf dem Kopfe trugen. „Sie wollten sich damit", sagt ein Culturhistoriker, [1]) „als der keuschen Luna geweiht zu erkennen geben".

Ueber dem goldenen „Spannbändeken" und „Perlen-Kranze" der Braut steigt alsdann noch ein anderer sehr unbeholfener und grossartiger Goldschmuck empor, der ausschliesslich ihr eigen ist, und den wir wohl die Brautkrone nennen mögen. Er besteht nach den auf unserm Bilde gegebenen Andeutungen aus einem breiten hohen und wohl nur dünnen Metallreifen, der oben mit Zacken und Perlen, und auch sonst mit allerlei vom Goldschmied eingefügten Zeichnungen, Kreisen, goldenen Knöpfen etc. geziert ist. Er ist der Braut wie ein kleinen hohles Fass aus Goldblech über's Haupt gestülpt, und scheint sie mehr zu beschweren als zu zieren.

Ich mag bemerken, dass diese pomphaften Kronen, mit denen die Bräute wie Königinnen herausstaffirt wurden, in Deutschland wahrscheinlich sehr alt und weit verbreitet waren. Eine dergleichen ist schon auf der zwölften Tafel von Lappenberg's Hamburgischen Miniaturen vom Jahre 1497 auf dem Haupte der dort dargestellten Braut abgebildet. Auch in Weigel's Trachtenbuch vom Jahre 1575 tragen die auf den Tafeln IX, X und XII abportraitirten Nürnberger Bräute ganz ähnliche schwerfällige und mit vielen Perlen bedeckte Brautkronen wie unsere Bremer Dame von 1618. Noch heutzutage ist ein ganz ähnlicher grotesker Schmuck, gewöhnlich „der Brautkranz" genannt, in manchen Gegenden Niedersachsens z. B. in vielen Dörfern und Flecken der Lüneburger Haide gebräuchlich. Er hat dort dieselbe oben beschriebene tonnenartige Form und übermässige Grösse, besteht aus dünn geschlagenem Metall, auch wohl aus zusammengestückten Goldflittern, ist mit Perlenschnüren, Zitternadeln, Pfauen-Federn und andern Zierrathen ausstaffirt. Reiche Bauerntöchter lassen sich zuweilen für ihr eigenes Geld — mitunter ziemlich viel — einen solchen Kranz anfertigen. Die Unbemittelten können einen eben so kostbaren um billigen Preis bei der Dorf-Modistin, die auch für Geld die ganze kunstgerechte Ausputzung der Bräute übernimmt, geliehen erhalten. Eben solche colossale Prachtstücke für die Braut sind auch noch heutzutage bei den Lettischen Bauern Lieflands und Kurlands im Schwange. Dort hält zuweilen der Gutsherr oder der Prediger für seine Leute solche Kronen in Bereitschaft. Vielleicht ist diese Altdeutsche Sitte über Bremen und Riga in jene entfernte Gegend gekommen. Möglich aber auch, dass sie ursprünglich in den Slawischen und östlichen Ländern wurzelte und von da erst zu uns herüber kam.

Da ich nun mit der Betrachtung der Köpfe unserer Figuren ein Mal beim Goldschmuck angelangt bin, so mag ich diesen zunächst auch an den andern Partien des Körpers verfolgen, und weil die Männer am wenigsten davon haben, so will ich diese zuerst mit ein paar Worten abfertigen und zunächst vom

Goldschmuck der Männer

reden. Wir finden bei unsern beiden schwarzen Herren ausser dem schon erwähnten goldenen Bändchen an ihren Spanischen Barretten nichts weiter als die Andeutung einer goldenen Kette auf der Brust. Einen goldenen Siegelring an den Fingern mag unser Maler übrigens wohl nur vergessen haben. Denn dass die vornehmen Stände in Bremen solche goldene Ringe, Ketten, Schnallen und wohl auch noch einige andere Goldsachen schon seit sehr langer Zeit zu tragen pflegten und sogar dazu ausdrücklich privilegirt waren, ist aus dem in unserer alten Chronik von Rynesberch und Schene mitgetheilten Gespräche zwischen einem Lübecker und Bremer Bürger über diesen Gegenstand bekannt genug. In diesem berühmten und vielfach interessanten Gespräche streiten die beiden Hanseaten über die alten Freiheiten und Privilegien ihrer Städte und der Bremer Landsmann behauptet, die Rathsherren und die vornehmen Männer seiner Vaterstadt hätten schon kurz nach dem ersten Kreuzzuge, den einige von ihnen unter Gottfried von Bouillon mitgemacht, vom Deutschen Kaiser das Vorrecht erhalten, eben so wie die Ritter Gold „und Bunt" (buntes feines Pelzwerk) tragen zu dürfen. — Dies ist für die erwähnte frühe Zeit zwar nur eine Behauptung und Sage. Denn auch das vielbesprochene sogenannte Privilegium Kaiser Heinrich V., angeblich vom Jahre 1111, in welchem den Consuln und Proconsuln Bremens gestattet wird, sich wie Ritter mit Gold und Buntwerk zu schmücken, ist als unecht erkannt.[2]) Aber für das vierzehnte Jahrhundert ist die Sache ausgemacht. Denn für diese Zeit bezeugt es die oben genannte treffliche Chronik, welche berichtet, dass im Jahre 1357 Bremer zum Herzog Magnus von Braunschweig nach Walsrode (im Lüneburgischen) geritten seien, um mit ihm dort zu tagen und über verschiedene wichtige Angelegenheiten zu berathschlagen. Es waren drei Bürgermeister und vier Rathsherren, nebst ihren Schreibern, „die alle in Gold und Bunt (Pelzwerk) gekleidet waren."[3])

[1]) Dr. A. v. Eye in seinem Buche: „Kunst und Leben der Vorzeit" zu Bild 10.

[2]) S. Ehmck. Urkundenbuch. S. 30, 31, 32.

[3]) „die alle cledet weren myt golde und myt bunten". Rynesberch und Schene (Edit. Lappenberg). S. 110.

Das Hauptstück für die Männer blieb die schwere goldene Kette, „die den Ritter ziert." Die Reichen und Vornehmen in Bremen hatten in ihren goldenen Ketten zuweilen wohl einen „goldenen Pfennig" („ein gülden pennyng") oder Medaillon von mehren Goldgulden an Werth befestigt. Es giebt noch mehre Portraits von Bremer Rathsherren in der Stadt, die zwei- und dreifache ziemlich dicke goldene Ketten tragen, mit grossen „Pfennigen" daran. An diesen Medaillons hängen noch zuweilen an feinen, dünnen Kettchen dicke vermuthlich ächte Perlen herab.

Aber, wie gesagt, für die Frauen hatten die Goldschmiede doch weit mehr zu thun als für die Männer. Ausser dem schon erwähnten Kopfzierrathe war bei ihnen ein Hauptstück

der Gürtel.

Der Gürtel, der die Kleider über den Hüften zusammenfasst, ist bei allen Völkern der Welt stets eins der vornehmsten Stücke des Costüms gewesen. Für die Frauen hatte er schon bei den Römern und eben so auch später bei den Deutschen eine ganz besondere Bedeutung, auf die auch Schiller in seiner Glocke anspielt, wenn er sagt: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reisst der schöne Wahn entzwei." Vielleicht lag hierin auch der Grund, dass der Bräutigam es sich in der Regel nicht nehmen liess, seiner Braut auf dem Hochzeitstage den Gürtel (in Bremen: „den Gordel") gewissermaassen als weihende Fessel selbst zur Morgengabe zu schenken.

Den alten Bremischen Kleiderordnungen zufolge haben unsere Frauen einen doppelten Gürtel gehabt, einen unteren, der den eigentlichen alten Gürtel-Dienst des Zusammenhaltens der Kleider verrichtete, und den oberen Gürtel, der wohl nur ein Figurant war, dagegen aber wie ein „roi fainéant" mit Zierrathen überladen wurde. Er hing lose um den Leib über den Hüften und seine langen, breiten, mit Gold beschwerten Enden fielen vorne und zur Seite fast bis auf die Füsse herab. „Schon seit dem dreizehnten Jahrhundert", sagt Herr Weiss in seiner Kostümkunde des Mittelalters (S. 574) „war der Ober-Gürtel in Deutschland ein Hauptgegen- „stand des Schmucks und Luxus geworden. Man stellte ihn gewöhnlich in Form eines langen Bandes aus Leder „Leinewand, Seide oder Sammet her. Und der Goldschmied verzierte ihn mit goldenen Beschlägen, Goldstücken „und zuweilen auch mit Edelsteinen." [1]) Die untern Enden des Gürtels zeigen sich auf unserm Bilde mit einem grossen rosettenartig gestalteten Goldbleche beschwert, von dem die Bremischen Kleiderordnungen häufig unter dem Namen „Rösekenborden" (Röschen-Borden) zu sprechen scheinen.

Ausser dem eigentlichen goldigen Hauptgürtel zeigen alle Damen unseres Bildes noch lange gürtelartige doppelte Bänder, die sich vom Gürtel herabhangend hinten um die unteren Partieen ihrer Kleider schlingen, und dann in zwei Zipfeln auf den Seiten herunterfallen, und die ebenfalls, wie der eigentliche Gürtel, mit schweren goldenen oder vergoldeten „Rösekenborden" endigen. Man sieht die Zipfel dieser Rosetten oder Goldbeschläge auch unter den schwarzen Oberkleidern der dem Zuge nachfolgenden Cousinen und Tanten hervorblicken. Ob diess die von unsern Kleiderordnungen zuweilen genannten „Leibriemen" oder ob es die ebenfalls häufig erwähnten „Bawen" oder „Flieger" sind, habe ich nicht ausmachen können.

Unter den Kleinodien und Goldsächelchen, die häufig mit dem Gürtel in Verbindung erwähnt werden, und die an ihm befestigt wurden, scheinen die sogenannten

„Mesthuven"
(Messerhauben, Messerscheiden)

ein Hauptstück gewesen zu sein. In sehr alter Zeit trug vielleicht Jeder, — Mann und Weib — sein Besteck, sein Messer und seinen Löffel, später auch Gabel, bei sich. Die alten „Hauben" (Futterale oder Scheiden) für diese Instrumente waren oft aus schön geschnitztem Holz oder getriebenem Metall (Kupfer und Eisen) sehr zierlich gearbeitet. (In manchen Gegenden z. B. in mehren Thälern Tyrols haben noch heutiges Tages die Landbewohner ihr Besteck im Gürtel). Später mag diess bei Vornehmen unpassend und auch unnöthig gefunden sein, weil man allmählig Messer, Löffel und Gabeln in jedem Hause vorfand, und die chemals grossen „Mesthuven" schrumpften dann zu kleinen eleganten oft aus Silber und Gold gemachten Etuis ein, welche die Frauen mit dünnen Kettchen an ihren Gürteln befestigten. Die Goldschmiede verschwendeten oft viel Kunst an diesen Etuis, die am Ende auch sonst allerlei nützliche Sachelchen, — auch Nah-Apparate — enthielten. Man findet in ihnen, besonders in denen aus späterer Zeit, kleine Messer, Scheeren, Stopfnadeln, schmale Schreibtäfelchen aus Elfenbein, und ausserdem wohl noch an vergoldeten Kettchen daneben baumelnd auf der einen Seite ein Döschen für ein Riechschwämmchen und auf der andern Seite ein ähnliches Döschen für einen Fingerhut. Ausser den „Mesthuven" und mit ihnen in Verbindung werden gewöhnlich auch noch andere „Scheden und Keden" (Scheiden und Ketten) genannt. Es mögen damit noch allerlei am Gürtel hangende

[1]) Siehe auch K. Weinhold. Die Deutschen Frauen im Mittelalter. Wien 1851. S. 144.

Sächelchen bezeichnet sein, die ich aber hier nicht zu specialisiren versuchen will, weil unser Bild nichts von ihnen aufweist.

Alles, was sie an Gold, Perlen und Edelsteinen, an sich hatten, nannten die Bremer Damen ihr „Geschmuck“ oder „Smuck“ (Schmuck). Man findet dafür auch die Ausdrücke „de clenode“ (Kleinode), auch „Smede“ (Geschmeide) oder „Zierrathen“, in sehr alter Zeit auch wohl den Ausdruck „bradsen“ oder „brazen“, womit im engeren Sinne zunächst nur die goldenen Armbänder (brasselets), im weiteren Sinne aber alle Goldzierrathen gemeint sind. Ueber den Werth und das Gewicht des gesammten Geschmeides, das die damaligen Frauen oder Jungfrauen zu tragen pflegten, giebt es in unseren Kleider-Ordnungen verschiedene Andeutungen. In der von 1546 wird gesagt, dass die Jungfrauen des ersten Standes für gewöhnlich nur goldene Ketten tragen durften, die nicht schwerer als 25 Goldgulden (Dukaten) seien. „Doch, wenn sie Braut werden, mag ihnen der „Bräutigam wohl eine Kette von 60 Goldgulden Gewicht, aber nicht schwerer geben“. In einer Ordnung von 1606 wird geboten, dass der „güldene Frauen-Gürtel“ einer Braut ersten Standes nicht über 60 Loth wiegen solle, die „Röseken-Borden“ nicht über 40 Loth, der Untergürtel (de Undergordel) nicht über 30 Loth, die „Mesthuven, Scheden und Keden“ nicht über 24 Loth. So eine Bremer Braut aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wog also an Gold Summa wohl ihre 160 Loth oder circa 5 Pfund Gold, was, wenn hier, wie ich glaube, ziemlich feines Gold zu verstehen ist, einen Werth von mehr als 1500 Thalern repräsentirt. Bei dem zweiten Stande waren die erlaubten Gewichte aller Goldsachen etwas geringer. Dem dritten Stande wurde gewöhnlich alles Gold verboten. Ihm war bei Ketten, Gürteln etc. nur Silber erlaubt. Dem vierten Stande wird auch das Silber entzogen, und wir mögen aus diesem Verbote wohl schliessen, dass man damals auch bei den geringeren Klassen der Gesellschaft goldenes und silbernes „Geschmuck“ sehr häufig trug. Die Kleiderordnungen wollten immer eine Menge Nuancen und Abstufungen machen, und wogen jedem sein Theil mit der Apotheker-Waage zu. Aber das Volk folgte wohl stets seiner alten verschwenderischen Gewohnheit und Kleiderprachtliebe.

Wie bedeutend der Verbrauch von Goldsachen im Mittelalter in unsern Hansestädten gewesen ist, geht wohl am besten aus dem hohen Alter

der Goldschmiedezunft

und der grossen Anzahl der in den Städten vorhandenen Goldschmiedemeister hervor. In Bremen ist die älteste vorhandene Rolle der Goldschmiedezuft vom Jahre 1392. In derselben heisst es, der Rath habe diese Rolle (Zunft-Verfassung) den Goldschmieden „um Nuttigkeit und Herrlichkeit der Stadt willen“ gegeben. Vielleicht aber hat es noch ältere Rollen der Goldschmiede gegeben, die uns verloren gegangen sind. Unsere alten Bürgerverzeichnisse weisen nach, dass auch schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert viele „Goldsmits“ oder „auri fabri“ aus der Fremde eingewandert waren. Ich bemerke nebenher, dass auch die älteste uns erhaltene Verordnung des Raths von Lübeck über die dortigen Goldschmiede ungefähr aus derselben Zeit datirt, nämlich aus dem Jahre 1371.[1]) Die Bremer Rolle von 1392 wurde im Laufe der Jahre oft abgeändert und mit Zusatz-Artikeln — über die Anzahl der „Dienste“ (Gesellen und Jungen), die ein Meister halten dürfe, und die auf höchstens vier festgesetzt wurde, — über die erforderlichen Meisterstücke — über die „Reisen“, welche die Goldschmiede machen sollten „weil nicht Alles was Lauf und Kauf in der Welt sei, am elterlichen Feuerheerde ersehen werden könne“, und über andere Punkte — versehen.

Unter den drei erforderlichen Meisterstücken der Goldschmiede aus frühester Zeit war „ein gulden fingeren mit twee Wormes Höveden und mit Finsterken“ (ein goldener Finger-Ring mit zwei Schlangen-Häuptern und mit Facetten) und dann noch zwei andere Stücke, deren complicirte Beschreibung wir aber nur verstehen würden, wenn wir bei einem alten Bremer Goldschmied selbst eintreten und uns alle Details seiner Kunst zeigen lassen könnten.

In einigen neueren Artikeln von 1606 wird von jenen alten Meisterstücken gesagt, dass sie nicht mehr in Gebrauch seien „daunenhero die Nothdurft erfordere, nach dieser Zeit und Welt Gelegenheit dieselben zu ändern.“ Sie sollen nun hinfort bestehen in einem „gulden Ingesegel mit openen Helm-Decken unde Crantz“ (einem Petschaft mit offener Helm-Decke und Kranz) und dann in einem „gulden Ringel mit einem zierliken „Kasten und einem stein vorsettet, darinn he neven der andern arbeit ock geschmeizet werck mit gebruken schall“ (einem goldenen Ringe mit einem zierlichen Kasten und einem Stein versetzt, wobei der Meister neben der andern Arbeit auch Email-Werk anbringen soll).

Auch im Jahre 1644 wurden wieder Zusätze zu besagter Rolle gemacht und diese unterschrieben mit ihren Namen nicht weniger als 34 Bremer Goldschmiede-Meister, von denen nach dem Obigen jeder seine 4 Gesellen und Jungen haben konnte. Diess war gegen das Ende des dreissigjährigen Krieges. Bremen mochte damals kaum 20,000 Einwohner haben und aus dem Verhältniss dieser Einwohner-Zahl zu der der Goldschmiede

[1]) Siehe Wehrmann. Lübecker Zunftrollen. S. 221.

mag man auf die damalige Bedeutung der Zunft und auf den grossen Consum von Gold- und Silber-Waaren bei Bräuten, Herren und Damen jener Zeit einen Schluss ziehen. Wären die Verhältnisse dieselben geblieben, so müsste Bremen jetzt bei einer vierfach grösseren Bevölkerung 136 Geldschmiede-Meister, jeden mit 2 bis 4 Gesellen, in seinen Mauern haben, was gewiss nicht der Fall ist. Ich mag noch die Bemerkung hinzufügen, dass Bremer Goldschmiede damals auch ihre Produkte in die Ferne, namentlich unter andern nach Bergen in Norwegen und nach Island ausführten. [1])

Von Gold und Silber gehe ich nun weiter zu dem

Pelzwerk,

das auch auf unserm Bilde viel Parade macht, über. Das Costüm der sanften Frauen, für die das rauhe Pelzwerk nie so passend gefunden worden ist, wie für die Männer, zeigt davon am wenigsten, nur einen kleinen, kurzen, zierlichen rothseidenen Ueberwurf (in der Kleider-Ordnung „Kragen" genannt), der mit einem weissen Pelzwerk (Wiesel? Hermelin? oder Schwanen-Pelz?) gefüttert und verbrämt scheint, und ihnen ganz nett gestanden haben mag. Es sieht aus, wie ein verkürztes Spanisches Mäntelchen. Ganz eben solche kurze Mäntelchen oder „Halsgoller" findet man um dieselbe Zeit auch anderswo, z. B. bei den Bürgerfrauen aus der Stadt Münden, die auf Taf. III, 3. Bandes des Werkes: Kunst und Leben der Vorzeit von Dr. A. v. Eye abgebildet sind.

Das Hauptpelzwerk haben die Männer. Der eine von ihnen, der neben der Braut geht, trägt einen Pelz nach altdeutschem Schnitt, eine sogenannte „Schaube", Plattdeutsch „Sube" (Russisch „Schuba"), der sehr bequem und weit ist, bis über die Kniee reicht und Löcher zum Durchstecken der Arme hat. Der Pelz des andern Herrn, der neben der Brautschwester geht, hat mehr den Spanischen Schnitt, ist kürzer, ohne Aermellöcher, mit breitem überfallendem Kragen und unten hübsch abgerundet und etwas steif abstehend.

Auch die Senatoren und Syndiken aus dem sechzehnten Jahrhundert, deren Portraits uns noch aufbewahrt sind, z. B. die auf den Fenstern des Rathhauses copirten Portraits von Bürgermeister Heinrich Kreffting und von Bürgermeister Daniel von Büren haben ganz ähnliche schauben- oder mantelartige Pelze wie unsere Hochzeitsleute. Die Mäntel scheinen mit feinen Marderfellen von kastanienbrauner Farbe gefüttert oder verbrämt. Dieses Fell, wie überhaupt alles feine Pelzwerk, war in Bremen schon sehr alt. Es hat in der Toilette der alten Bremer von jeher eine grosse Rolle gespielt, wie denn überhaupt Fell-, Leder- und Pelzhandel von vornherein mit der Geschichte unseres Marktes und unserer Stadt verwebt gewesen sind. Bremen wurde schon im neunten Jahrhundert die Residenz derjenigen Deutschen Erzbischöfe, deren Sprengel so zu sagen das gesammte grosse Nordische Pelzland umfasste. Die von Bremen ausgehenden Missions- und Tauf-Expeditionen nach dem Norden brachten ausser getauften Scandinavischen Prinzen und Häuptlingen auch Pelze von da heim. Der Bremer Kirchen-Historiker Adam fand daher schon im elften Jahrhundert Gelegenheit den mit Pelzwerk getriebenen Luxus zu tadeln. Er sagt, die Leute seiner Zeit hätten mit jeglichen Mitteln (per fas et nefas) nach einem kostbaren braunen Marderkleide, wie nach der höchsten Seligkeit getrachtet, und er bemerkt zugleich, dass man „Faldones" (Gewänder von Leinwand) nach dem Norden sende, um dafür Pelzwerk einzutauschen. [2]) Da der Schulmeister Adam sein Buch in Bremen schrieb, so sind seine Aeusserungen vermuthlich vorzugsweise auf Bremen zu beziehen und schildern den dort getriebenen Luxus und Verkehr. — Wahrscheinlich waren übrigens damals nicht die Stadt-Bürger, sondern die am Hofe des Erzbischofs sich herumtreibenden Ritter und Adligen die Haupt-Pelzträger. Wie früh aber auch Bremer Bürger und Rathsherren schon feines Pelzwerk getragen haben, darüber brachte ich bereits eben bei Gelegenheit des Goldes, das gewöhnlich mit dem Pelzwerk beisammen genannt wird, das Nöthige bei. Im zwölften Jahrhundert hatten die Bremer und Lübecker ein neues grosses Pelzland (Liefland, Russland) entdeckt und in der Folgezeit ihre Handels-Verbindungen dahin und nach Nowgorod ausgedehnt. Ein Haupt-Artikel von dort waren von jeher Pelze verschiedener Art. Es ist auch nicht ganz unwahrscheinlich, dass im frühen Mittelalter sogar schon Amerikanische Pelze über Norwegen nach Bremen gekommen sind.

Zur Verarbeitung des eingeführten Rauchwerks mag es schon frühzeitig in Bremen Pelzer gegeben haben. Sie scheinen in der nach ihnen benannten „Pelzer-Strasse" zahlreich angesiedelt gewesen zu sein. Unsere alten Bürger-Verzeichnisse aus dem dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte weisen nach, dass in dieser Zeit „Pilzer" oder „Pylser", (Pelzer) „pellifices" oder „Korsner" (Kürschner) häufig aus der Fremde bei uns einwanderten. Sie müssen sich auch schon frühzeitig zu einer Genossenschaft oder Zunft verbunden haben. Denn in der noch vorhandenen Kürschner-Amts-Rolle vom Jahre 1597 wird gesagt, dass dieselbe nur „eine Verbesserung und Erneuerung älterer Rollen" sei, die schon im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert abgefasst worden sein mögen. Auch haben wir noch eine Rolle der Kürschner-Gesellen vom

[1]) Diess habe ich im „Denkelbuche" des Bremischen Raths angemerkt gefunden.

[2]) S. Adam von Bremen. IV. c. 18. c. 20. und Weiss, Kostümkunde des Mittelalters. S. 529.

Jahre 1532, die sich ebenfalls ein „verbessertes Recht" nennt, also ältere Ordnungen voraussetzt. Wir mögen demnach alle Belehrung über die Verfassung und die Arbeiten der Bremer Kürschner, die wir aus diesen alten Schriften gewinnen können, wohl mehr oder weniger für die ganze Zeit des Mittelalters und auch für einen Theil der Neuzeit gelten lassen. Es scheint verschiedene Arten von Kürschnern gegeben zu haben. Als solche Arten werden insbesondere genannt: „Pilzer", „Ringmaker" und „Buntwerker". Die Buntwerker waren wohl die vornehmsten, denn sie verarbeiteten die feinen und zarten Bälge der Zieselmäuse, Marder etc., die man „Buntwerk" nannte, im Gegensatz zu den Fellen der grauen Eichkatzchen, welche „Grauwerk" hiessen.

Das Meisterstück eines gewöhnlichen „Pelzers" oder „Ringmachers" war „ein Pelz mit schregen Rahmen acht Ellen weit und acht Quartiere lang". Dies mag ein Pelz gewesen sein, wie ihn wohl viele Bürger trugen. Die „Buntmacher" dagegen hatten „einen Artellionen-Mantel acht Artellionen hoch und vier Ellen weit von Fuchspelz" („eyn Artellionen-Mantel achte Artellionen hoch und vier Elen wyth van Vossen") und ferner „einen Bunt-Mantel, vier Ellen weit" und noch dazu „einen schwarzen „Smasschen-Mantel von 25 „Smaschen und vier Ellen weit" zu liefern. Das letztere war ein mit künstlich bereiteten Lämmerfellen („Smaasken") gefütterter Mantel. Was unter einem „Artellionen-" oder „Ardellionen-Mantel" zu verstehen sei, ist mir nicht ganz so klar geworden. Auch Lappenberg erwähnt dieses Meisterstücks der Bremer Pelzer auf Seite 11 seiner „Miniaturen zu dem Hamburgischen Stadtrechte vom Jahre 1497" und sagt darüber, er kenne nur den Ritter Ardelio in Tasso's befreitem Jerusalem III. S. 35, fügt auch hinzu, dass man in Hamburg gewisse Pelz-Mäntel „Ordona-Mäntel" genannt habe. Es lässt sich dazu noch folgendes bemerken, dass das Wort „Ardelio" schon bei einigen alten Römischen Schriftstellern vorkommt und bei ihnen einen „Müssiggänger oder Flaneur" bezeichnet. Darnach könnte der Ausdruck „Ardelionen-Mantel" auf ein Toilettenstück deuten, wie es etwa die damaligen Bremer „Elegants" zu tragen pflegten. Aber vielleicht liesse sich das Wort auch aus dem Spanischen und zwar von „ardilla" Eichhorn, (ardilla de Olanda = Grauwerk) ableiten. Dass die Bremer Kürschner unter „Ardellionen" eine Art kleinen Fells oder Pelzwerks verstanden haben, scheint aus dem oben gegebenen Beisatze „acht Artellionen hoch" (acht Ardilla-Felle hoch?) hervorzugehen. Hiernach wäre der besagte Mantel denn ein Pelz von Grauwerk. Jedenfalls muss der Bremer Ardellionen-Mantel, aus dem unsere Kürschner-Rollen immer viel Wesens machen, und der, wenn der Geselle ihn fertig hatte, „für alle „Meister der Zunft und für das ganze Amt öffentlich zur Kritik ausgestellt werden sollte", etwas Grosses gewesen sein. Es ist möglich, dass einer der beiden Elegants auf unserm Bilde uns einen Ardellionen-Mantel vorführt.

Die Rathsherren und Bürger Bremen's fanden schon lange den „Artellionen-Pelz" zum Tragen viel zu kostbar und zu altmodig, während ihn die Bremer Buntmacher doch noch vorschriftsmässig zu ihrem Meisterstück anfertigten. Endlich im Jahre 1696 wurde diess alte Meisterstück gänzlich abgeschafft. In den aus diesen Jahren herrührenden Zusatz-Artikeln zu der Kürschner-Rolle heisst es: „Der vor diesem gebräuchlich „gewesene, nunmehr aber ganz in Abgang gerathene Artellionen-Futter-Pelz soll zugleich abgeschafft sein", weil die Gesellen viel Kosten, Zeit und Mühe auf ihn verwenden und ihn dann doch nicht mehr an den Mann bringen können und so in grossen Schaden und Nachtheil gesetzt werden. Statt dessen soll nun hinfüro das Meisterstück der Kürschner in einem gewöhnlichen Grauwerks-Mantel bestehen. Der dreissigjährige Krieg, der überhaupt manchem alten kostbaren Kleidungsstücke den Rest gegeben hat, hat in Bremen auch den mehrgenannten Artellionen-Mantel zu Grabe getragen, wie denn überhaupt später von Pelzwerk und Schauben nicht mehr so viel die Rede ist. In den Kirchen, im Rathhause und überall wurde vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an schon etwas besser geheizt, und Pelze waren daher auch in vielen Fällen nicht mehr so nöthig.

Wie die Männer seit alten Zeiten zur Umhüllung der ganzen Gestalt ihre Schauben hatten, so dienten dazu den Bremer Frauen seit eben so lange ihre

Hoiken,

in die wir auf unserm Bilde mehre der dem Bräutigam nachfolgenden Mädchen und Frauen von Kopf bis zu Fuss eingewickelt sehen. Das sogenannte „Hoiken" war ein in Bremen seit Jahrhunderten herkömmlicher sehr einfacher Frauenmantel, der den Frauen des Mittelalters und auch noch des Jahrhunderts unserer Grossväter anstatt der später üblichen Enveloppen, Shawls, Mantillen etc. diente. Es war sozusagen eine Art nationalen Bremischen En-tous-cas, gegen Regen, Wind, Kälte und Staub.

In der Hauptsache bestand das Hoiken nur aus einem grossen viereckigen Stücke schwarzen Tuchs, das über den Kopf geschlagen wurde, und dann bis auf die Füsse in Falten herabfiel. Es hatte wie die Spanische Mantilla keine Knöpfe, Haken oder Brochen, auch keine Aermel oder Löcher für die Arme, sondern hing lose um den Leib und wurde nur von innen mit den Händen zusammengehalten. Dabei war es so weit, dass man sich ganz darin einwickeln konnte, und dann nichts als die Augen dabei herausblickten, so dass die damit bekleideten Dämchen fast wie Nonnen aussahen. Diese Einfachheit des „Hoiken" ist wohl der beste Beweis für sein hohes Alter. Es ist wahrscheinlich die erste und am leichtesten herzustellende Form des

Mantels, die man vermuthlich mit Fug und Recht noch „altsächsisch" nennen kann, und deren sich anfänglich sowohl Männer als Frauen bedient haben. Vielleicht war es ursprünglich, jenes alte viereckige Stück Tuch „sagum" genannt, das Tacitus als die Toga oder den Mantel der Germanen erwähnt. Ein ähnliches viereckiges Stück Tuch sind die sogenannten Blankets, in welche sich die Indianer Nord-Amerika's Männer wie Weiber von Kopf his zu Fuss einwickeln, und in denen sie höchst gravitätisch einherzuschreiten pflegen. Weil es so leicht anzufertigen und in Nothfällen so bequem zu gebrauchen war, hat das Hoiken eine weite Verbreitung gefunden und hat sich desswegen auch so lange in Gebrauch erhalten. Es ist bis auf unser Jahrhundert herab im ganzen Nordwestlichen Deutschland und auch in den Niederlanden, Belgien und Holland, wo das Wort „huik" geschrieben wird, getragen worden. Der Name soll nach dem Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuche von „hoeden" (büten, bedecken), wie das Lateinische „toga" von „tegere" abzuleiten sein und ursprünglich „boedke" (Kleid zur Bedeckung) gelautet haben.

Lange mögen beide Geschlechter keinen andern Mantel als das Hoiken gehabt haben, was unter andern auch dadurch bewiesen wird, dass es in den alten Gesetzbüchern sowohl zum „Gerade" der Frauen als auch zum „Heergewette" der Männer gerechnet wird. Doch mögen die Männer, nachdem die Schneider etwas geschickter geworden waren, bald den Kopf und die Arme durch das Hoiken gesteckt, dieses auch, um die Beine besser bewegen zu können, unten etwas verkürzt und es so zu Mänteln, Ueberröcken etc. umgestaltet haben. Bei den Frauen, welche die Hände und Arme draussen nicht so nötbig hatten, die auch nicht so weit und eilig auszuschreiten brauchten wie die Männer, und dazu noch im Mittelalter sich gerne wie die Weiber der Mohamedaner bescheiden verhüllten, war eine solche Umwandlung nicht dringlich. Das Hoiken nach dem alten Schnitt ist daher frühzeitig ausschliesslich ein Kleidungsstück der schüchternen Frauen geworden und geblieben. Sie mochten indess bald bemerken, dass es bequem sei, die Mitte des grossen Tuchs, wo es den Kopf bedecken sollte, auf irgend eine Weise zu bezeichnen. Zuweilen nähten sie daher in den Mantel eine ordentliche runde feste Haube oder eine Art Kapuze oder Deckel mit einem Knopfe darauf ein, von dem dann das grosse Tuch über den Körper herabfiel. Gewöhnlich aber setzten sie der Kopfpartie nur eine durch Leder oder Fischbein gesteifte und mit dem schwarzen Tuch überzogene Spitze oder ein Zipfel („Tip") ein, an welchem sie das Hoiken leicht handhaben konnten, und so entstand das sogenannte „Tip-Hoiken" (der Regenmantel mit der Spitze). Diese Handhaben oder Spitzen „Tips" ragten den guten Damen vorne vor dem Kopfe und über die Stirn hinaus und ihre Form hat in den verschiedenen Gegenden sehr variirt. Auf dem Bilde einer in ihr Hoiken gehüllten Holländerin in Weigel's bekanntem Trachtenbuche (Fig. XCI.) hat das Tip die Gestalt einer langen Schaufel oder eines Schiffchens. In Bremen scheint es im Ganzen immer hei der Form eines beinahe einen Fuss langen Horns oder Löffel-Gans-Schnabels geblieben zu sein, wie man es auf unserm Bilde bei drei Personen dargestellt sieht. Doch wurden in Bremen zu Zeiten auch Hoiken nach fremdländischem Schnitt getragen. So hat z. B. Peter Koster im zweiten Bande seiner Bremer Chronik eine Bremer Frau „mit einem „Brabantschen Hoyken, welches", wie er sagt, „einige Jungfern und vornehme Frauen in Bremen wohl vor „diesem[1]) zu tragen pflegten" abgebildet. Statt des Bremer Horns oder Schnabels befindet sich bei dem Brabanter Hoiken eine tellerartige Mütze, vorne mit einem Quast als Handhabe auf dem Kopfe. Eine Variation dieses Brabanter Hoikens scheint dasjenige zu sein, welches auf unserm Bilde die allein stehende Frau rechts trägt. Der genannte Koster theilt auch in demselben Bande seiner Chronik „eine gemeine Bremer Frau mit einem kurzen Hoyken" mit. Dieses „kurze Hoyken" bedeckt nur Kopf und Schultern und zeigt, dass man bei uns sehr verschiedene Hoiken zu verschiedenem Gebrauche hat.

Sehr kleidsam ist allerdings das Bremer Hoiken und namentlich sein steifer hornartiger Auswuchs den fremden Besuchern Bremens nie erschienen. Und sie haben auch fast alle kritische Bemerkungen darüber gemacht, so z. B. Herr Gude, der um das Jahr 1700 in Bremen war und im Jahre 1708 ein eigenes Buch über unsere Stadt drucken liess, und der sich über die Bremer Hoiken so auslässt: „Das Frauenzimmer zu Bremen „kömmt ungewohnten Augen etwas fremd vor, weil diejenigen, so ordinairen Bürgerstandes sind, eine alt-„Fränkische oder Sächsische Kleidungs-Mode behalten haben, die ihre sonsten wohl formirte Gestalt und taille „nicht zum besten recommandiret. Dieselbe gewinnt ein viel angenehmeres Ansehen, wenn sie sich nach heu-„tiger Manier aufführen, wie es die Vornehmen auch schon thun."

Sehr stark und sogar etwas ungalant drückt sich ein älterer Schilderer Bremens, der Obersachse Herr Caspar Schneider, der während des dreissigjährigen Krieges von 1643—1646 als Flüchtling in Bremen verweilte, über denselben Gegenstand aus. „Die Weibs-Personen in Bremen," sagt er, „sind in ihrer Kleidung „beinahe närrisch. Auf dem Kopfe haben sie ein Mützlein, gleich unseren cordubanischen, von welchem ein „angeheffteter langer Mantel bis auf die Füsse herabgehet; über der Stirn aber ein vom Mützlein abstehendes, „in etwas gebogenes Horn fast eine Elle lang gleich einem von Fischbein gespreisselten Elephanten-Rüssel.

[1]) Koster schrieb diess in den achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts.

„Habe derowegen vielmahl darüber lachen müssen, wenn 4, 5 bis 6 dergleichen Bremer Wunderthiere bey-„sammen gestanden, die gedachten Schnabel-Hörner in einander gesteckt (denn sonst können sie nicht mit „einander reden) und Klatsch-Markt gehalten. Gleich wohl wird solches von etlichen gerühmet, als ob die „Weiber dieses Orts statt der Männer die Hörner trügen".[1])

Abgesehen von jenem luxuriösen Horn scheinen sich sonst Luxus und Putzsucht wenig mit diesem altfränkischen Frauen-Mantel befasst zu haben. Das Hoiken wurde nicht mit Pelz verbrämt, nicht mit goldenen Ketten und Schlössern versehen, nicht so mannigfaltig façonnirt, wie der häufig zum Paradiren benutzte Männer-Mantel, sondern nur immer als ein nützliches Haus-Möbel behandelt. Auch der sonst so kritische Rath von Bremen hat nie etwas an dem alten Bremer Hoiken auszusetzen gehabt. Dasselbe wird in den Polizei- und Luxus-Ordnungen nicht anders erwähnt, als um es den Frauen als die alte ehrenwerthe fein bürgerliche Bremer Tracht zu empfehlen. Nur ganz selten wird ein Mal angedeutet, dass reiche und vornehme Damen das Hoiken „mit Atlas, Taft und Syden-Werk" (Seiden-Werk) zu füttern oder auch mit Spitzen zu besetzen versucht hätten. Solche elegante Heiken kamen hauptsächlich in älterer Zeit vor. So erwähnt die älteste Bremische Kleiderordnung (von 1546) „Saigene effte Ardische Hoyken" (Hoiken von verschiedenartigen Seiden-Stoffen). Später, als die Hoiken nur noch von den niederen Ständen getragen wurden, waren sie auch nur von rohem Stoffe. Das Hoiken ist dann auch bis ans Ende fast immer von derselben Form und Farbe, nämlich viereckig und schwarz, geblieben. Nur die Bemerkungen der Fremden über den langen Schnabel mögen sich die Bremerinnen etwas zu Gemüthe gezogen haben. Das Tip-Hoiken scheint schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts abgekommen zu sein. Das im Jahre 1767 publicirte Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch (Theil II, S. 664) beschreibt dasselbe als „etwas Veraltetes". Archivar H. Post bemerkt in seiner Bremischen Chronik, dass im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auch die Sitte, die Täuflinge unter einem Tiphoiken zur Kirche zu tragen, aufgehört habe. In Hamburg scheint es um dieselbe Zeit nicht bloss mit den Schnäbeln, sondern schon mit dem ganzen Hoiken überhaupt zu Ende gewesen zu sein. Denn das Hamburger Wörterbuch von Richey sagt im Jahre 1755, „es seien von dieser längst abgeschafften Kleidung nur noch das Wort: „Eine Wende-Hencke" „(eine Wetterfahne) und die Redens-Art: „He dright den Heucken up beiden Schuldern" (er hängt den Mantel „nach dem Winde) übrig geblieben." Man mag hierbei bemerken, dass wie das Hoiken selbst, so auch ähnliche sprichwörtliche von ihm entlehnte Redensarten sich so wohl in den Bremischen als auch in den Holländischen Wörterbüchern finden.

In Holland und in unserm den Holländern in so vielen Dingen folgenden Bremen hat sich das Hoiken länger gehalten als in Hamburg. Wie alles Altmodige ist es zuerst bei den Vornehmen und Reichen verschwunden, was, wie wir von dem oben citirten Herrn Gude lernten, schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts anfing. Gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hörte es bei den höhern Ständen, wie Bürgermeister Heineken in seiner Bremischen Chronik (Band I. S. 158) meldet, gänzlich auf. Die leichte aus England eingeführte Enveloppe, die kürzer war und auch nicht den Kopf bedeckte, trat, wie dieser Autor bemerkt, an seine Stelle. Auch trug wohl der um diese Zeit mächtig aufsteigende Kopfputz (das Toupet), das sich natürlich unter kein schwerfälliges Hoiken fügen wollte, zu seiner Verdrängung bei. Bei der mittleren Bürgerklasse hielt sich die alte Frauen-Toga natürlich länger. Aber gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam sie zuletzt ganz auf die Dienstmägde herunter, legte dann auch seinen alten Namen „Hoiken", ab, und hiess nun „ein Regenlaken" (auch im Holländischen „Regenkleed".) Regenschirme waren noch theuer und das Regenlaken musste sie bei den unbemittelten Mägden ersetzen. Sie hielten daher lange an diesem Schutze fest, und haben ihn erst in der Französischen Zeit ganz fallen lassen, wo denn zuletzt auch sie sich entpuppten.

Ich vermuthe, dass von allen unseren zahlreichen Kleidungsstücken das Hoiken oder Regenlaken insofern einzig in seiner Art dasteht, als es von den allerältesten Zeiten bis zu den Tagen unserer Kindheit fortexistirt hat und daher unter ihnen gewissermaassen das am meisten historische Stück des gesammten Bremer Costüms ist. Weil es sich in Bremen besonders lange hielt, so hat es am Ende für etwas eigenthümlich Bremisches gegolten.

Das Pelzwerk, die Mäntel, die Hoiken, die Hüte, überhaupt alle Oberkleider und äusseren Hüllen stellen sich auf unserem in freier Luft promenirenden Hochzeitszuge natürlich am auffallendsten dar. Indess erscheint auf ihm auch von den

Unterkleidern

und von den dem Körper näheren Toiletten-Stücken noch immer so Vieles, dass wir uns darnach von manchem sie Betreffenden eine deutliche Vorstellung machen können.

Bei den Herren macht sich unter dem Pelz-Mantel das sehr knapp anliegende und fest zugehäkelte

[1]) Schneider. Saxonia. Dresden 1727. S. 280.

schwarze **Wams**, anscheinend aus Seide, wahrscheinlich gefüttert, bemerklich. Es ist mit nach Spanischer Weise ganz engen Aermeln versehen.

Mit **Handschuhen** coquettirte man damals in Bremen schon eben so, wie noch jetzt. Unsere beiden Elegants haben sehr sorgfältig gearbeitete, mit Stickerei versehene und vermuthlich parfümirte Handschuhe. Den einen haben sie übergezogen. Den andern halten sie lose in der Hand vor sich hin, tändeln und paradiren mit ihm, wie das jetzt noch die Stutzer zu thun pflegen. Auf einigen Bremer Portraits aus dieser Zeit findet man so reich und geschickt mit Gold gestickte Handschuhe, dass man sie als wahre Meisterstücke der Handschuhmacherkust betrachten möchte. Bemerkenswerth ist der völlige Mangel eines Degens, der doch später auch in Bremen so viele Liebhaber fand.

An das schwarzseidene Wams schliessen sich ebenfalls schwarze **Beinkleider**, die bis zum Knie hinabgehen, nach Spanischer Weise vielleicht etwas wattirt, weder sehr eng noch besonders weit. Bei den Musikanten sind die Beinkleider sehr viel weiter, wahre altmodige **Pluderhosen**, zu deren jeder viele Ellen Zeug nöthig waren. Es ist bekannt, dass sich bei den geringeren Ständen, namentlich in den Niederlanden und demnach vermuthlich auch in dem den Niederländern in so vielen Dingen folgenden Bremen die Pluderhose noch lange erhielt, nachdem sie in der übrigen Welt längst antiquirt war.

Auf dem Originale unseres Bildes sind die Pluderhosen der Trompeter noch viel charakteristischer und deutlicher ausgeprägt, als auf unserer Copie, wie denn dieses interessante kleine Corps der Rathsmusikanten, das in Bremen so viele Jahrhunderte lang figurirt hat, auf unserer Copie bei weitem nicht so sorgfältig behandelt und ausgeführt ist, wie auf dem Original. Auf diesem erscheinen sie im Gegensatz zu den vornehmen schwarzen Herren sehr bunt, wie denn die bunten Farben in Bremen, wie anderswo, immer für die niedrigeren Chargen und Classen aufgespart waren. Jeder von ihnen hat sein Wams, seine Strümpfe, seine Pluderhose von einer andern Farbe, weiss, grellroth, schwarz etc. Ihre Wämser sind reich gestickt und ganz kurz, wie diess bei den weiten Pluderhosen herkömmlich und nöthig war, fast schon so kurz, wie unsere aus dem Wams entstandenen Westen. Ihre hohen Spanischen Hüte sind von farbigen Schnüren umschlungen, ihre Spanischen Mäntel mit roth unterfuttert. — Ihre Bärte sind ganz, wie die der Herren, zugestutzt, und eben so ihr Haar oberhalb der Halskrause kurz weggeschnitten.

Bei dem kurzen Spanischen Mantel mussten die Beine natürlich besonders herausgeschmückt werden. Unser Bräutigam und sein Freund haben sie über den Waden mit goldgestickten **Kniebändern** geziert, und weiter unter mit knappen schwarzseidenen **Strümpfen**.

Ihre **Schuhe** sind ebenfalls ganz nach dem Spanischen Schnitt des sechszehnten Jahrhunderts d. h. von Farbe schwarz, vorn zugespitzt, mit vielen Schlitzen versehen, und diese mit Seide oder Goldfäden besteppt und ausgelegt. Stiefeln kamen erst während der Soldaten-Moden des dreissigjährigen Krieges zur Geltung.

Diesem Allen nach kann man sagen, dass unsere beiden von Kopf bis zu Fuss schwarzen Bremer Herren mit ihren hohen Hüten, — gestutzten Bärten, — steifen Halskrausen, — knappen Unterkleidern, — kurzen Mänteln etc. etc. noch im Jahre 1618, als Philipp II. von Spanien, der die schwarze Farbe vorgeschrieben und auch den hohen Hut, — das sogenannte Spanische Barrett — immer selbst getragen hatte, längst todt war, und als auch ausserhalb der Mauern der Hansestädte bereits viele von jenen Dingen seit einiger Zeit aus der Mode gekommen waren, noch immer so correkt Spanisch aussahen, wie zwei Edelleute vom Hofe des genannten finstern Königs.

Leibchen und Röcke der Frauen.

Viel freundlicher und farbiger präsentirt sich Alles, was die Frauen und Jungfrauen unter ihren Krausen, Pelzmäntelchen und Gürteln an den Tag treten lassen. Neben dem schon erwähnten Weiss überwiegt bei ihnen durchweg **die rosenrothe Farbe**, die Farbe der Liebe, die bei Bräuten und Brautschwestern besonders angebracht war. Sie schimmert sogar unter den schwarzen Hoiken der Nebenpersonen des Zuges hervor. Auch die Braut hat auf dem Originale weit mehr roth, als unser Copist ihr gegeben hat.

Die Brust ist mit einem weissen Zeuge (dem faltigen Obertheile des Hemdes?) verhüllt, wie man denn überhaupt unsern Bremer Hochzeits-Damen darüber ein Compliment machen darf, dass sie — ihr freundliches Angesicht einzig und allein ausgenommen — gar keinerlei Blössen zeigen. Von der Halskrause an bis auf die Schuhe herab, von denen unter den langen Gewändern nur die Fussspitzen schüchtern wie Mäuschen hervorblicken, sind sie bedeckt und wie Wickelkinder eingemummelt. Mehre Costümhistoriker haben daher auch ausdrücklich die sittsamen Kleiderzuschnitte der Bürgerfrauen unserer Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck gelobt und namhaft gemacht (z. B. Berlepsch in seiner Chronik des Schneider-Gewerks. S. 148). Uebrigens trifft dieses Lob für andere Zeiten besser bei ihnen zu als für das sechzehnte Jahrhundert, in welchem diese strenge Kleider-Sitte eben von der Mode geboten war.

Bemerkenswerth und charakteristisch für die Zeit ist auf unserm Bilde der völlige Mangel eines Frauen-Schleiers. Schleier sind freilich schon von den Troubadours besungen worden. Allein im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert waren sie wie anderswo, so auch — was nun unser Bild bestätigt — in Bremen gänzlich ausser Gebrauch gekommen.

Unter der Brust zeigt sich bei der Braut und ihrer Schwester der Anfang eines kleinen Schnürleibchens. Auch die Einschnürung der Weiber — „dat Snörlieiken" — soll zuerst aus dem allerlei steifem eingeschnürten Wesen huldigenden Spanien gekommen sein. Später haben sich allerdings mit Hülfe der Franzosen die Schnürleiber auch in Bremen noch ganz anders entwickelt.

Die Handgelenke der Frauen sind wie die der Männer mit reichem Krausen- und Spitzenwerk eben so wie der Hals, dem die Handgelenke in Bezug auf Mode immer folgen, besetzt.

Wie die Männer mit ihren Handschuhen, so machen die Frauen mit ihren Schnupftüchern Parade. Dieselben sind mit Borden, Quasten und „Gestickels" (Stickerei) auch wohl mit „Knüppels" (Spitzen) geziert und vermuthlich wie die Handschuhe parfumirt. Braut und Brautjungfern, auch die kleinen unmündigen Mädchen haben ihre Schnupftücher sorgfältig gefaltet über die zusammengelegten Hände geschlagen und lassen sie lang vor der Schürze herabfallen, so dass sie männiglich beschauen und bewundern kann. Man scheint damals allgemein viel Luxus mit Schnupftüchern getrieben zu haben. In einer Hamburger Kleider-Ordnung heisst es, „dass die Frauen in den Ecken der Schnupftücher keine ächten Perlen anbringen sollen".

Auch die Schürze, diess alte Deutsche, nützliche Wirthschafts- und Küchen-Stück, ist bei unseren Damen bloss zu einem sonst ganz unbrauchbarem Spanischen Parade-Objekt zusammengeschrumpft. Sie ist fast so schmal wie ein blosser Streifen und in zahlreiche steife Falten gelegt, wie die Halskrause. Solche Parade-Schürzen waren oft von „dubbelden Taft". — Die Röcke der Frauen gehen nach unten weit und glockenförmig auseinander, und stehen oder streifen fast auf dem Boden hin. Man kann bei ihnen schon ein wenig den Anfang zu den später so grossartig entwickelten Reifröcken und Schleppen erkennen. Während die Herren mit ihren Schuhen und Strümpfen und mit dem, was sie darin sitzen haben, so offen zu glänzen suchen, zeigen die sittsamen Damen von ihren Schuhen („Tuffeln") nur die vordersten Spitzen. Doch erkennt man so viel, dass sie ebenfalls wie bei den Herren nach Spanischer Mode sehr spitzig und mit goldigen Schlitzen versehen sind. „Sammit" (Sammet) „Atlasch" (Atlas), „Dammasch" (Dammast), und „Caffa" oder „Caffar" (ebenfalls ein kostbares Seidenzeug) waren die gewöhnlichen Stoffe, aus denen die Staatskleider der damaligen Frauen verfertigt wurden. Zuweilen kamen bei ihren Gewändern auch „gulden und silbern Laken" (Silber- und Gold-Brokat) vor.

Begreiflicher Weise haben unser Bild und unsere Deutung desselben bei weitem nicht alle im sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Bremen modigen und äusserst mannigfaltigen Trachtenformen und Kleiderstoffe für alle Zwecke und Situationen des Lebens der verschiedenen Stände und Gesellschaftsklassen erschöpft, sondern nur einige derselben, nämlich nur die, welche bei Hochzeiten und grossen Festlichkeiten üblich waren, vorgeführt.

Wenn man erwägt, dass der Hauptreichthum der Frauen und zum Theil auch der Männer damals in ihren Kleidern und „Geschmuck" steckte, dass vornehme und reiche Damen von Stande wohl hunderte von verschiedenen façonnirten Gewändern in ihren Garderoben, Schränken und grossen Kisten besassen, und dass sogar die Beschränkungen der sehr strengen Bremer Kleiderordnung von 1624 den einfachen Bremer Bürgerfrauen doch noch „acht Hauptröcke, darunter vier mit Pelzwerk gefütterte" zugestand, so wird man begreifen, wie schwer es ist, diesen Gegenstand zu „erschöpfen". Es würde sehr eingehende sprach- und handelswissenschaftliche Untersuchungen erfordern, blos um alle die Ausdrücke und Benennungen von Kleidern, Stoffen und Formen zu verstehen, zu deuten und fasslich darzustellen, welche die Kleiderordnungen unseres Raths und die Rollen unserer Schneider, Kürschner, Hut-, Knopf- und Nadelmacher liefern. Wie viel Neues und Unbekanntes würden wir erst entdecken, wenn wir auch in die Handelsbücher und in die Preis-Courante und Verzeichnisse von Mode-Artikeln der damaligen Zeit einen Blick werfen könnten! Aber von solchen kostbaren Dokumenten ist uns wenig oder nichts aufbehalten worden. Wir müssen uns schon glücklich schätzen, dass ein unbekannter Bremer Maler uns doch wenigstens noch mit einem solchen Dokumente versorgt hat, wie das, welches ich in Obigem zu commentiren versucht habe.



Bremer Trachten kurz nach dem dreissigjährigen Kriege.

(XVII.)

II. Trachten und Moden in Bremen während der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

(Hiezu Tafel XVII).

Die tumultuöse Zeit des dreissigjährigen Krieges bewirkte wie in andern Dingen so auch in Bezug auf Trachten einen bedeutenden Abschnitt in der Sitten-Geschichte Deutschlands und Europas. Sie machte zunächst der Herrschaft des straffen, steifen, engen Spanischen Costüms gründlich und überall ein Ende, lockerte Alles auf, brachte eine grosse Kleider-Anarchie zu wege, die Ludwig XIV. und seine Franzosen dann bald eben so benutzten, wie die politische Anarchie und Schwäche in Deutschland, um ihre Alleinherrschaft und Allmacht — auch in Bezug auf Costüm — darauf zu begründen.

Aus dieser sehr merkwürdigen Zeit des Uebergangs von mittelalterlichen, altdeutschen, spanischen etc. Costümen zu der Allein- und Weltherrschaft der Französischen sind diejenigen Bremer Kleiderträger, die man auf unserm Bilde auf Tafel XVII zu einer Gruppe vereinigt sieht. Um möglichst vielartige Costüme verschiedener Stände auf gefällige Weise zusammenbringen zu können, hat man dazu eine der im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert häufig vorkommenden Scenen auf dem Bremer Markte vor dem sogenannten „Vogts-Gerichte" gewählt. Bei ihr konnten besser als bei einem Galla-Diner oder Balle geringe wie höhere Stände, Arme und Reiche vertreten sein.

Dass der alte Erzbischöfliche, später Königliche Stadt-Vogt in Bremen — nebenher gesagt vermuthlich das älteste Amt in der Stadt, das sogar noch die Erzbischöfe lange überlebt hat, — seinen Gerichtstisch, wenn es für eine feierliche Aktion namentlich für ein Blutgericht nöthig war, auf dem Markte und zwar unter dem zweiten Bogen des Bremischen Rathhauses dem Roland gegenüber aufschlug, bemerkte ich schon oben in der Geschichte des Marktplatzes. Man hat daher auf dem Bilde diesen Bogen vor sich.

Da nun der Stadtvogt nur dann und wann bei gewissen Rechtsfällen funktionirte und daher seines Platzes unter dem zweiten Rathhausbogen nicht beständig und täglich bedurfte, so wurde derselbe in der Regel für die meisten Tage des Jahres wie alle übrigen Bogen des Rathhauses dem Kleinhandel und den Krämern überlassen. Wenn aber der Stadtvogt eine Sitzung halten wollte, schickte er seinen Frohn, dem die Krämer nun den Platz räumen mussten und der dann daselbst für seinen Herrn einige Bänke und einen mit einem Tuche bedeckten Tisch aufstellte. Die Farbe dieses Tuches war wohl ohne Zweifel, wie auch bei dem Tische des Vogts-Gerichts in Hamburg,[1]) und anderer Orten, die grüne. Auf dem Tische vor dem Vogte steht ein Reliquienkästchen in Form einer Kirche, das noch aus katholischer Zeit stammte und in alten Zeiten überall da vor Gericht stehen musste, wo ein Eid abzulegen war. Es wird auch noch in protestantischer Zeit zuweilen erwähnt, wie denn ja manche katholische Gebräuche, obgleich sie eigentlich durch den Protestantismus bedeutungslos geworden waren, noch lange nachher fortbestanden haben. Ich will indess nicht entschieden behaupten, dass dieses Reliquienkastchen wirklich noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf dem Gerichtstische des Bremer Vogts gestanden habe. Bis zum Jahre 1651 war dieser Platz mit Balken oder sogenannten „Gerichtsbäumen", die von den Säulen der Halle zur Mauer des Rathhauses queer durchgingen und in Säule und Mauer eingelassen waren, abgetheilt. Im Jahre 1651 liess der Rath von Bremen, als er den von Seiten Schwedens zum Stadt-Vogt ernannten General-Auditeur Heinrich Langermann nicht zulassen wollte, diese Gerichtsbäume ganz wegnehmen und die Löcher in den Säulen und Mauern, in welchen sie gesteckt hatten, mit Steinpflöcken und Kalk verstopfen, wie man dies noch heutiges Tages sehen kann. Zu gleicher Zeit wurde der alte Vogts-Gerichtsplatz einem Krämer (einem Buchbinder) in Pacht gegeben. Während der Streitigkeiten mit Schweden bis zu dem im Jahre 1666 mit dieser Macht abgeschlossenen Frieden gab es gar keinen Gerichtsvogt oder doch keine Vogtgerichts-Sitzungen in Bremen. Bald nach diesem Frieden wurden aber von Seiten Schwedens wieder mehre Stadtvögte für Bremen ernannt und später auch von Seiten des Raths von Bremen ihre Gerichtssitzungen am Markte wieder erlaubt. Der Stadtvogt hat daher sowohl am Ende des siebzehnten Jahrhunderts als auch tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein noch häufig zu Gericht gesessen. Dass ihm dabei seine alten Gerichts-Schranken oder Gerichtsbäume wiederhergestellt seien, finde ich nirgends gemeldet, bezweifle es aber, denn sonst würde es Herr Johann Georg Zierenberg, selbst ein Stadt-Vogt, in seiner umständlichen 338 Folio-Seiten langen Abhandlung „über die Gerechtsame und Funktionen eines Königlichen Stadt-Vogts zu Bremen" gewiss erwähnt haben. [2])

Zu den Funktionen des Stadtvogts gehörte vor Allem die Hegung des peinlichen Halsgerichts, ferner des sogenannten Noth- und Blut-Gerichts und endlich hatte er auch oder prätendirte doch seit alten Zeiten

[1]) Vergleiche hierüber: J. M. Lappenberg. Die Miniaturen zu dem Hamburgischen Stadtrechte. Lappenberg bemerkt bei fast allen Gerichtsscenen, die er darstellt, ausdrücklich, dass die Gerichts-Tisch-Decke grün gewesen sei.

[2]) Diese Abhandlung befindet sich in mehren Abschriften auf der Stadt-Bibliothek und dem Archive Bremens.

das Recht, dass alle gerichtlichen Auflassungen oder Tradirungen von verkauften oder sonst alienirten Häusern und anderem Grund-Eigenthume in der Stadt zunächst vor ihm geschehen und von ihm bestätigt werden müssten, ehe sie vor den Rath kämen und ehe sie von diesem in das städtische Erbe- und Lassungs-Buch verzeichnet werden dürften, wofür er denn auch gewisse Sporteln beanspruchte. Die Parteien kamen dazu vor den Vogt, schlossen ihren Handel vor ihm ab und überreichten ihm zur Bestätigung ihre Papiere. Eine Handlung dieser Art, wobei sich denn wohl allerlei Zeugen und Neugierige einfinden mochten, stellt unser Bild dar. Auf die Bedeutung derselben, so wie auf die fernere Geschichte des Stadtvogts und seines Gerichts brauche ich mich hier nicht weiter einzulassen, weil wir das Ganze nur der Trachten wegen, welche die versammelten Leute zur Schau tragen, hierher gesetzt haben. Da ich mich aber über diese etwas eingehender aussprechen will, und zu diesem Zwecke aller dramatis personae, die mir als Beispiele für eine ganze Menge anderer ihnen ähnlicher stehen sollen, oft zu erwähnen haben werde, so will ich diese zur Orientirung des Lesers erst nennen und ihm deutlich bezeichnen.

Die Hauptfiguranten sind die beiden Männer im Vordergrunde, links ein eleganter Kaufmann, ganz à la mode und rechts ein Schiffer. Dieser hat vermuthlich dem Kaufmann ein Haus, wahrscheinlich, um seine Frau und Kinder, während er auf dem Meere schweift, unter Dach zu bringen, abgekauft. Sie bestätigen vor dem Vogte durch Handschlag ihren Contrakt, und der Schiffer hält das Dokument, welches ihm der Kaufmann darüber gegeben hat, fest und sicher in der Hand.

Hinter den Beiden unter dem Schutze seines zweiten Rathhausbogens sitzt „in Hut und Mantel gehüllt“ der Vogt. Er hält in der Hand das ihm eigene Attribut, seinen langen Stab, „mit welchem er aufschlagend Frieden gebietet.“ Es passt ziemlich gut auf ihn die Schilderung des Stadtvogtes von Jacob Grimm, welcher spricht: „Als ein grisgrimmender Löwe sitzt er da, den rechten Fuss über den linken geschlagen.“[1]) Vielleicht ist es Herr Johann Friedrich Zierenberg, der Vater des oben genannten Schriftstellers Joh. Georg Zierenberg, der im Jahre 1691 von der Schwedischen Regierung zum königlichen Stadtvogte in Bremen ernannt wurde, und bis zum Jahre 1715 im Amte war, auch nachweislich mehre Verschreiungen und andere gerichtliche Akte am Bremer Markte vorgenommen hat.

Hinter unserm Vogte an der Rathhauswand steht mit unbedecktem Haupte sein Amanuensis, der sogenannte „Stadt-Gerichts-Frohn“, eine Person, die am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in königlich Schwedischer Majestät Eid und Pflichten stand und dem Stadt-Vogte bei seinen Amts-Verrichtungen aufwartete. Ueber Polizisten, Krieger oder Schützen aber hatte der Stadt-Vogt in Bremen sonst nicht zu commandiren. Und die beiden Herren vom Militär, die links vom Kaufmanne erscheinen, stehen wohl nur da als neugierige Passanten, oder sind express gekommen, um uns ihre Uniformen sehen zu lassen. Es sind Mitglieder der Bremer Schützen-Compagnie, deren öffentliche Aufzüge mit ihrer Fahne über den Markt im Jahre 1664 vom Rathe verboten und abgeschafft wurden. Einer von ihnen macht sich durch seine über die Schulter geworfene Feldbinde als Offizier kenntlich.

Eine wegen ihres Costüms uns besonders wichtige Figur auf unserm Bilde ist die junge schwarz gekleidete Bremer Dame zur Rechten des Vogts. Sie hat eine Papier- oder Pergament-Rolle in der Hand und es scheint daher, dass sie wohl auch etwas vor den Vogt zu bringen hat, und bescheiden ihre Zeit abwartet. Vielleicht ist es eine junge Wittwe, die ihre Geschäfte selbst besorgen muss. Sollte der Offizier gegenüber ihretwegen stehen geblieben oder gar hergekommen sein? Ich mag sie in Zukunft, wenn ich sie wegen ihrer Toilette zu citiren haben werde, kurzweg „die junge Wittwe“ nennen. Wie der Stadtvogt seinen Frohn, so hat sie ihr Dienstmädchen hinter sich.

Vor der jungen Wittwe etwas links stehen ein Paar roth gekleidete Waisenkinder, ein Mädchen und ein Knabe, die sich den Stadtvogt und die ganze Scene recht nahe und deutlich anschauen.

In der linken Ecke des Bildes spielt eine kleine Episode, die uns an Holland und Ostade erinnert: eine gemüthlich dasitzende Bremer Kohlhökerin, von ihrem Gemüse umgeben, die der ganzen Jurisprudenz den Rücken zuwendet und mit einem „Kiepenkerl“ in ein heiteres Gespräch sich eingelassen hat. Dieser hat seine Hand freundschaftlich auf ihre Schultern gelegt, und sein irdenes Tabaks-Pfeifchen, um ihr den Dampf nicht ins Gesicht zu blasen, wie einen Federbusch an seinen Hut gesteckt, ganz nach Ostadischer und auch nach Altbremischer Manier, die so oft an das Holländische erinnert.

Diess möchten die Hauptpersonen sein, mit denen wir uns zu beschäftigen haben werden, denn was sonst noch an Manns- und Frauenköpfen und vom Volke aus dem Hintergrunde zwischen durchblickt, hat mit Mode und Costumirung nicht viel zu schaffen.

Was die Zeit unserer Handlung betrifft, so können wir ein ganz bestimmtes Jahr dafür nicht festsetzen und brauchen es auch nicht. Es genügt zu wissen, dass die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts dafür

[1]) Siehe hierüber F. Donandt. Der bremische Civilprocess im XIV. Jahrhundert. S. 30.

angenommen werden kann, die Periode nach dem Westphälischen Frieden und vor dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Innerhalb dieser Periode passt unser Bild auf das eine Jahr fast eben so gut, wie auf das andere. Denn damals änderten sich die Moden noch nicht so schnell, wie jetzt mit jeder Saison, wenigstens in Bremen nicht. Dem Künstler, der unser Bild componirte, hat übrigens zu jeder seiner Figuren ein Originalbild gesessen, das damals (gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts) von einem gleichzeitigen Zeichner in Bremen nach der Natur aufgenommen wurde. Die meisten dieser Originale sind der bekannten mit Bildern geschmückten Bremer Chronik von Peter Koster entnommen.

Die Kostersche Chronik mit ihren Bildern ist indessen nicht die einzige Quelle für Bremer Costümkunde jener Zeit. Vielmehr giebt es noch andere, die freilich unser Maler bei seiner Composition nicht alle verwerthen konnte, die ich aber zur Erläuterung derselben allerdings benutzen will. Nämlich erstlich noch mehre in der Stadt vorhandene Portraits aus jener Zeit, und dann die Kleider-Ordnungen, die der Rath von Bremen nach dem westphälischen Frieden erliess. Ueber beide Quellen muss ich hier noch einige Bemerkungen machen.

In Bezug auf die Bremer Portraits aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts mag ich daran erinnern, dass gerade in dieser Zeit Bremen mehre vorzügliche Künstler, Kupferstecher, Maler und insbesondere Portraitmaler hervorbrachte, so wie auch dass es zu dieser Zeit an bedeutsamen Persönlichkeiten, die wohl einer Portraitirung werth waren, in Bremen nicht fehlte. Der dreissigjährige Krieg und die Verwicklungen mit Schweden waren auch für Bremer Staatsmänner, Krieger und Diplomaten eine Schule gewesen. Unter den malenden und zeichnenden Künstlern jener Zeit, sind besonders zu erwähnen der ganz vortreffliche Meister Simon Peter Tilmann, genannt Schenk, und der ebenfalls oft genannte Maler Franz Wulfhagen. Leider sind wir über die Lebens-Umstände dieser Bremer Künstler nur äusserst dürftig unterrichtet, und ich weiss von ihnen fast nur das Wenige, was in den Künstler-Lexicons von Houbraken und andern Holländern zu finden ist und was dann Fuessli und Nagler etc. in ihren Werken wiederholt haben. Und diess beschränkt sich darauf, dass beide aus Bremen stammten, dass sie bald nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts blühten, da die meisten ihrer Werke ein Datum aus dieser Periode aufweisen. Es wird ferner gesagt, dass Wulfhagen seine Studien in Holland, Tilmann genannt Schenk aber hauptsächlich in Italien, vielleicht aber auch in Holland gemacht habe, dass Wulfhagen insbesondere ein Schüler Rembrandt's gewesen sei und in seiner Manier gemalt habe. Beide genannten Bremischen Maler werden daher von den Holländern auch als zu ihrer Holländischen Schule gehörig betrachtet und unter den Holländischen Meistern aufgeführt. Von beiden seinen talentvollen Söhnen besitzt Bremen noch verschiedene Gemälde. Erstlich von Wulfhagen ein grosses dem Bremer Kunst-Verein gehörendes Bild, die Hochzeit von Cana darstellend, und zweitens ein ähnliches dem Bremer Künstler-Verein gehörendes grosses Bild von Schenk, welches ebenfalls ein Hochzeitsbild zu sein und eine Menge Personen aus zwei verschiedenen durch eine Heirath verbundenen Bremer Familien mit einer Ansicht der Stadt Bremen im Hintergrunde darzustellen scheint. Beide Bilder, als von Bremern gemalt und in Bremen entstanden, mögen auch einige Spuren des damaligen Bremer Costüms enthalten. Im Ganzen sind sie für unseren Zweck aber doch nicht bedeutend. Denn Wulfhagen hat bei seinem Bilde aus dem Heiligen Lande sich entschieden bestrebt, das Costüm des Orients darzustellen. Und auch Schenk hat auf dem seinigen die Bremer Herren und Damen zum grossen Theil etwas orientalisch und phantastisch auskostümirt.

Viel interessanter für uns sind die Portraits von Bremern und Bremerinnen, die wir noch von beiden Künstlern insbesondere aber von Schenk besitzen. Der Bremer Kunst-Verein hat namentlich zwei solche ganz vorzügliche Tilmannsche Portraits in Lebensgrösse, das eine einen vornehmen Herrn (Bürgermeister oder Rathsherrn), gemalt im Jahre 1650 und das andere eine vornehme Dame, das ungefähr um dieselbe Zeit gemalt sein muss, darstellend. Bei dieser hat sich die Jahreszahl nicht ganz deutlich entziffern lassen, wohl aber das Zeichen und der Name des Malers. Beide Portraits sind von künstlerischem Werthe, vortrefflich ausgeführt, und können ohne Zweifel als Original-Dokumente für die Bremer Kostümkunde ihrer Zeit betrachtet werden, da sie in Kleidung, Schmuck, Coiffüre, Bart, Haarlocken etc. etc. auf das sorgfältigste behandelt sind. Dasselbe lässt sich von einigen andern Portraits von Tilmann und Wulfhagen sagen, welche sich in dem Besitze von Privatpersonen in Bremen befinden.

Auch scheint noch sonst um diese Zeit dann und wann vortrefflich in Bremen gemalt zu sein, z. B. en miniature in Wasserfarbe. Herr Dr. Eelking in Bremen besitzt unter andern in seinen reichen kunsthistorischen Sammlungen das ganz ausgezeichnete in Bremen gemalte Miniatur-Portrait eines Bremers aus dem Jahre 1680, welches sehr interessante und charakteristische Costüm-Details aufweist.

Auch stehen uns aus dieser Zeit schon ziemlich zahlreiche treffliche Portraits von Bremern in Kupferstich zu Gebote, obgleich allerdings erst im nächsten (achtzehnten) Jahrhundert die Kupferstiche besonders zahlreich werden, und obgleich auch die meisten gemalten Portraits, die sich im Besitze von Familien befinden, nicht über die Zopfzeit hinaufgehen. Die Bremische Stadt-Bibliothek, das Archiv und auch einige Privatper-

sonen besitzen treffliche Kupferstich-Portraits aus unserer Periode, unter ihnen mehre von dem fleissigen Caspar Schulze, dem wir auch den genauesten Stadtplan der Stadt Bremen aus dem siebzehnten Jahrhundert verdanken.

Wie für andere Perioden, so bilden natürlich auch für diese die Luxus- und Kleider-Gesetze der Zeit eine Haupt-Quelle, und zwar insbesondere das vom Jahre 1656, welches den Titel führt „Ordnung „Eines Ehrenvesten Hochweisen Rahts der Stadt Bremen, wie es mit den Kleidungen, Verlöbnissen und Hoch-„zeiten gehalten werden soll". Diese Luxus- und Kleider-Ordnung von 1656 gehört zu den interessantesten ihrer Gattung. Denn erstlich ist sie die detaillirteste von allen (36 Quartseiten) und zweitens hat sie zu einem seiner Zeit merkwürdigen Rangstreite zwischen Rathsherren und Aelterleuten Veranlassung gegeben. Und endlich drittens ist sie die letzte gedruckte und promulgirte Verordnung ihrer Art in Bremen gewesen. Der Rath von Bremen hat zwar im fernern Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts noch mehre Male über Kleider-Luxus berathen. Auch befahl er im Jahre 1660, „dass seine Kleider-Ordnung von 1656 durch ein Proklam zu „starker Observantz abgekündigt werden solle". Auch ordnete er ein Mal am 16. Juni des Jahres 1672 in Bezug auf die Art, wie sich seine christlichen Bürger beim Gottesdienst in den Kirchen tragen sollten, etwas an. Er liess von den Kanzeln das Verbot verkündigen: „dass alle Diamanten, Perlen und andere Edel-„gesteine wie auch guldene Ketten und Armbänder, — imgleichen alle guldenen, silbernen und kostbahre ge-„zierte Spitzen und Kanten, wie auch alle falschen zur blossen Pracht von frembden weltgesinnten Leuten „erfundenen und auch leider in Bremen bereits mehr denn zu viel eingeschlichenen Haarlocken auss Ihren Kirchen „anssgemustert und abgeschaffet sein sollten, da es sich nicht gebühren will, in Gottes heiliger Kirche, bei „Anhörung des Göttlichen Wortes und dem Gebrauch des Heil. Nachtmahls so weinigh Bereunung seiner be-„gangenen Sünden und so weinigh Demuth zu erweisen, dass an solchem Ohrt Jemand mit dergleichen Dingen „sich herfürzuthun sollte gelüsten lassen". — Auch wollte der Rath in eben diesem Jahre 1672 wieder eine detaillirte Ordnung darüber publiciren, „wie ausser den Kirchen, bey Hochzeitten und sonsten in publico sich „dessfalls ein jeder zu verhalten schuldigh sein soll". Für diese Kleiderordnung von 1672 wurden auch mehre Vorberathungen und Vorarbeiten gemacht. Es sind daher unter den Schriften des Archivs mehre Concepte, ein erstes und ein zweites Projekt, mit Anmerkungen und Correkturen in verschiedener Form vorhanden. Alle diese Schriften sind lehrreich und interessant für Costümkunde. Aber dass es zu einem Abdruck und zur Promulgation dieser im Jahre 1672 ausgearbeiteten Kleiderordnung, die übrigens in den meisten Punkten mit der von 1656 übereinstimmt, gekommen sei, habe ich nirgends finden können. Auf der Stadtbibliothek und auf dem Archiv ist kein gedrucktes Exemplar von ihr vorhanden. Nach 1672 finde ich auch keine Spur davon, dass der Rath sich wieder mit einer eingehenden Berathung über Kleidergesetze befasst habe.

Es kommen freilich wohl später noch hie und da vereinzelte Verfügungen über Toilette vor z. B. Verbote des Degentragens, — Bestimmungen über Trauerkleider bei Begräbnissen — Anordnungen der Uniformen der Waisenkinder, Militairs, Beamten, Rathsherrendiener etc., ferner Beschlüsse über das Costüm des Raths, Verfügungen über die Bremischen oder Hanseatischen Dienstornate, aber keine durchgreifende Kleider- und Luxus-Ordnung. Die Zeit dieser Art von Verordnungen war mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts nicht bloss in Bremen, sondern auch anderswo vorüber, wahrscheinlich weil der nun einbrechende Strom der Französischen Moden zu mächtig war, vermuthlich auch, weil diese Moden zu wandelbar waren. Da sie anfingen, jedes Jahr ein wenig zu wechseln, so waren sie wie Aale, die der Rath gar nicht mehr fangen und festbinden konnte. Zu dem waren sie viel billiger, als die alten Spanischen und Deutschen Trachten und jeder konnte sie sich leicht verschaffen. Vor ihnen verschwanden daher mehr und mehr die Unterschiede der Vermögens- und Standes-Verhältnisse. An hinreichend grotesken Extravaganzen und Unnatürlichkeiten, an denen man hätte wohl Aergerniss nehmen können, fehlte es allerdings auch später nicht: man denke nur an die Wolkenperücken der Herren, die thurmartigen Toupets der Damen, die Chinesischen Zöpfe und Anderes. Vor allen diesen und sonstigen Ungethümen streckten die Kleider-Ordnungen die Waffen und gaben den Kampf auf. Sie suchten sie nicht umzubringen, sondern überliessen sie ihrem natürlichen Tode und Absterben.

In besagten Bremischen Raths-Kleider-Ordnungen von 1656 und von 1672 werden mehre Kleiderstoffe mit den in Bremen gebräuchlichen Namen, so wie auch mehre Kleider-Formen und Toiletten-Gegenstände, die in früheren Gesetzen noch nicht vorkommen, genannt. Ich werde sie gelegentlich vorführen, und dann mit ihrer Hülfe so wie mit Hülfe der oben bezeichneten Portraits von Bremern auszumachen suchen, wie weit die in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts allgemein in Europa herrschenden Trachten und Moden in die Hansestadt Bremen, und in welche Classen sie eingedrungen waren, wie sie dort modificirt wurden, und wie sie sich mit älteren oder in Bremen lange bestandenen Moden und Kleider-Façons mischten.

Kopfbedeckungen.

Sehr bemerkenswerth ist, um gleich von oben anzufangen, die Veränderung, die mit den Hüten der Männer im Verlaufe des dreissigjährigen Krieges vorgegangen war. Wie das andere Spanische Costüm, so

verschwand auch das hohe, steife, kurzkrämpige Spanische Barret, das wir in der vorigen Periode kennen gelernt haben. Ein breitkrämpiger, gegen Sonnenschein und Regen sehr zweckmässiger Filzhut, wahrscheinlich eine uralte Kopfbedeckung des Volkes, war in Deutschland und überhaupt in Europa bei Militär wie bei Civil empor gekommen und Alle, — auch in Bremen, — machten diese Mode um so lieber mit, da sie so bequem war. Im dreissigjährigen Kriege hatten fast alle Waffengattungen und Militärs — und diese gaben natürlich damals den Ton an, — jenen Hut adoptirt und nach dem Abschlusse des Westphälischen Friedens finden wir ihn auch, oben etwas zugespitzt, kegelförmig, breitkrämpig, weich, schmiegsam und schlappig, — daher zuweilen auch „Schlapphut" benannt — auf dem Kopfe der Bremer jeden Standes. Nur einige haben den Kegel, wie unser Bild zeigt, etwas höher und spitzer, andere etwas niedriger und stumpfer. Bei diesen ist die Krämpe etwas schmäler und bescheidener, wie ein Damen-Sonnenschirm, bei jenen (z. B. beim Stadtvogt) so breit wie ein Familien-Regen-Schirm oder wie riesige Fledermaus-Ohren. Die Leute sehen alle aus, als hätten sie solche Sturm- und Wetterhüte aufgesetzt, wie unsere Schiffer sie im Unwetter tragen, und die sie „Südwester" nennen. Die Militairs haben die Krämpen reglementsmässig auf beiden Seiten schon aufgeschlagen. Die Hüte waren auf diese Weise sehr einfach und schmucklos. Doch brachte man aus ihnen in der Folgezeit durch allgemein werdendes Aufschlagen der Krämpen auf einer Seite, auf zwei Seiten, auf drei Seiten, so wie durch Beschneidung und durch Anlegung von allerlei Goldzierrathen und Feder-Besatz mancherlei Formen zuwege, die sich aber in Bremen erst im achtzehnten Jahrhundert mit den Perücken fest auf die Köpfe setzten.

Bei so umfangreichen Hüten mit so grossartigen Klappen, wie sie unser Bild zeigt, mussten die Bremer Hut- und Filzmacher wohl sehr gute Geschäfte machen. Ihre Zunft scheint in der Stadt auch im siebzehnten Jahrhundert sehr geblüht zu haben. Denn alle ihre Rollen und Zunft-Verordnungen, die wir besitzen, datiren aus diesem Jahrhundert. In ihnen wird vorgeschrieben, dass das Meisterstück eines Hut und Filz-Machers sein solle: erstlich „eyn Biuerfilt" (ein Biberfilzhut) und zweitens ein „Villt van Polnscher Wulle" (ein Filzhut von Polnischer Wolle). Um die Filzhüte in Bremen noch zahlreicher und billiger zu machen, gab der Rath sogar im Jahre 1688 einem Franzosen „Monsieur Daniel du Bacbnnd bürtig aus Rochelle" ein „Oc„troye zur Errichtung einer manufacture von feinen Hüten und Codebeques". Von diesen „Codebeques" spricht der Rath mehre Male. Leider weiss ich aber nicht, welche Hutform damit gemeint ist.

Eine, wie es scheint, in Bremen sehr alte und in dieser Zeit sehr gewöhnliche **Kopfbedeckung der Frauen** war die sogenannte „Parel-Binze", die wir auch auf dem Köpfchen der Hauptdame unseres Bildes sehen. Ich habe dieses in Bremen oft vorkommende Wort in einer Menge Wörterbücher Niederdeutscher Dialekte vergeblich gesucht,[1]) und ich muss daher glauben, dass es — wohl weniger die Sache als vielmehr nur der Name — etwas ganz specifisch Bremisches gewesen ist. Das Niedersächsische Wörterbuch glaubt, dass „Binze" von binden abzuleiten sei und also ursprünglich so viel als Kopfbinde bedeutet habe. Es gab in Bremen auch „Nacht-Binzen" (Schlafmützen). „Parrel" ist das Plattdeutsche für „Perl", und dieser Zusatz fand sich desshalb ein, weil jene Art Mützen ganz mit Perlen bedeckt war. Später, als man das Wort nicht mehr verstand, hat man in Bremen oft „Parnbinze" daraus gemacht.

Die „Parrel-Binze" der alten Bremerinnen bildete eine Art Helm, der aber statt mit Eisen mit schwarzem Seidenzeuge überzogen und dick wattirt war, so dass sie wohl einen Hieb hätte pariren können. Sie endigte auf dem Hinterhaupte etwas spitz, ein wenig in der Art, wie die bekannte Mütze des Dogen von Venedig und seiner Gemahlin, und war unten rings herum mit einem dicken und dichten Wulste von haarigem Seidenstoffe (Pluisch oder Felbel) umgeben. Das Hauptstück war über und über mit sehr zierlichen Stickerein von kleinen schwarzen Perlen bedeckt, die sehr mannigfaltige bunte Muster bildeten. Und mit allen diesen Zuthaten war so eine Bremer Parrel-Binze wohl beinahe ihre richtigen zwei Pfunde schwer. Vielleicht aber trug man die Binzen so schwer und massiv nur im Winter. Im Sommer mochte man sie leichter haben. Bremer Alterthumsfreunde besitzen noch heutzutage Exemplare dieses singulären Machwerks, und auf Portraits alter Bremer Damen aus dem siebzehnten Jahrhundert finden wir es häufig. Im sechsten Artikel der Kleider-Ordnung von 1656 wird gesagt, „dass den Jungfrauen im ersten und anderen Stande Perlen-Binzen, wie zuvor (d. h. so brillant ausgeschmückt wie zuvor) zugelassen werden sollten", denen vom dritten und vierten Stande sollten sie aber, wie auch alles Gold, Perlen und Edelsteine verboten sein. Nur auf Hochzeiten und Ehrentagen sollten diese Jungfrauen der unteren Stände „wohl etwan eine geringe Perlen-Binzen zum Höchsten von 6 Rthl. zusampt einem „guldenen Bändeken haben, auch respective entleihen oder häuren". Wenn demnach die geringen Perlen-Binzen der Handwerkertöchter und Dienstboten schon 6 Thaler (nach heutigem Geld- und Waaren-Werthe wohl das Dreifache) kosteten, wenn man sie zu erleihen und heuren pflegte, und gern an Hochzeits- und Ehrentagen aufsetzte, so muss wohl viel Luxus mit ihnen getrieben sein, und die Vornehmen haben sie wohl

[1]) Ich suchte es in Holländischen, Hamburgischen, Holsteinischen, Göttingischen, Osnabrückischen, Altmärkischen Idiotiken.

zuweilen mit ächten Perlen, Gold und Edelsteinen besetzt. Dies beweist unter andern auch das ausgezeichnet schöne im Jahre 1636 in Oel gemalte Portrait der vornehmen Bremerin Christina Stedings, später Gattin des Rathmannes Bernhard Graevaeus, welches sich noch heutiges Tages hieselbst im Privatbesitze befindet. Auf diesem Bilde sind alle Costüm-Details äusserst zierlich und genau ausgeführt. Ihre Binze von mässiger Grösse hat eine sehr gefällige Gestalt fast wie die bekannte Haube von Maria Stuart. Sie ist mit eleganten Stickereien von Perlen bedeckt und mitten über ihrem Rücken läuft eine Schnur grosser anscheinend ächter Perlen. Auch hat diese Binze statt des dicken rauhen Felbels vorne einen breiten Besatz schöner ächter Spitzen. Hätten wir noch mehre solche Portraits von Damen aus jener Zeit, so würden wir besser erkennen, wie mannigfaltig der mit den Binzen getriebene Staat war. Die schwarzen Perlen der gewöhnlichen Binzen waren meistens aus Glas. Doch habe ich auch eine näher zu untersuchen Gelegenheit gehabt, bei der sich die grösseren Perlen als aus „Jet“ bestehend erwiesen. Sie brannten im Feuer mit hellen Flammen wie Steinkohlen. Durch die mit ihnen angestellten Experimente festgestellt zu haben, dass man in Bremen schon damals den „Jet“ — vermuthlich von England — bezog, und dass unsere Frauen sich schon im siebzehnten Jahrhundert mit diesem Stoffe, der erst neuerdings wieder so sehr en vogue gekommen ist, schmückten, scheint mir nebenher ein nicht ganz uninteressanter kleiner Beitrag zur Bremer Handels- und Sitten-Geschichte zu sein. — Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde die Perl-Binze ganz bei Seite gelegt. Denn mit den mehr und mehr aufkommenden Französischen Lockenköpfen vertrug sich dieser schwerfällige Bremer Damen-Helm eben so wenig wie später mit den toupets das oben von mir geschilderte Tiphoiken.

Haare.

Ich zeigte in meinen Bemerkungen über die Zeit vor dem dreissigjährigen Kriege, wie der Spanischen Halskrause wegen das Haupthaar der Männer immer knapp unter der Scheere gehalten werden musste. Nachdem die Krause umgeklappt, niedergefallen, geglättet, endlich ganz beseitigt und dem Hemds-Kragen, Halstuch, Beffken etc. gewichen war, gewann das Haar wieder Platz. Es wuchs der zurückweichenden Halskrause nach und wallte in einer Fülle von natürlichen Locken und Wellen hinten und zu beiden Seiten auf Schultern und Nacken herab. Während wir daher auf dem vorigen Bilde aus der Spanischen Zeit kaum etwas Haupthaar zu entdecken vermochten, haben wir nun hier, überall bei Bauern, Bürgern und Militair einen hinreichenden Ueberfluss davon vor uns.

Zum Theil waren diese wilden, wallenden Haare, welche die alten kriegerischen Germanen kaum länger gehabt haben konnten, wohl ebenfalls ein Nachwuchs und Resultat aus dem dreissigjährigen Kriege, wo man nicht viel Zeit hatte, an's Haarstutzen zu denken, und wo man ohne diess alles Lose, Lockere und Wallende zu lieben angefangen hatte. Lange konnte aber eine solche Haarverwilderung nicht dauern, und schon hatte man sich in Frankreich am Hofe Ludwig XIV. der schönen Fülle natürlichen Haars angenommen, hatte es gekräuselt, in zahllose künstliche Locken gelegt und endlich die Perücke, erst eine von mässiger Länge, dann bald die mächtige Allongen-Perücke zu Stande gebracht. Auch in Deutschland trug man hie und da z. B. am Hofe des Grossen Kurfürsten in Berlin schon bald nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Perücken, die aber, wie unser Bild zeigt, in Bremen noch nicht stark zur Geltung gekommen waren. Da stand die Mehrzahl noch bei den natürlichen grossen Haarschöpfen, den Vorläufern der Perücken, die zu diesen die Veranlassung gaben.

Die höheren Stände und die Personen, welche mit dem Auslande in Berührung waren, kamen natürlich zuerst unter die Perücke. Die Bremer Gesandten auf dem Westphälischen Friedenscongress, deren Abbildungen wir noch besitzen, haben zwar noch ihr natürliches langes Haar, wie denn überhaupt auf diesem Congress so viel ich sehe, noch keine einzige Perücke vorhanden gewesen ist. Gegen Ende des Jahrhunderts sah man in Bremen schon ziemlich viele aber noch mässig grosse und bescheidene Perücken wie denn eine z. B. auf dem oben citirten Miniatur-Portrait eines jungen Bremers in der Sammlung des Herrn Dr. Eelking dargestellt ist. Aber diejenigen Bremer, welche sich um diese Zeit in ausländischen Diensten auszeichneten, trugen bereits jene mächtigen Allonge-Perücken, so lang wie in Saamen geschossener Braunkohl, die eben so grossartig und jupiterhaft, fast bis auf die Hüften herabfallend und mit gigantischen Lockenschwänzen über die Schultern und Brust, wie man es unter andern auf dem Portrait des Philosophen Leibnitz erblickt. Man gewahrt diess unter andern auf dem in Kupfer gestochenen Portrait des Didericus a Cappeln, der 1668 Bremischer Senator und Gesandter der Republick in Regensburg war, woselbst er unter einer Haarlocken-Wolke seinen Sitz einnahm, — ferner auf dem Bildnisse des berühmten Doctors Heinrich von Cocceji, eines Bremers, welcher am Ende des siebzehnten Jahrhunderts Königlich-Preussischer Staatsrath wurde, so wie auch des Doctors M. Rhode aus Bremen, welcher um dieselbe Zeit Professor der Jurisprudenz in Frankfurt a/O. wurde, und anderer. Mit Hülfe solcher majestätisch eingehüllter Köpfe, die wohl zuweilen ihre Vaterstadt und noch schwach behaarte Verwandte besuchen mochten, kam denn allgemach auch ganz Bremen tief genug in die Perücke hinein, was unter andern schon

hinlänglich daraus hervorgeht, dass die Stadt im achtzehnten Jahrhundert zuletzt fast so viele Perückenmacher wie Doktoren besessen hat. Noch im Bremer Adressbuche von 1794 kann man fast auf jeder zweiten Seite einen Meister dieser Kunst und Zunft finden. — Doch diess Alles liegt hier schon wieder weit jenseits des engen Horizonts unseres Bildes.

Auch bei den Frauen war in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sowohl natürliches als auch künstliches und lockig hervorquellendes Haar modern, obgleich unsere gute unschuldige Bremerin „die junge Wittwe" mit ihrer altmodigen Spanischen Krause noch nichts davon weiss. Denn sie hat ihr Haar noch ganz aus dem Gesicht und Nacken herausgekämmt und unter ihrer Perl-Binze versteckt. Dass aber andere Bremer Damen damaliger Zeit schon sehr gut wussten, wie es auf den Köpfchen ihrer Geschlechts- und Alters-Genossinnen in Frankreich und Paris aussah, können wir unter andern aus einigen Portraits von Bremerinnen aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, auf denen sich nicht weniger Locken und Löckchen mit andern Zuthaten zeigen, als auf den Häuptern der Schönen am Hofe Ludwigs XIV., deutlich genug erkennen. So hat unter andern das lebensgrosse Bildniss der Frau des Bürgermeisters Heinrich Alers, das im Jahre 1658 von Tilmann Schenk gemalt wurde und sich im Besitze der Alers-Stiftung in Bremen befindet, fast so lose und elegantere Locken um's Haupt als die Königin Christine von Schweden.

Auch die Gedanken, welche die Rathsherrn über den Haarschmuck ihrer Landsmänninnen sich gemacht und welche sie hie und da in Kleider-Ordnungen oder in Entwürfen und Vorarbeiten zu neuen Kleider-Ordnungen aufs Papier gebracht haben, beweisen wie mancherlei Arbeit die Haarkräusler schon damals in Bremen fanden. In dem fünften Artikel eines solchen Entwurfes, der im Jahre 1672 aufgesetzt wurde, sagt ein rathsherrlicher Toiletten-Kritiker „es sollten auch alle für der Stirn gekräuselte und zu beiden Seiten des Hauptes gleichsam „wie eine Laube von Crullspähnen herfürhangende Locken, die weder zur Wärme des Kopfes noch zu einiger „natürlichen Zierde dienen, vielmehr ein von Gott wohlgeschaffenes Gesicht verunzieren, und die über dehm „auch, wenn sie mit Haar von Pferden oder Ziegen — wie der gemeine Ruf geht — vermischt werden, an sich „selbst höchst ärgerlich, falsch und dazu kostbahr sind, bei Vermeidung höchster Vorunglimpfung gänzlich „verbotten und untersaget sein". — Zu diesem Artikel 5 macht dann ein Anderer, dem der Entwurf zur Begutachtung mitgetheilt war, die Bemerkung „der Paragraph könnte wohl bleiben, dabei müsste aber doch wohl „denjenigen, welche sich mit ihren eigenen Haaren in völliger Ermanglung derselben nicht zu zieren vermöchten „vergönnt werden, wenigstens einige kleine falsche Haarlocken von Menschen Haar, jedoch ohne Puhder zu „gebrauchen". In dem hiernach formulirten 17. Artikel der Kleider-Ordnung von 1672 wird gesagt, „dass, damit „auch im Haar- und Hauptgeschmück ein Unterschied zwischen höheren und bürgerlichen Standes-Personen „verspürt werden könne, den Frauens-Personen des dritten und vierten Standes alle abhangenden Haarlocken, „sowohl von eigenen als von frembden Haaren bey Straffe 10 Rthlr. gänzlich verbotten sein sollten. Was aber „die verheiratheten Frauens-Persohnen des ersten und zweiten Standes betrifft, so soll es ihnen erlaubt sein, „sowohl ihre eigenen Locken hängen zu lassen, als auch im Mangel eigener Haare, sich anderer Haare, jedoch „nur Menschenhaare, zu bedienen. Uebrigens soll auch überhaupt die ganze Ueppigkeit in dem Gebrauche „der Haarlocken, die auss der Frembde hieselbst hei etlichen eingeschlichen ist, und so theils hässlich, theils „unziemlich ist, remedirt werden."

Sehr bemerkenswerth ist hiebei noch das wiederholte Verbot des Puderns der Haare, welches der Rath schon ein Mal in seiner Kleiderordnung von 1656 verboten hatte. Das Pudern war damals (kurz nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) selbst in Frankreich noch eine ganz neue Sitte, die erst im achtzehnten Jahrhundert recht in Schwung kam. „Vom Pudern" sagt ein Costümhistoriker, „machten (gegen die Mitte des „siebzehnten Jahrhunderts) nur erst Einzelne Gebrauch. Sie waren ihrer Zeit voraus, — Genies im Reiche „der Moden — prophetische Gemüther der Fashion". Und hierzu sagt der Bremer Rath schon in seiner Kleider-Ordnung von 1656, dass er das Pudern in Bremen nicht leiden wolle. „Wie denn allgemein alles Haarpudern", so heisst es im 12. Artikel jener Ordnung, „verbotten wird bei Straff 2 Rthl." Dieses Verbot zeigt denn, wie schnell sich doch zu Zeiten manche Französische Mode-Gifte auch schon damals bei den höheren Ständen unserer alten Hansestädte einschlichen, und beweist, dass es auch in Bremen immer einige „prophetische Genies der Fashion" gegeben hat.

Bart.

Die Leute aus der von uns hier in's Auge gefassten Periode scheinen gedacht zu haben, dass es mit den langen Kopflocken genug des Haares sei. Denn den übrigen Haarwuchs auf Kinn und Lippen haben sie bedeutend strenger überwacht. Auf unserm Bilde findet man ausser bei den geringen Ständen nur wenig Bart, was denn auch mit Dem, was am Ende des siebzehnten Jahrhunderts anderswo als zeitgemäss betrachtet wurde, ganz gut übereinstimmt. „Der Bart", sagt einer unserer Costümhistoriker, „nahm um diese Zeit allmählich „bis zur Unsichtbarkeit ab, und hatte am Ende nur noch eine mikroskopische Ausdehnung. Es blieben von

„ibm zu guterletzt nur noch ein Paar pinselförmige Restchen, kleine schwarze Tupfen auf Kinn und Lippen". Es passt dies besonders genau auf die Ober- und Unterlippe unseres wohl genährten Kaufmannes, so wie auch auf die des Frohns hinter dem Stadtvogt. Dieser selbst ist um den ganzen Mund herum sogar völlig glatt geschoren. Er sitzt ja ohne dies schon in seiner langen natürlichen Perücke, wie ein Löwe in seinen Mähnen. Auch alle sonstigen uns noch aufbewahrten Portraits von Bremer Bürgermeistern, Rathsherren, Aelterleuten und ihren Dienern aus dieser Zeit haben entweder gar keinen Bart oder nur ein „Pinselchen" auf der Oberlippe. Welche reizende kleine mikroskopische Bärtchen, zierlich gestaltet wie ein feines Colibri-Federchen, um das Jahr 1680 junge Stutzer in Bremen trugen, hat man Gelegenheit, auf jenem äusserst hübschen Miniatur-Portrait eines jungen Bremers zu bewundern, welches Herr Doktor von Eelking in seiner reichen Sammlung daselbst besitzt. Die grosse falsche Perücke, zumal nachdem man sie zu pudern angefangen hatte, konnte natürlich den Bart gar nicht brauchen. Denn um diesen mit ihr in Harmonie zu bringen, hätte man ihn ebenfalls in falsche Locken legen und pudern müssen, was sich begreiflicher Weise nicht machen liess. Die künstliche Perücke warf also den Bart ganz und gar über Bord. Nur unsere beiden Militairs und dann die Matrosen und Bauern haben etwas mehr Bart. Bei diesen letzteren ist es die reine ungekünstelte Natur. Bei jenen aber ist es „der Wallensteiner", eine sehr berühmte Bart-Form aus dem dreissigjährigen Kriege und so genannt nach dem Hauptthelden dieses Krieges. Sie bestand, wie unsere beiden Schützen es augenscheinlich machen, in einem langen, dünn gespitzten Haarzipfel auf dem Kinn, der ganz entschieden — aber sans comparaison! — wie ein Ziegenbart herabhing. Auf den Lippen gehörte dazu ein Knebelbart, dessen Enden, mit Pech oder andern Substanzen gesteift, sich spitz in die Höhe krümmten. So hatte es Wallenstein und sein Gegner Gostav Adolph getragen und so haben es auch unsere Bremer Schützen bei sich zurecht gemacht.

Halsbekleidung.

Eben so schmiegsam und lose umflattert wie der Kopf von den breiten Hutkrämpen und Haaren sehen wir den Hals von lockeren Hemdskragen, schlaffen Halstüchern und Schleifen. Die vielfaltige Spanische Halskrause, die wir auf Tafel 1 in Bremen bei Jung und Alt, bei Mann und Frau fanden, ist nach dem dreissigjährigen Kriege in der ausserbremischen Welt gänzlich und vollständig verschwunden. Beinahe ist sie es auch in unserer alten Hansestadt, die indess immer dem flüchtig dahin schwebenden Schritte der Göttin Mode etwas langsam nachhinkte. Die junge schwarze Wittwe hat entweder aus Vorliebe für das Alte, oder weil sie noch nicht erfuhr, was draussen die Glocke geschlagen, sich noch nicht von dem „Krausskragen" trennen können, und das kleine rothe Waisenmädchen muss sich diesen steifen Schmuck wohl gefallen lassen. Denn die Bremer Rothen Waisen-Kinder, deren Haus im Jahre 1599 gestiftet wurde, erhielten ihre vorschriftsmässige Kleidung noch recht mitten in der Blüthe der Spanischen Mode und bekamen daher auch die Spanische Krause zum Angebinde, die sie sogar noch in's achtzehnte Jahrhundert hinein schleppen mussten. Die Kinder „des Blauen Waisenhauses", welches erst nach dem Dreissigjährigen Kriege (im Jahre 1684) gestiftet wurde, haben die Krause nie zu tragen nöthig gehabt. Sie haben — so wohl Mädchen als Knaben — gleich Halstücher erhalten. Dasselbe gilt von den sogenannten „Schwedischen" oder „St. Petri" Waisenkindern, deren Institut noch etwas später nämlich 1692 begründet wurde.[1]) Es giebt auch anderer Orten z. B. in London Zöglinge von Waisenhäusern oder Schulen, die in dem Schnitt oder der Farbe ihrer Uniformen das Jahrhundert und Datum der Gründung ihres Instituts deutlich erkennen lassen. Wie die Rothen Waisenkinder, so haben auch die Bremer Prediger, die wie alle Theologen immer lange an dem Alten festhielten, noch die alte Krause in das folgende Jahrhundert mit hinübergenommen. Wir besitzen die Portraits mehrer Domprediger aus dieser Zeit, welche sie so gross wie ehemals die Spanier tragen. In Hamburg ist es sogar noch im neunzehnten Jahrhundert mit der Spanischen Ringkrause bei den Rathsherrn und Predigern nicht zu Ende gewesen.

Natürlich hat man die steife Ringkrause nicht auf ein Mal mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und vom Halse gerissen. Vielmehr ist diess mit leisen Uebergängen geschehen, denn wie in unseren Garten eine jugendlich frische Blume erst die Blätter ein wenig hängen lässt, darnach allgemach ganz verdorrt, zusammenschrumpft und den folgenden Blättern Platz macht, so stirbt auch in dem Reiche der Mode jedes Stück meistens Schritt vor Schritt ab und wandelt sich auf eine gewisse naturgemässe und folgerichtige Weise in etwas Anderes um. Als man zuerst anfing, an den steifen, hoch aufstehenden Spanischen Halskrausen Aergerniss zu nehmen, da klappte man sie um, und legte sie flach auf Schulter und Nacken nieder. Zu dieser Situation wollten aber die strahlenförmigen Falten nicht recht mehr passen. Man liess daher die vielen Falten und Knicke weg und plättete die Krause zu einem flachen, runden, schlaffen Kragen aus. Dieser sah nun aber zu einförmig aus. Auch verdeckte er die Brust und den Schmuck, der sich dort befinden mochte. Er wurde daher vorne

[1]) Ich ersehe diess aus einigen Abbildungen der Blauen und der Schwedischen Waisen-Kinder, die Peter Koster seiner Chronik zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts beigefügt hat.

aufgeschlitzt, zugleich rund herum ein wenig verkürzt und beschnitten und so entstanden daraus zwei schlaffe Hemdskragen, wie wir sie bei einigen der Männerfiguren auf unserm Bilde sehen. Der Hals wurde bei dieser Veränderung fast ganz entblösst und nun erfand Ludwig XIV. von Frankreich [1]) für ihn das Halstuch, das die Welt bisher noch nicht gekannt hatte. Es schlang sich Anfangs fein lose und bequem um den Hals, verknotete sich vorne zu einer lockeren Schleife und fiel mit breiten, zuweilen mit Spitzen besetzten Zipfeln auf die Brust herab, was wir am besten bei unserm Kaufherrn sehen, der sein Halstuch ungefähr so arrangirt hat, wie es damals überall die Meisten thaten. Manchen war diess zu wenig stattlich, und sie liessen sich eine Schleife auf den Halstuchknoten setzen, zuweilen eine aus farbigem Bande, zuweilen, wie unser Stadtvogt und sein Hintermann bloss aus weisser Leinwand. Beim Stadtvogt ist diese Halsschleife mit ihren Seitenflügeln und ihrem Kelche in der Mitte ganz grotesk, wie eine mächtige Tuberose entwickelt und wetteifert mit den ausgespreitzten Fittigen seiner Hut-Krempe. Vielfältig steifte man auch schon um diese Zeit die Zipfel der Halsumschläge, schnitt sie viereckig wie zwei Ziegelsteine zurecht und liess sie so als Bäffken auf die Brust herabhängen. Dieses Bäffken kam aber im folgenden Jahrhundert erst recht in Aufnahme, und hat sich bei den Geistlichen bis in das jetzige neunzehnte Jahrhundert hinab erhalten.

Das Handgelenk ist in der Art seiner Ausschmückung stets mit der des Halses mehr oder weniger parallel gegangen. Wenn sich am Halse Gold- oder Perlenschnüre zeigten, so erschienen sie auch eben so am Handgelenk. Wenn dort Krausen, Schleusen oder das Hemd zum Vorschein kamen, so offenbarten sich auch ähnliche Dinge und Formen an der Handwurzel. Wir mögen daher auch gleich auf die bauschigen und faltenreichen Manschetten unseres Kaufmannes einen Blick werfen. Diese Fülle von schlaffen, zuweilen reich verzierten, mit Spitzen besetzten Manschetten tauchten unter den kurzen Rock-Aermeln gleichzeitig mit den schlaffen und herabfallenden Hemdskragen und den ebenfalls mit Spitzen besetzten Halstuchzipfeln hervor. Die bauschigen Manschetten, in Bremen „Handschläge" geheissen, werden zum ersten Male in der Kleiderordnung von 1656 erwähnt. Sie werden auch in ihr immer mit den Halskragen zusammen genannt. Der Rath schilt auf sie in dem Artikel 10 dieses Gesetzes als auf etwas Neues und nennt sie „unnützo und hoffertige Inventiones von Beffken, Kragen „und Handschlägen." — „Dreifache Kragen und Handschläge sollen gänzlich abgeschafft sein." (Artikel 11 der Ordnung von 1656.) An diesen Artikel 11 scheint sich unser Kaufmann aber nicht gekehrt zu haben. Denn seine Manschetten sind jedenfalls dreifach, wo nicht wie Kohlköpfe vier- und mehrfach.

An anderm Schmuck haben sonst alle auf unserm Bilde vorhandenen Hände und Handgelenke nicht viel aufzuweisen, namentlich gar keine goldenen Ringe. Nach dem dreissigjährigen Kriege war überhaupt das Gold rar, während wir auf dem Bilde Nr. I vor diesem Kriege davon so viel glitzern sahen. „In Deutschland", sagt ein Costüm-Historiker, „frass dieser Krieg alles Gold auf. Nachdem er aufgehört hatte, gab es zwar noch „ächte Schmucke, aber diese hatten im Verhältniss zu früheren Perioden ausserordentlich abgenommen. Man „begnügte sich mit Schleifen, Glasperlen und anderm Tand und Flitter. Von ächten Geschmeiden kommt am „Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts sowohl in Deutschland, als auch in Frank„reich und anderswo sehr wenig vor. Sie sind fast ganz aus der Mode." [2])

Handschuhe haben wir auf unserm Bilde nur bei den Kriegern. Sie tragen dieselben so wie der Krieg sie gestaltet hatte, nämlich mit hohen geschlitzten Stulpen. So mit hohen Stulpen versehen trug sie damals Jedermann, auch die Damen, die sie indess von feinerem Leder nahmen und mit Stickerei und mit Spitzen besetzen liessen. Die schönsten Bremer Damen-Handschuhe, die ich aus dieser Zeit gesehen habe, trägt Christina Stedings auf dem schon erwähnten ausgezeichneten Portrait von 1636. Ihre Handschuhe haben sehr lange Stulpen, die mit überaus reicher Goldstickerei besetzt sind. Dieses Portrait beweist indess zugleich, dass die obigen Bemerkungen über damalige Goldarmuth — wenigstens für Bremen und für die Dauer des dreissigjährigen Krieges — cum grano salis verstanden werden müssen. Denn das Bremer Fräulein Stedings von Anno 1636 ist mit äusserst zierlich gearbeiteten und kostbaren goldenen Armspangen, goldenen Ketten und schweren goldenen Medaillons, an denen Perlen hangen, besonders reich geschmückt. Ihre elegante Perlen-Binze erwähnte ich schon. Aehnliches lässt sich von der im Jahre 1658 portraitirten und mit vielen Perlen, Armspangen etc. gezierten Frau des Bürgermeisters Heinrich Alers bemerken. — Dergleichen Geschmück und Zierrath will auch der Rath von Bremen Denen, die es gut bezahlen können, nicht gänzlich verboten haben, „jedoch", wie er sich ausdrückt, „mit der christvätterlichen Ermahnung, dass ein jeder sich selbst er„kenne, seine Mittel nicht zur Ueppigkeit gebrauche, und dass er jedenfalls bei dem zugelassenen Zierrath ein „demüthiges, ehrbares Gemüth verspühren lasse". Hie und da „könnte auch bey Hochzeiten und anderen „Gastmahlen, oder sonst nach Gelegenheit der Zeit und des Ohrts, einem Jedem nach seinem Stande, woll ein

[1]) Diesem Könige giebt wenigstens der erfahrene Costümhistoriker Dr. C. Rohrbach allein die Ehre der Erfindung des Halstuchs. S. sein Werk: „Die Trachten der Völker". S. 303.

[2]) S. Rohrbach. l. c. S. 297 und S. 307.

„Mehres zugelassen werden, aber auch dies doch also, dass solche Feyerkleider und Geschmücke nicht ein „Schein der Hoffahrt und Ueppigkeit für andere seines Gleichen, sondern nur eines solchen Zierraths haben, „der auch unter Beobachtung der Spahrsamkeit und des Mittelwegs, woll von demüthigem Herzen kommen und „auch nicht anders, also mit demüthigem Hertzen magh gebraucht werden, in stehtigem Angedenken, was für „eine schwere Verantwortung es auff sich habe, seine Pracht in Ueberfluss zu beweisen, und hingegen die zu „Gott seuffzenden Armen und Nackenden ohngekleidet zu lassen".

Kleider der Männer.

Mantel.

Von Ueberwürfen über alle Unterkleider oder von Mänteln erscheint auf unserm Bilde nicht sehr viel, obgleich die Scene im Freien auf dem Bremer Markte, der durch gutes Wetter eben nie ausgezeichnet war, vor sich geht. Die Weiber im Hintergrunde links haben sich in ihre gewöhnlichen gruben Hoiken oder Regenlaken gehüllt. Die junge Wittwe zur Rechten ist in ihren dickwattirten Binzen und Röcken gegen alles Wetter gepanzert und zeigt sich in ihrem soliden Staate lieber unverhüllt. Auch die abgehärteten Matrosen und Bauern haben an ihren dickwolligen Wämsern genug. Der Stadtvogt und seine Beisitzer scheinen in einer übergeworfenen altmodigen Schaube der Kälte zu trotzen. Die Militärs pflegen nur im Kriege einen Mantel mit sich zu nehmen. So blieb denn nur für unsern eleganten Kaufmann die Gelegenheit, mit einem kleidsamen Mantel sich darzustellen, übrig. Aber auch was er trägt, ist eher ein Mäntelchen als ein Mantel. Dasselbe hat in Schnitt und Grösse noch etwas Spanisches an sich. Es ist nicht sehr lang und nicht sehr kurz, auch nicht sehr weit und nicht sehr eng und scheint mehr zum Staatmachen als aus Noth von ihm angelegt zu sein. Er hat es leicht auf die linke Schulter geworfen, während er es von der rechten herabhängen lässt, ungefähr wie es ein Spanischer Hidalgo zu thun pflegte. Und wirft man hierbei einen Blick in die Werke, welche die Geschichte des allgemeinen Europäischen Costüms jener Zeit behandeln, so findet man dies alles ganz in bester Ordnung. Denn eines derselben sagt über den Herrenmantel unserer Periode folgendes: „Der Mantel, den man gewöhnlich „(um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts herum) umwarf, war noch ein wenig nach Spanischer Weise. Er „reichte nur bis ans Knie und war dabei so weit, dass er vorne zusammengeschlagen werden konnte. Die „Modehelden hüllten sich in dieses dürftige Obergewand, wie die Römer einst in die weite Toga. Manche „trugen es nur auf einer Achsel, da es doch für zwei Schultern eigentlich keinen Ueberfluss hatte". [1]) Diess Alles passt sage ich auf's Haar auf das Mäntelchen unseres Kaufmannes und ich führe es ausdrücklich an, weil sonst wohl manche an die jetzigen einfachen Ueberröcke nach Englischem Schnitt gewöhnten Leser beim Anblick des Bildes unsern Kaufmann etwas zu bravour-arien-sängerhaft ausstaffirt halten möchten, besonders wenn sie nicht wissen sollten, dass selbst noch im achtzehnten Jahrhundert die Kaufleute in einem ganz fremdartigen Costüme, nämlich in Escarpins, mit gallonirten Westen, mit Zopf und Puder etc. auf die Börse eilten. Wer sehen will, wie absonderlich und theatralisch die Kaufleute in noch älteren Zeiten, z. B. im sechzehnten Jahrhundert einhergingen, der sehe sich „die Tracht der Erbaren Bürger und Kauffleuthe in Meissen" auf Tafel XXXff in Weigels Trachtenbuche an. Ob unser Kaufmann sich aber bei der Wahl des Stoffes für seinen Mantel so wie auch für sein gleich zu erwähnendes Wams genau nach dem Art. 13 der Bremer Kleider-Ordnung von 1656 gerichtet hat, vermag ich nicht zu erkennen. Dieser Artikel schrieb vor, dass die zum zweiten Stand gehörigen Mannspersonen d. h. die Aelterleute, die fürnehmen Kaufleute und Krämer und die Gelehrten, welche keine Doktoren wären, keine ganze Kleider von Sammet oder Plüsch tragen und auch ihre Mäntel weder mit „Kaffa" oder anderm seidenen Zeuge ausfüttern lassen sollten. Dabei wurde zugleich verfügt, dass dem zweiten Stande „alles Geschmück von Goldt, Perlen und anderen Edelgesteinen an Halss, Brust und Armen der Frauenspersonen", was man dem ersten Stande erlaubte, ganz verboten sein solle. Nur auf der Brust und an den Fingern sollte den verehelichten Personen dieses Standes etwas davon vergönnt sein, „jedoch in allen nicht über 100 Reichsthaler bei Straff 20 Reichsthaler". Diese und noch einige andere Beschränkungen des zweiten Standes brachten damals eine grosse Bewegung unter den fürnehmen Kaufleuten und insbesondere ihren Aelterleuten hervor. Sie protestirten gegen diese Kleider-Ordnung und namentlich auch gegen den ersten Artikel derselben, in welchem der Rath bloss die Rathsherren und die Doctores gestellt, aber „die Personen von den älteren Geschlechtern, die keinerlei Nahr- und „Handthirung angenommen" (Rentiers von guter Herkunft) gänzlich vergessen hatte. Die Aelterleute protestirten daher feierlichst gegen diese Kleider-Ordnung des Raths, beschwerten sich, dass sie mit den Brauern, die jetzt oft von sehr geringen Ständen seien, in eine Classe geworfen wären, behaupteten, dass sie und die Rentiers und die fürnehmen Kaufleute, wenn sie es nur bezahlen könnten, schon ehedem das Recht gehabt hätten, sich denen des

[1]) S. Dr. C. Rohrbach l. c. S. 296.

ersten Standes gleich zu kleiden und zu tragen, und daraus entstand dann, da der Rath reprotestirte, ein sehr merkwürdiger Rang- und Kleider-Streit, in den auch noch andere Stände hineingezogen wurden, und über den allerlei für die Sittengeschichte sehr interessante Schriftstücke auf unserem Archive aufbewahrt sind, die ich aber hier leider nicht weiter benutzen und ausbeuten kann.

Das Wams der Männer.

Ueber das Wams der Männer aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts macht ein Costüm-Historiker folgende Bemerkungen: „Während dasselbe bei den frühern dicken angeschwollenen Pump- und Pluder-Hosen „des sechszehnten Jahrhunderts, die ihm keinen Platz für Schösse liessen, ganz kurz geworden war, und schon „beim Gürtel endigte, wurde es nun, nachdem die Polster aus den Pumphosen genommen und dieselben zu „schlaffen „Schlumperhosen" eingesunken waren, wieder länger. und erhielt Schösse, die bis auf das Knie reichten. „Das allgemeine Verlangen der Zeit während des dreissigjährigen Krieges nach Ungebundenheit zeigte sich auch „hier bald deutlich genug. Man liess das Wams unten offen stehen und gab ihm einen ganz geraden Schnitt von „oben bis unten hin ohne Einziehung über den Hüften. Dabei gab es weder Schooss noch Taille. Von oben bis unten „war Alles eins. Zugleich wurden die Aermel, die früher eng gewesen waren, jetzt weit und bauschig".[1]) Deutlicher kann man das vermuthlich seidene Wams unseres Hauptfiguranten, des Bremer Kaufmannes, nicht beschrieben sehen. Er hat offenbar seinem Schneider keinen Vorwurf zu machen. Wir finden dieselbe Art Wams auf den Portraits der Bürgermeister und anderer Männer jener Zeit. Auch unser Matrose hat es nicht viel anders, obgleich es bei ihm aus älterer Zeit herrühren mag. Denn vermuthlich war so ein natürliches Wams — fast so natürlich wie ein Englischer Mackintosh — bei manchen geringen Leuten ein herkömmliches Kleidungstück, und war nun im dreissigjährigen Kriege, wie der alte breitkrämpige Bauernhut, wie die natürlichen langen Haare, und wie manches andere Volksthümliche aus Bequemlichkeitsliebe wieder nach oben gekommen und modern geworden. Wie man dieses Wams nachher, als die Busenstriche der Herren und die buntgestickten Westen und eben so schöne Beinkleider aufblühten, immer weiter offen stehen liess und wie man es immer mehr beknappte und beschnitt und endlich dann den Frack herausbrachte, das zu entwickeln ist hier nicht unsere Aufgabe und gehört in die Geschichte des folgenden Jahrhunderts. Aehnlich in Form und Länge ist das Wams unserer Krieger, obwohl es knapper anliegt und eine bessere Taille zeigt. Vermuthlich war es nicht von Seide, sondern von Leder. Die Feldbinde, die der eine derselben über die rechte Schulter geworfen hat, kennzeichnet ihn als einen Offizier. Jede Nation hatte auf solchen Feldbinden ihre Nationalfarben. Die Franzosen trugen sie weiss, die Spanier roth.[2]) Die Bremer hatten demnach bei ihren Offizieren, wie ich vermuthe, die alten Hanseatischen Farben ihrer Flagge und ihres Wappens, Weiss und Roth, welche Farben aber auf unserm Bilde etwas ins Gelbliche verschossen sind.

Beinkleider.

Es ist in der Geschichte der Trachten ein sonderbarer Umstand, dass unsere Beinkleider so lange gezaudert haben, wieder so bequem und aus einem Stück gemacht sich darzustellen, wie wir sie auf den Bildern der alten Gallier und Franken sehen, bei denen sie von der Hüfte resolut bis auf den Fuss hinabgingen. Wir sind erst seit dem Anfange unseres neunzehnten Jahrhunderts mit ihnen wieder so weit gekommen. Man kann die Costüme langer voriger Jahrhunderte durchmustern, ohne auch nur eine einzige solche verlängerte Hose zu finden, wie wir sie jetzt alle Morgen überziehen. Die „Pumphose", die „Pluderhose", die „Schlumperhose" und wie sie alle heissen und welcher Form sie sonst noch sein mochten, sie stimmten sämmtlich darin überein, dass sie keine „Pantalons" waren und nur bis zum Knie hinabzugehen wagten. Manche von ihnen endigten sogar noch weit oberhalb des Knies. Die Männer Europäischer Völker und Stände haben Jahrhunderte lang Waden-Parade gemacht und haben vom Rücken des Fusses bis zum Knie hinauf meistens Alles der ehrbaren Zunft der Strumpfmacher, zu Zeiten auch den Stiefel- und Schuhmachern überlassen. Erst zur Zeit der Französischen Revolution überschritt man das Knie, anfänglich nur einige Zoll, dann bald ganz bis auf die Hacken.

Gepolsterte Pumphosen waren wie alle Kleider-Polsterung zur Zeit unseres Bildes antiquirt. Auch die geckenhafte aus hundert bunten Bändern zusammengestückte Pluderhose war bei Seite gelegt, und an deren Stelle die einfachere, mässig weite und schlaffe „Schlumperhose" getreten. Uebers Knie hat aber auch diese nicht hinabgewollt. Die Männer auf unserm Bilde tragen sie alle, haben aber alle, selbst die Bauern und sogar auch der kleine Waisenknabe, glatte, pralle und von elastischen Strümpfen bedeckte Waden. Sie haben aber bei ihren Beinkleidern keine besondere Künsteleien mit Borten, Schnallen, Knöpfen, Schleifen, Bändern und Spitzen, wie sie damals sonst wohl in der Gegend, wo das Beinkleid aufhörte, angebracht wurden, vor-

[1]) Dr. Rohrbach l. c. S. 295.

[2]) Siehe hierüber das Dictionnaire de l'académie unter dem Worte „écharpe".

genommen, daher ich mich hier auf die Specialitäten des Knieschmuckes in Bremen nicht weiter einlasse, um so weniger, da ich auch weder aus den damaligen Kleider-Ordnungen des Raths, welche die Hosen-Ordnung gar nicht speciell festsetzen, noch aus den anderweitigen damaligen Portraits, die meistens, was ich schon oben beklagte, gar keine Kniee und Füsse an den Tag bringen, etwas Näheres habe lernen können.

Fussbekleidung.

Auf dem Bilde von Tafel I haben wir für die Zeit vor dem dreissigjährigen Kriege einen vorne zugespitzten, mit goldigen Schlitzen gezierten Schuh als Fussbekleidung der Herren kennen gelernt. Während des dreissigjährigen Krieges traten Stiefeln an die Stelle der Schuhe. Dieselben waren anfänglich sehr gross mit hohen zum Knie hinaufgehenden Stulpen, wie sie die vielen Kürassiere jener kriegerischen Periode trugen. Nachher fielen diese Stulpen schlaff herunter und hatten solche breite schlaffe Klappen, wie jeder sie aus den Darstellungen von Wallenstein's Lager kennt und die mit den breiten schlaffen Windfängen oder Krempen am Hute in Harmonie standen. Es gab eine Zeit, wo sich selbst die Elegants und zuweilen sogar die Damen mit solchen Schlappstiefeln herumtrugen. Nach dem Kriege schnitt man die schlaffen Stulpen ganz weg und es entstand nun wieder ein niedriger Schuh daraus, der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts allgemein geworden war. Man machte ihn aber nicht wie früher spitz, sondern schnitt ihn vorne stumpf oder eckig ab, liess auch die Schlitzen weg und setzte hohe Hacken darunter. Auf dem Rücken des Fusses liess man noch ein Stückchen vom weggeschnittenen Schafte, oder eine Klappe zum bequemen Anziehen sitzen. Mit dieser Klappe versehen und überhaupt in ganz correkter und zeitgemässer Weise stellt sich der Schuh unseres Kaufmannes dar, eben so auch der des Schiffers und des kleinen Waisenknaben. Ich mag bemerken, dass der Schuh auch fast das ganze folgende achtzehnte Jahrhundert oben auf blieb, bis er um 1800 herum abermals dem Stiefel wich, um dann um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wieder den Stiefel ziemlich aus dem Felde zu schlagen.

Ich habe noch mehre Bremische Portraits aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts verglichen, habe immer an ihnen den hochhackigen Schuh mit der Klappe gefunden und so mich überzeugt, dass die Schuster damals unsere Urgrossväter auf Tafel XVII nicht betrogen haben, wenn sie ihnen versicherten, dass sie sie nach der neuesten Mode bedient hätten.

Kleidung der Frauen.

Einige Hauptstücke der damals in Bremen noch gültigen Frauenkleidung führt uns unsere „junge Wittwe" vor. Sie ist in dieser Beziehung die treue Copie einer Figur, welche Peter Koster, ein Zeitgenosse, seiner im Jahre 1685 geschriebenen Chronik beigefügt hat, und zu welcher er bemerkt, „dass die Bremer „Frauen sonst so zur Hochzeit zu gehen pflegten, dass aber diese Kleidung anjetzo (anno 1685) noch bei allen „Frauens zu sehen sei". In seiner Hochzeits- und Kleider-Ordnung von 1656 nennt der Rath dieses Costüm „die Bremische Tracht". Bei näherer Untersuchung stellt sich jedoch heraus, dass es nicht sowohl eine national Bremische Erfindung, als vielmehr nur eine ehemalige auch anderswo modige Tracht gewesen ist, bei welcher nur die langsamen Bremerinnen stehen geblieben waren und die sie vielleicht auf ihre Weise ein wenig façonnirt hatten. Sie wurde vom Rathe anno 1656 nur desswegen „Bremisch" genannt, weil gerade damals von Frankreich und Ludwigs des XIV. Hofe ganz neue und bisher völlig unerhörte Moden und Façons hereinflutheten. — Man findet die Haupt-Elemente dieser Kleidung — die schweren seidenen Stoffe — die tüchtige Wattirung, — die dicken Wülste über den Hüften — die hohen Schulterpolster im sechzehnten Jahrhundert auch anderswo. Man betrachte z. B. namentlich wegen der Schulterwülste die „honesta matrona Augustana" (Ehrbare Frau von Geschlecht zu Augsburg) auf Tafel XXV von Weigels Trachtenbuche, oder die „Mulier Metensis in Lothringia", (eine Fraw von der Stadt Metz in Lothringen), oder die noch grossartigeren Polsterungen auf Seite 586 des III. Theiles von Weiss Costümkunde. Es erschien dem Rathe manches nur desswegen „Bremisch", weil es länger in der Stadt war, als das Neuauftauchende. Es ist in der Costümkunde etwas Gewöhnliches, dass manche Tracht, die einst allgemeine Mode gewesen, sich am Ende in gewisse Regionen verrennt, bei einem Volke, oder bei diesem oder jenem Stande, in einer Stadt, oder in einem Thale des Thüringer Waldes für immer stecken bleibt und dann für eine National- oder Standes-Tracht gehalten wird. Auch ein gewisser Herr Caspar Schneider, der sich gegen das Ende des dreissigjährigen Krieges mehre Jahre in Bremen aufhielt und dasselbe in seinem Buche „Saxonia" geschildert hat, hielt diese Art von Frauen-Kleidung für Bremisch und mockirte sich über sie als etwas schon damals sehr Altfränkisches. Er sagt, die Bremer Weibs-Personen wären in ihrer Kleidung ganz absonderlich, sie trügen „um den Leib so grosse „Fischbeingestelle und Wülste, ihre Röcke darüber zu schürzen, dass ein zweijähriges Kind gar leicht darauf

„herumspazieren könnte".[1]) Herr Schneider hat dabei wohl nicht daran gedacht, dass die Kleider, welche er tadelte, einst sehr nobel waren, und von den Hofdamen Heinrich's IV., sowie auch von Königinnen, Maria von Medicis, Maria Tudor etc. mit eben so hohen Schulterblättern, dick an Wülsten und von demselben Schnitt getragen waren, und dass die Bremerinnen nur 100 Jahre zu lange dabei stehen geblieben waren. Auch mag Herr Schneider[2]) wohl nur „die Weibspersonen", die er auf der Strasse gesehen hat, meinen, die vermuthlich die Wülste über den Hüften besonders auffällig trugen, und sich dann allerdings vierschrötig ausnehmen mochten. Dass das Costüm, wenn es mit Geschmack behandelt wurde, sehr kleidsam sein konnte, lehren uns einige treffliche Portraits von vornehmen Bremer Frauen, die wir noch besitzen z. B. eines, das der ausgezeichnete Bremer Maler Simon Peter Tilmann in Lebensgrösse ausführte, und das sich auf der Bremer Kunsthalle befindet. Dasselbe wurde um's Jahr 1650 gemalt. Die von ihm dargestellte Dame ist ganz so gekleidet, wie unsere junge Wittwe, mit Spanischer Halskrause, hohen Schulter-Blättern, kurzem Haar, schwarzseidenen, stark wattirten Rock, und nimmt sich doch sehr nobel in diesem seidenen Panzer aus. Sie hat freilich dazu noch dicke goldene Armspangen, mit Spitzen besetzte Manschetten, überaus reich geschmückte Handschuhe, statt der Perl-Binze auf dem Kopfe einen halbmondförmigen Haubenstrich von Spitzen. Wer sich diess trefflich ausgeführte Bild ansieht, kann sich dabei den ganzen soliden Luxus der noch wohlhabend gebliebenen Frauen jener Zeit vergegenwärtigen. Uebrigens war auch diese sogenannte „Bremer Tracht" in der Regel nicht für Unbemittelte. Denn es steckte so viel schwerer Seidenstoff, so viel künstliche Auswattirung, so viel Stickerei, Näherei und Arbeit darin, dass dergleichen nur Wohlhabende bezahlen konnten. Herr Dr. von Eelking in Bremen besitzt noch heutzutage einen vollständigen Frauen-Anzug dieser Art, bei dessen Anblick sich jeder überzeugen kann, dass in Vergleich mit ihnen unsere heuti gen Damen-Anzüge nur leichte Waare sind. Dass diese neumodige „leichtere Waare", die von Frankreich ausging, übrigens auch damals schon in Bremen Beifall gefunden hatte, lehren uns theils unsere Kleider-Ordnungen, theils wieder einige uns aus jener Zeit noch aufbewahrte Bilder. Die Kleider-Ordnung von 1656 schilt auf gewisse „eben so unnütze als hoffertige Inventiones", und unterscheidet immer die Frauen und Jungfrauen „Bremischer Tracht" von „denen frembder Tracht". Diesen letzteren schreibt sie allerlei Toilettenstücke mit fremden meist französischen Namen zu, als da sind: „Pometten", „Langetten", „schmale Gallaunen", „Posamenten" und sonst allerlei „neulich eingeführtes oder künftig noch zu erdenkendes „Bordur-, Pardur- und Schleuf-Werk", auch „Puffken" und sogar auch schon „neumodige Schnürleibchen". Dies waren lauter Dinge, die damals anfingen, von Frankreich einzudringen, und die sich dann mit allen ihren späteren Nachkommen in Deutschland und auch in Bremen so einnisteten, dass daraus eine vollständige Oberherrschaft der Französischen Kleider-Mode hervorging. Das lebensgrosse im Jahre 1658 von Schenk gemalte Portrait der Frau des Bürgermeisters Alers, das sich im Besitze der Alers-Stiftung befindet, zeigt schon viele Spuren und Elemente dieser französischen Mode. Auch der Bremer Chronist des siebzehnten Jahrhunderts Peter Koster hat uns in seiner Chronik neben einer Jungfrau Bremischer Tracht eine solche mit französischer Ausstaffirung von Kopf bis zu Fuss abkonterfeit. Er hat dieses Bild eben so wie das andere zu derjenigen Partie seines Buchs gesetzt, in welchem er die Kleider-Ordnung von 1656 bespricht und schreibt dabei, „dass dasselbe eine vornehme Bremer Frau aufweise in der neu aufgekommenen fremden Tracht, die jedoch „fast alle Jahre der Veränderung unterworfen sei". Man erblickt darauf eine Bremerin in einem „Schnürleibchen" ganz dünn in der Taille zusammengezogen (ohne die Wülste und Vierschrötigkeit der alten „Bremer Tracht") — mit zierlich arrangirten Locken auf dem Haupte (ohne die schwerfällige Perl-Binze) — mit reichgesticktem weit und schlaff über die Schultern herabfallenden Spitzenkragen (ohne die steife Spanische Krause) — mit entblössten Armen, — mit langen bauschigen, vorne offenen Röcken, Alles mit vielen flatternden Spitzen und Schleifen besetzt (und natürlich ganz ohne die altfränkische nun für plebejisch geltende Schürze und ohne Wattirung), — dabei auch Alles in bunte Farben — weiss, grün, roth etc. — getaucht, nicht so melancholisch schwarz, wie die alten Perl-Binzen-Trägerinnen, — kurz Alles gerade so wie es die Damen am Hofe Ludwig's XIV. damals trugen. Diese Peter Koster'sche Bremerin, die sich freilich leider von unserer Marktscene ganz fern gehalten hat, war offenbar eine neue Erscheinung in dem alten Bremen. Sie eröffnete für Bremen gewissermassen den Tanz einer ganz neuen Mode-Periode, die von Frankreich ausging und die noch heutzutage fortgeht, bei der, wie schon Peter Koster andeutet das Eigenthümliche ist, dass sie alle Jahre (mit jeder Saison) einer Veränderung unterworfen ist, während man früher doch nur höchstens etwa alle halbe Jahrhundert ein Mal gewechselt hatte.

Von der Kleidung der übrigen Frauen auf unserm Bilde ist wenig zu sagen. Die Magd hinter der Perlenbinze trägt ein „kurzes Hoiken". Ueber dieses kurze Hoiken bemerkt Peter Koster, dass schon zu seiner Zeit

[1]) Siehe: Saxonia etc. Dresden 1727. S. 280. Auf Seite 279 sagt Herr Schneider, dass er von 1643 bis 1646 die Gastfreundschaft der Bremer genossen habe.

[2]) Man vergleiche mit unserer Wittwe nur die Bilder jener Damen nach den Tafeln 69_{11} 70_{12} 72_{16} 83_{4} des Costümwerks von Rohrbach.

(Ende des siebzehnten Jahrhunderts) „wenig Werk mehr davon gemacht werde." Es war schon damals ausschliesslich den Mägden zu Theil geworden. Die Kohlhökerin, mit welcher der Bauer scherzt, hat ihre Jacke zurecht geschnitten, wie es ihr am bequemsten war, und die guten alten Frauen im Hintergrunde links (Bettlerianen?) sind froh, dass sie noch ein gutes Bremer Regenlaken besitzen, in das sie sich von Kopf bis zu Fuss hüllen können, und das ihnen die Mühe spart, für Locken, Hauben, Hut, Hals und Brustschmuck, Unter- und Oberkleid etc. etc. besonders sorgen zu müssen.

Farbe.

Eine allgemeine Bemerkung will ich mir zum Schluss noch über die bei den Kleidern auf unserm Bremischen Costümbilde vorherrschenden Farben erlauben. Es ist, wie man leicht bei einem flüchtigen Ueberblick gewahrt, entschieden die schwarze Farbe. Die Hüte der Herren, ihre Mäntel, Wämser und Beinkleider, die Perlbinzen und die Röcke der Damen, Alles ist schwarz. Nur die geringen und unbedeutenden Personen, die Dienstmagd, die Waisenkinder, der Kiepenkerl, haben grelle Farben und zwar Feuerroth. In diese grellrothe Farbe kleidete man in Bremen auch noch die Rathsdiener und später die sogenannten Kohlhasen oder Stadt-Soldaten. Schwarz kann man dagegen als die eigentliche Bremer Nationalfarbe jener Zeit betrachten. Auch von unsern Nachbarn und Blutsverwandten, den Niederländern hat man bemerkt, dass in alten Zeiten Schwarz bei ihnen allgemein vorgeherrscht habe, besonders seit der Einführung der Kirchen-Reform. Lappenberg schreibt die in den Niederlanden und überhaupt in Niederdeutschland herrschende Vorliebe für Schwarz hauptsächlich dem Protestantismus zu. Er sagt,[1] die protestantische Geistlichkeit habe zuerst auf die farbigen Kleider der Katholiken verzichtet and habe sich auf die Farbe des Ernstes und der Trauer beschränkt, die dann manche der Kirche häufig angehörende Beamte und später auch die Uebrigen angenommen hätten. Die Bremer müssen aber unter allen Protestanten doch wohl in Schwarz besonders viel geleistet haben, selbst noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Denn als um diese Zeit der Engländer Lediard unsere Stadt besuchte und in dieselbe einfahrend das Publikum auf den Strassen musterte, da, sagt er, habe er gemeint, dass ein grosses Sterben in der Stadt geherrscht haben müsse, und dass die ganze Bürgerschaft darüber in Trauer sei. „Denn alle Mannspersonen „gingen in schwarzen Mänteln und alle Weibspersonen in schwarzen langen Schleiern und Röcken." Sein Reisegefährte aber bemerkte ihm, „es wäre diess alle Zeit dieser Stadt Gewohnheit gewesen, da die Bürger von „einigem Ansehen des Wohlstandes, und die Frauen, wie sie sagten, der Sittsamkeit wegen so gekleidet „gingen." — Schwarz gefärbte Kleidung war in Bremen so allgemein, dass in Folge dessen die Schwarzfärbereien der Stadt zu grosser Perfektion und Ruhm gelangten. Sogar aus den Niederlanden und England sandte man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die rohen Tücher nach Bremen, um sie dort schön schwarz färben zu lassen. „Erst zur Zeit des siebenjährigen Krieges," bemerkt Bürgermeister C. A. Heineken in seiner Geschichte der freien Stadt Bremen, „als der Gebrauch farbiger Kleider, buntseidener Westen, tressenbesetzter „Röcke etc. allgemein wurde, da gerieth jener Industriezweig Bremens in Verfall, und ist endlich mit der Vor- „liebe für Schwarz so in Abnahme gekommen, dass er sich nicht wieder hat erholen können".

[1] S. Lappenberg, Hamburger Miniaturen S. 15.

Familien und Wappen Bremischer Rathsherren.

(Hiezu die Tafeln XV und XVI.)

Der Gebrauch der Wappen hat sich zunächst wohl mit dem Adel selbst, der sie erfand, in unsere Städte eingeschlichen, jedenfalls wenigstens in diejenigen Städte, in welchen die Hofhaltung eines Grossen, Herzogs, Bischofs, oder — wie in Bremen — eines Erzbischofs bestand. [1]) — Diese Landesfürsten zogen viele Herren vom Adel und Ritter als ihre Lehens- und Dienstmannen oder Ministerialen in die Stadt. Sie wählten unter ihnen ihre Stadtvögte und Dom-Herren, besetzten mit ihnen ihre Hof-Aemter und machten sie zu ihren Mundschenken, Truchsessen, Kämmerern, Marschalls etc., wodurch dieselben an die Stadt als ihren mehr oder weniger beständigen Wohnort gefesselt wurden. Jüngere Söhne des Adels entschlossen sich auch gern aus freien Stücken innerhalb der Stadtmauer und in der Nähe des bischöflichen Hofes dauernd zu wohnen, dort das Bürgerrecht und mit demselben ihre volle persönliche Freiheit zu erwerben.

Auf diese Weise kamen zuerst, sowie manche andere ritterliche Gebräuche, auch die Wappen in die Stadt, wenigstens nach der Zeit der Kreuzzüge, in der sich ja überhaupt erst, auch unter dem Adel, das Wappenwesen und das Ritterthum besser ausgebildet hatte. Dabei konnte es nicht ausbleiben, dass sich solche Herren dann zuweilen mit den Familien der nichtadelichen Stadt-Bewohner durch die Ehe verbanden, so wie auch, dass sie sich in das städtische Regiment mischten, sich gern zu Schöppen, Consuln, Rathsherren, Bürgermeistern wählen liessen, oder sonst andere Stadt-Aemter übernahmen.

Wenn nun diese von Haus aus vornehmen Leute auch als Rathsherren und Bürgermeister fortfuhren, sich wie Ritter zu geriren, an ritterlichen Uebungen, Turnieren etc. sich zu betheiligen, und auch ihre Wappen beizubehalten, so war es denn eine natürliche Folge, dass auch diejenigen, aus reinstädtischen oder bürgerlichen Geschlechtern entsprossenen Personen, welche ebenfalls zu Stadtregenten, zu Rathsherren und Bürgermeistern erwählt wurden, jenen zur Seite zu sitzen kamen und ihre Blutsverwandten wurden, es ihnen in allen Dingen gleich zu thun strebten, wie sie tournirten, die Waffen führten, an der Spitze der Bürger in's heilige Land oder in den Krieg mit den Nachbarn, Seeräubern etc. zogen, und auch wie der Adel ihr Ansehen, ihre Würden und Aemter an ihre Familien zu fesseln trachteten. Aus dieser Vermischung der alten eingewanderten Adels-Geschlechter, die sich zum städtischen Leben herbeiliessen und der bürgerlichen Familien, die sich zu der adligen Weise emporschwangen und das städtische Regiment in ihren Geschlechtern fast erblich machten, ging denn wie aus einer Legirung von Gold und Kupfer das sogenannte Patriziat, ein städtischer Adel, hervor. — Dieses Patriziat konnte sich indess doch in den volkreichen und unruhigen Städten, wo die Menschen so nahe zusammen gerückt waren, nie so rein herausschälen und so strenge abgesondert erhalten, wie der Adel auf dem Lande unter seinen Bauern. Die alten Geschlechter wurden durch Revolutionen und andere ihnen nachstrebende Bürger zuweilen aus ihren Stellungen verdrängt. Einige Reste der alten Familien, die sich der neu aufgetauchten Partei angeschlossen hatten, blieben dabei zwar immer zurück, oder die Vertriebenen kehrten auch wieder, zugleich aber kamen doch auch novi homines in die oberen Schichten hinein, die sich dann, wenn sie von Haus aus noch keine Wappen hatten, solche schufen und beilegten, und diese neuen Wappen wurden dann durch das Alter allmählich auch gut. — In späteren Zeiten wurden manche ausgezeichnete Staatsmänner der Städte (auch Bremen's) von den Deutschen Kaisern in den Adelsstand erhoben, erhielten den Titel Pfalzgrafen und andere Titel und damit zugleich auch ein Wappen. Hiezu kamen dann endlich seit dem 15. und 16. Jahrhundert auch noch „die Doktoren", die den Rittern gleich geachtet wurden und demnach auch berechtigt waren, wie jene, Wappen zu führen.

---

[1]) „Nur in denjenigen Städten", sagt Maurer (in seiner Geschichte der Städte-Verfassungen I. 538.), „in welchen eine Hofhaltung bestanden hat, wie in Basel, Strassburg, Worms, Bremen etc. hat sich eine Ritterschaft gebildet, die aus den landesherrlichen Dienstmannen hervorging. In jenen Städten dagegen, welche keine Hofhaltung und keine Dienstmannen hatten, wie Hamburg, Lübeck etc. ist zwar am Ende auch ein städtisches Patriziat hervorgetreten, aber dasselbe hat sich auf andere Weise ausgebildet."

Nachdem aus allen diesen Quellen das Wappenwesen erst ein Mal in die Stadt hineingekommen und in Schwung gebracht war, da grassirte es denn wie alle Gewohnheiten und Eitelkeiten auch bald noch weiter. Es gab in den Städten eine grosse Mannigfaltigkeit von Graden und Abstufungen des Reichthums, des persönlichen und Familien-Einflusses, und der socialen Stellungen und diejenigen, welche durch ihr Amt oder sonstige Bedeutsamkeit den höheren Classen mehr oder weniger näher rückten, trachteten diesen denn auch in anderen Dingen nachzuahmen, und sie legten sich bei passenden Gelegenheiten ebenfalls Wappen bei, was sie um so leichter thun konnten, da es in den städtischen Republiken keine Herolde gab, welche die Wappen kritisirten. Am Ende wurde daher der Gebrauch und die Verwendung der Wappen in den Städten fast eben so allgemein und mannigfaltig wie bei dem Adel und an den Höfen.

Wie die Ritter ihre Wappen, in Stein ausgemeisselt, vor den Thoren und Mauern ihrer Burgen prangen liessen, so brachten auch die Bürger die ihrigen über oder neben den Thüren ihrer städtischen Wohnhäuser an. Wir haben noch jetzt in Bremen mehre solche mit den Wappen ihrer ehemaligen Eigenthümer geschmückte Häuser. Wie die Herren vom Adel, so liessen auch unsere Bürger ihre Familien-Wappen auf ihren Grabsteinen figuriren. Sie führten sie desgleichen auf ihren goldenen Fingerringen, und versiegelten damit ihre Privatschreiben, ihre Testamente, Kaufbriefe und andere Dokumente. An Truhen, Schränken, Stühlen und anderen Möbeln liessen sie sie in Holz ausschnitzen, in Gold und Seide sticken, oder auch auf Glas malen, um sie an Kirchen oder Freunde zu Fenstern zu verschenken. Errichteten sie in den Kirchen eine Denktafel oder sonst ein Monument, so fügten sie ausser ihren Namen auch ihr Wappen dazu. Liessen sie sich in Oel abportraitiren, so musste der Künstler gewöhnlich auch den Bienenkorb, die rothe oder weisse Rose, oder die Glocke, die sein Gönner als Haupt-Symbol im Wappen führte, in frischen Oelfarben zierlich gemalt oben in die Ecke des Bildes setzen. Die Rathhäuser unserer Städte wurden besonders reichlich aussen und innen, an ihren Mauern und an ihren Fenstern mit Wappen in Stein und Holz, auf Glas und Leinwand versehen. Gewöhnlich waren es die Wappen der zur Zeit des Baus regierenden Bürgermeister, oder die der „Bauherren", welche die Leitung bei der Errichtung des Gebäudes hatten. Auch bei dem Bremischen Rathhause ist dies der Fall. Vor seiner Frontseite und über den Fenstern einer Nebenseite finden sich mehrere in Stein ausgemeisselte Wappen befestigt. Unsere Kirchen sind ganz voll mit Wappen. In Stein und Holz geschnitzt, nisten sie dutzendweise um die alten Monumente und Gedenktafeln herum. Hunderte verschleifen wir ie ihnen unter unsern Füssen. Und auch in den Fenstern auf farbigen Gläsern schimmern noch manche heraldische Ueberreste, die aber täglich mehr zersplittern.

Einen besonders starken Gebrauch machten die Bürger von ihren Wappen von jeher in ihren Corporationen, „Aemtern" und mannigfaltigen Verbindungen. Alle Protokoll- und Denkbücher der Schützengilden, der Brüderschaften, der Vorsteher der Kaufmannschaft unserer Städte, und namentlich auch Bremens, sind voll von Wappen, und zu den ersten Akten, die ein neu gewähltes Mitglied einer solchen Genossenschaft verrichtete, gehörte, dass er in die Bücher derselben nicht etwa seinen eigenhändigen Namen mit einem hübschen kernigen Gedenkspruche, oder etwa sein, den Genossen werthes Miniatur-Portrait, sondern vielmehr mit vielen brennenden Farben, mit Silber und Gold sein Familien-Wappen, wenn er schon eins hatte, in's Buch hineinmalen liess, wodurch er dann gewissermassen erst recht von seiner Würde Besitz ergriff. Hatte er keins, so liess er sich schnell eins componiren, wobei man aber oft auf allerlei Schwierigkeiten stiess. Gewöhnlich musste der Familien-Name und seine Bedeutung die leitende Idee zu dem neuen Wappen hergeben. Daher denn auch die meisten unserer bürgerlichen Wappen sogenannte „Redende Wappen" oder „Namenwappen" sind. Auch die Wappen der Vorsteher vieler Wohlthätigkeits-Anstalten und Stiftungen findet man häufig in den Versammlungssälen dieser Stiftungen an grossen schwarzen Tafeln in bunten Farben sorgfältig ausgeführt und chronologisch ne einander gereiht. Dasselbe ist zuweilen auch in den Gerichtsstuben mit den Wappen der vorsitzenden Gerichts-Herren geschehen. Dass eben so wie die Privatpersonen und Individuen auch die Brüderschaften, Genossenschaften und Aemter und unter ihnen vor Allem auch die Communen, oder Republiken selbst ihre eigenen Corporations- und Staatswappen erhielten, hat denn auch besonders viel dazu beigetragen, die Wappen in unseren Städten zu vermehren. Man denke unter andern nur daran, auf wie vielen Gegenständen und in wie mannigfaltigen Grössen, Stellen und Metamorphosen sich unsere kleinen Bremer Löwen mit dem silbernen Schlüssel in ihren Tatzen im Laufe der Zeiten präsentirt haben: auf hunderten unserer alten Kanonen, auf zahllosen grossen und kleinen Flaggen, an vielen Schiffen, an allerlei Gebäuden, am Rathhause, an den alten Thoren und Mauerthürmen, an öffentlichen Instituten und Staats-Anstalten, eine ganze Compagnie auf den Giebel- und Treppenstufen des Schüttings und der Börse, ebenso auf unzähligen Staats- und Amts-Siegeln, ganz klein auf hunderttausenden von Silber-Münzen, Staatspapieren und Postmarken und zuweilen ganz grossartig in Gasflammen am Marktplatze.

Die ganze so vielfältige Verwendung unserer städtischen Privat- und Staats-Wappen zur Ausschmückung von Gebäuden und als Beigaben von Möbeln, Bildnissen, Grabmälern und anderen Kunstdenkmalen macht sie selbst gewissermassen zu kleinen Kunstdenkmalen und lässt ihre Untersuchung als einen Theil der Kunstgeschichte erscheinen. Eben desswegen glaubten wir auch sie in unsern „Bremer Kunstdenkmalen" nicht vernachlässigen zu sollen

Wappen Bremischer Rathsherren.



S Loschen

G Bunkel

und haben auf den beiliegenden Tafeln dem Leser wenigstens eine kleine Auswahl von Familien-Wappen solcher Bremischer Geschlechter gegeben, die sich in der Geschichte der Stadt hervorgethan, und mehr oder weniger lange — die meisten unter ihnen über 100 Jahre lang — als Rathsverwandte, Bürgermeister, Syndici, Diplomaten etc. eine Rolle gespielt haben.

Die Wappen sind auf unsern Tafeln einigermassen chronologisch geordnet. Die Namen der Familien, denen sie angehören, stehen darüber geschrieben. Ich will sie der Reihe nach, so wie sie auf den Tafeln stehen, eine Revue passiren lassen. Um diese Revue dem Leser so nützlich und angenehm wie möglich zu machen, will ich zuerst das Wappen selbst in Kürze schildern und dann eine kleine Geschichte der Familie, die dasselbe führte, geben. Da Beides seine grossen Schwierigkeiten hat, so muss ich dabei vielfach auf die Nachsicht des Lesers rechnen. Die Schilderung unserer bürgerlichen Wappen ist zum Theil desswegen nicht leicht, weil wir so äusserst wenig, in der Regel fast nichts, von dem Ursprunge derselben wissen, nicht, wer sie den Bürgern ertheilte und bei welchen Veranlassungen, nicht, warum diese oder jene Embleme gewählt wurden und was sie bedeuten sollen. Ich werde mich bei meinen Schilderungen heraldischer Kunstausdrücke enthalten. Auch die Geschichte der Familien selbst liegt mehrfach im Dunkel. Doch will ich suchen, das erste Auftauchen einer jeden derselben in der Stadt zu bestimmen, die bedeutsamsten Personen und Charaktere, die jede hervorbrachte, anzugeben, so wie auch das Abtreten des Geschlechts vom Schauplatze der Begebenheiten zu verfolgen. An bunter Mannigfaltigkeit der Schicksale fehlt es dabei nicht. Familienstämme sind wie Blumen verschiedener Gattungen. Ihre Wurzeln liegen wie die der Pflanze in einem versteckten Boden. Manche von ihnen dauern lange und zeigen sich reich an Blüthen. (Bremen hat Geschlechter aufzuweisen, die 500 Jahre lang in der Stadt geblüht und sich am Regimente d. h. im Rathe erhalten haben). Andere von ihnen kommen schnell empor, erzeugen eine oder zwei schöne Früchte (tüchtige Männer) und erschöpfen sich schnell wieder. Manche werden plötzlich von Stürmen geknickt, von Revolutionen, von Pest und Krankheit und anderen Unfällen gänzlich ausgerottet. Von allen diesen und anderen merkwürdigen Glückswechseln kann Bremen's Geschichte Beispiele liefern, und auch in dem Wenigen, was wir hier zu geben im Stande sein werden, wird der Leser einige unterhaltende Exempel dazu finden. — Doch ich will beginnen: [1])

1) **Doneldei.** — Von dem in Bremen einst blühenden Geschlechte der Doneldei hat man die Sage, dass ihr Stammvater aus Italien nach Bremen gekommen sei. Sie gelangten hierselbst zu grossem Ansehen und schon im 13. Jahrhundert sassen ihrer viele im Rathe, ein Mal vier Brüder Doneldei hinter einander. Dasselbe war im 14. Jahrhundert der Fall. Aus diesem Jahrhunderte wird am häufigsten genannt Hinrich Doneldei, der um's Jahr 1335 im Rathe sass, und zugleich Baumeister des Doms war. Als solcher war er bei dem Bau der obersten Stockwerke des hohen Domthurmes und bei der Anfertigung der grossen Glocke Susanna thätig. Auch war er der Mann, von dem man sagt, dass er nach dem grossen Feste und Turniere, welches damals der Erzbischof Burchard Grelle bei Gelegenheit der Auffindung der Reliquien der Heiligen Cosmas und Damianus in Bremen veranstaltete, in einen grossen leeren Wasserkübel gesprungen sei, zum Volke und zu den versammelten Gästen geredet und von ihnen die Prozessen, Gelder und andere Opfergaben für den Dom und Erzbischof in Empfang genommen habe, bis sein Kübel voll war. Ein anderer Doneldei, Arnold mit Vornamen, fing im Jahre 1376 an, die St. Martini-Kirche zu bauen und wurde in acht Jahren damit fertig. Mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, nachdem es 200 Jahre lang in der Stadt und im Rathe geblühet, ist dieses Geschlecht ausgestorben.

Die Doneldei haben drei silberne Lilien auf blauem Felde im Wappen geführt. Doch werden ihnen auch zuweilen drei goldene Lilien auf rothem Felde gegeben. Eben solche drei Lilien, obgleich ein wenig anders gestellt, hat die Familie der Herrn von Reepert in Sachsen geführt.[2])

2) **Woltman.** — Von den Woltmans ist wenig zu sagen. Ich glaube, man weiss nicht, woher sie stammen. Doch sassen einige von ihnen im 13. Jahrhundert, aber später glaube ich nie wieder, im Rathe.

[1]) Zur Berichtigung der Fakten und Daten in meiner kurzen Bremer Familien- und Wappengeschichte habe ich folgende Schriften benutzt und verglichen: 1) eine sehr werthvolle und fleissige Schrift des trefflichen und hochverdienten Archivars Hermann Post: „Register der Rathmänner der Stadt Bremen von 1096 bis 1761“, von welchem eine schöne Abschrift auf der Stadt-Bibliothek vorhanden ist. — 2) Ebenso das sogenannte „Goldene Buch“ oder „die Geschlechts-Register alter und neuer Bremischer Familien bis „zum Jahre 1808“ von Bürgermeister C. A. Heineken, gleichfalls ein sehr vollständiges, genaues und unschätzbares Werk, das sich im Besitz der Familie des Verfassers befindet und welches diese die Güte gehabt hat, mir zu leihen. — Ferner 3) eine ziemlich grosse Anzahl von Wappenbüchern rathsherrlicher und anderer Familien Bremens, die ich auf der Stadt-Bibliothek und auf dem Archive fand. Darunter vor allem ein Exemplar der Schrift des Archivars H. Post, *Fasti consulares et senatorii*, mit vorzüglich gut unter Leitung des Verfassers ausgeführten Wappen. — Mehre andere ältere und neuere Wappenbücher sind von verschiedenem Werth. Die meisten enthalten auch kurze Notizen über die betreffenden Familien oder Personen. Diese Notizen sind namentlich in den älteren oft recht charakteristisch und originell abgefasst und ich habe sie in dem Obigen zuweilen buchstäblich ausgezogen. — 4) Für die Vergleichung Stadtbremischer Familien mit auswärtigen Adels-Geschlechtern folgende Bücher: L. Mushard. Denkmahl der Ritterschaft in den Herzogthümern Bremen und Verden. — G. H. Grote. Geschlechts- und Wappenbuch des Königreichs Hannover. — O. T. Hefner, Handbuch der Heraldik. I. Theil. München 1861.

[2]) S. Hefner, l. c. S. 87 u. Tafel XVII. 569.

Auch wird berichtet, dass ein Bürgermeister Heinrich Woltman um die Mitte des 13. Jahrhunderts vom König Wilhelm, „bei dem er sehr beliebt gewesen", die Confirmation des berühmten sogenannten Privilegiums des Kaisers Heinrich V. für Bremen erwirkt habe.

Das Woltman'sche Wappen wird immer so dargestellt, wie auf unserer Tafel, ein dem Hanseatischen ähnliches Kreuz mit drei silbernen Rosen darunter in rothem Felde.

3) **von Gröpelingen.** — „Die von Gröpelinge oder Gröpelingen", so sagt der alte Geschichtschreiber „der Uhralten berühmten Hochadelichen Geschlechter in den Herzogthümern Bremen und Verden," der treffliche Conrektor an der Bremischen Cathedral-Schule und am Athenäum Luneberg Mushard, „führten auf ihrem Schilde „einen schwarzen Grapen oder Topf im güldenen Felde, dessgleichen einen eben solchen Grapen zwischen zwei „vergüldeten Büffels-Hörnern auf dem offenen Helm ihres Wappens". Einen ähnlichen Grapen oder Hängekessel haben die von Jungwirth in Baiern, die von Schwelbrunn in Schwaben und andere Familien geführt.[1])

Sie sind mächtige Dienstmannen des Erzstifts gewesen und haben eine Zeit lang das Erzbischöfliche Schenken-Amt erblich gehabt. Sie hausten zwischen Bremen und Burg in dem noch jetzt existirenden Dorfe Gröpelingen, von welchem sie den Namen führten. Im Jahre 1293 wurde einer aus diesem Geschlechte Arend von Gröpelingen Rathsverwandter zu Bremen. Er ist durch sein tragisches Ende in Bremen's Geschichte berühmt geworden. Er wurde von einem übermüthigen, ihm feindlich gesinnten Patrizier Gödeke Frese in seinem Hause auf dem Krankenbette mit seinem treuen Diener, der ihn vertheidigen wollte, ermordet. Auch nach ihm hat es noch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts mehre Gröpelingen unter den Rathsherren und Bürgermeistern von Bremen gegeben. „Nicht lange nach dieser Zeit aber ist diese edle und angesehene Familie ganz und gar ver„loschen and ihre Güter sind durch Heirathen an andere Familien in der Stadt Bremen gekommen".

4) **Frese.** — „Auch die Familie der Fresen ist in alten Zeiten sehr mächtig gewesen und hat ihren Sitz „nicht allein in dem alten Erzstift, sondern auch in der Stadt Bremen und ferner in Friesland, Oldenburg und „sonst hin und wieder gehabt." Ein Zweig dieses Stammes führte das bei uns vorgestellte Wappen, nämlich drei befiederte silberne Bolzen im goldenen Felde. Aehnliche schräggestellte drei Bolzen haben auch die von Cirisser in Schlesien geführt.[2])

„In der Stadt Bremen", sagt Mushard, „haben sie die höchsten Aembter bekleidet und die Bürgerschaft „löblich regieret." Dies letztere kann jedoch nicht von jenem schon oben genannten übermüthigen Patrizier Gödeke oder Gettschalk Frese gesagt werden, der am Ende des 13. Jahrhunderts Rathsherr in Bremen war, den Bürgermeister Arend von Gröpelingen ermordete, dafür aber mit seinem Anhange aus der Stadt vertrieben wurde. — Auch nach diesem hat es indess noch lange — 230 Jahre lang — mehre Fresen unter den Regenten und vornehmen Herren der Stadt gegeben. Im Jahre 1419 war ein Johann Frese für die Stadt Bremen Droste zur Fredeborg und noch im Anfange des 16. Jahrhunderts waren mehre Fresen Dom-Dekane zu Bremen und liegen in der dortigen Kathedrale begraben.

5) **Reimers.** — Von den Reimers oder Reimari kann man ungefähr dasselbe bemerken, wie von den Weltmans. Sie blühten und sassen im Rathe nicht sehr lange, am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts. Ein Rathmann Johannes Reimers wird zuweilen genannt, erstlich „weil er anno 1303 mit dabei war, „als die gemeinen Stadt-Gesetze Bremens beschrieben sind" und zweitens, weil er ein Krankenhaus am Stephani-Thor gestiftet hat. Ein anderer Reimers, Herr Thidericus, (anno 1219 Rathsherr) wird oft als Vorsteher des St. Gertruden-Hospitals, so wie als Wohlthäter des vom Heiligen Anscharius gestifteten St. Jürgen-Gasthauses gepriesen. Dem letzteren hinterliess er in seinem Testamente mehre Ländereien und liess auf seine Kosten einen Priester für die Armen dabei anstellen. „Dies hat jenes Gasthaus so in Aufnahme gebracht, dass darin täglich „1640 arme Leute haben gespeist werden können". — Nach 1319 verschwinden die alten Reimers aus dem Rathe. So lange sie blühten, scheinen sie immer im silbernen Felde ein grünes Kreuz von der auf unserer Tafel gegebenen Figur im Wappen geführt zu haben.

6) **von Haren.** — Alte adliche Familien mit dem Namen „Haren" hat es sowohl in Thüringen und Sachsen als auch in Westphalen gegeben. Beider Geschlechter Wappen sind auf pag. 147 und 190 des Siebmacherschen Neuen Wappenbuchs (Norimbergae 1605) abgebildet. Auch in Bremen hat es schon seit 1257 „von Haren" im Rathe gegeben. Doch verschwanden sie wieder bald nach 1404. Diese Bremer Harens stammen wahrscheinlich entweder von ihren Thüringischen oder von ihren Westphälischen Namens-Vettern ab. Denn sie führen mit ihnen dieselben Gegenstände im Wappen, nämlich drei Spulen. Nur haben die Bremer diese Spulen von Silber auf blauem Felde, während jene sie roth auf silbernem Felde haben.[3])

---

[1]) S. Hefner l. c. S. 96 u. Tafel XX. 796 u. 798.

[2]) S. Hefner l. c. S. 104 u. Tafel XXIII. 1051.

[3]) Siehe auch das Wappen der Sächsischen Herren von Haren, beschrieben und abgebildet bei Heffner l. c. S. 95 und Tafel XIX. 753.

Es hat in Bremen im 14. Jahrhundert nicht weniger als 15 Harens im Rathe gegeben. Einer derselben war Bürgermeister zur Zeit der Kriege und Unruhen unter Erzbischof Albert, in denen sein Gegen-Bürgermeister von der Tyver und der sogenannte Seeräuber Hollmann eine sehr tragisch endende Rolle spielten. —

7) **von Hamburg.** — Ein Mann mit diesem Geschlechtsnamen, Heinrich van Hamburg, findet sich nur ein Mal unter den Bremischen Rathsherren erwähnt. Er het von 1307—1315 im Rathe gesessen und soll „laut alter Dokumente", wie der Archivar H. Post sagt, noch 1337 gelebt haben.

Sein Wappen wird in allen unsern Weppenbüchern so angegeben, wie unsere Figur es zeigt: 4 silberne Balken oder Streifen mit 3 rothen abwechselnd. — Es ist beinahe dasselbe Wappen, welches die weiter unten zu nennenden Herren von Heimburg führten.

8) **von der Motsele.** — Die von der Motsele, auch Motzel genannt, haben zwischen 1259 und 1331 mehre Male im Rathe gesessen und stets das abgebildete Wappen geführt, einen senkrecht getheilten Schild, in der rechten[1]) Hälfte ein halbes rothes Wagenrad auf silbernem Grunde, in der linken Hälfte eine silberne sogenannte Jacobs-Muschel auf blauem Grunde und gemeiniglich noch eine Jacobs-Muschel auf dem Helm. Sollte die Muschel ouf dem Helm vielleicht mit dem Familiennamen Motzel zusammenhangen? — Eine solche Muschel führten unter anderen auch dio Herren von Grimmel in Baiern und ein halbes Wagenrad die Herren von Reinhardstöttner in Baiern.[2])

Von einem dieser Motsele, Herrn Richardo, der im Jahre 1322 Rathsherr wurde, erzählt der Archivar H. Post Folgendes: „Als er anno 1330 von Herrn Lippold von Rhade nebst andern Bremer Bürgern bei Harstede „gefangen genommen worden, hat man den damaligen Erzbischof Borchherdus Grelle in Verdacht gehebt, dass er „hiernmb gewusst und mit Rhat und That beförderlich gewesen. Da ist der Erzbischof mit dem Grafen von „Diepholz selber desshalben, indem er seine Landsleute ungemein liebte, nach Bremen gereiset, und hat ver„mittelst eines geleisteten cörperlichen Eides sich öffentlich erkläret, an Herrn von Motsele's und der Bürger „Gefangennehmung unschuldig zu sein." — Von anderen Motseles wird nichts Ausserordentliches gemeldet.

9) **von Ruten.** — Die von Ruten werden im 13. und 14. Jahrhundert häufig im Rathe gefunden. Nach 1382 starben sie aus. Einer von ihnen, der Bürgermeister Herrmann von Ruten, wird oft gepriesen, „weil er „im Jahre 1363 aus seinem Eckhause, gegen Martini-Kirchhof belegen, ein Gasthaus für die ankommenden „Pilgrime und Bettler gestiftet, dass sie daselbst beherbergt würden, selbiges auch aus seinen Gütern dotirt hat."

Sie haben immer dasselbe Wappen geführt, blaue und goldene Ranten oder Ruten mit einander abwechselnd, und auf dem Helm eine mit Pfauenfedern geschmückte Säule mit Rauten zu beiden Seiten.

10) **von Dettenhusen.** — Die Herren von Dettenhusen erscheinen im Rathe zuerst im Jahre 1306 und verschwinden wieder nach etwa 100 Jahren im Jahre 1422, wo Herr Gerhard von Dettenhusen resignirte. Herr Berend von Dettenhusen wird oft erwähnt als derjenige Abgesondte Bremens, der 1358 mit Herrn Heinrich Doneldei nach der Tagefahrt zu Lübeck gewesen „und daselbst die damals aus dem Hansebunde ausgeschlossene „Stadt Bremen wieder eingehendelt hat. Diese der Stadt Bremen Leute, sind, damit sie besser zu erkennen „wären, von dem Raht sonderlich schön gekleidet gewesen, so sich nach Aussage Graf Heinrichs von Hollstein „als der Hansestädte Rittmeister vor andern woll gehalten". — Die Dettenhusen haben, so lange sie bestanden, stets einen aufrecht stehenden grünen Löwen im güldenen Felde, mit 11 silbernen Sternen umher, im Schilde geführt, und auf dem Helm zwischen zwei Büffelhörnern eben einen solchen grünen Löwen.

11) **Gröning.** — „Die Gröninge, anders von Grönland genannt, sind", so berichtet Mushard, „alte „Dienstmänner des ehemaligen Ertz-Stiftes Bremen gewesen. Sie haben ihre Wohnung zur Meienburg gehabt, „und haben in ihrem Schilde geführet fünf kreuzweise gestellte rothe Rosen im silberweissen Felde. Ihr Geschlecht „ist ganz ausgestorben im 16. Seculo bis auff eine einige Jungfrau, die einen von Brockbergen zur Ehe „genommen, womit die Güter an die von Brockbergen gekommen. Auch ist die Familie der Herren Gröningen „nicht weniger unter den alten Patricier-Geschlechtern der Stadt Bremen von vielen hundert Jahren her bekandt und „berühmt gewesen, wiewohl ich nicht wissen kann, ob sie einigermassen mit vorgedachten Bremischen Ritter„mässigen Burgmännern zur Meienburg verwendt". Cassel, der bekanntlich eine Abhandlung über die Familie Gröning geschrieben hat, glaubt dies zwar. Doch führten die stadtbremischen Gröninge ein anderes Wappen, nämlich das auf unserer Tafel dargestellte, drei rothe gekrönte Löwenköpfe auf goldenen Querbalken in rothem Felde. Mushard stellt dies Wappen der Bremer Patricier Gröning eben so dar und deutet an, dass dasselbe Albertus Gröning, welcher anno 1338 Bürgermeister in Bremen war, zuerst geführt habe. Im 15. und 16. Jahrhunderte sassen viele dieser alten stadtbremischen Gröninge im Rathe. Sie führten alle die drei rothen Löwenköpfe im Wappen. Der Rathmann Arnoldus Gröning, der im Jahre 1617 starb, soll der Ultimus dieses Geschlechtes gewesen sein. Sein Wappen, eben das oben beschriebene, hängt, in Stein zierlich ausgemeisselt,

---

[1]) Nach heraldischer Sprechweise, die ich ausnahmsweise da, wo ich von links und rechts rede, beibehalten will.

[2]) S. Hefner l. c. S. 84 u. 99. Tafel XVI. 468 und Tafel XXI. 684.

an der Frontseite des Bremer Rathhauses. Die jetzt in Bremen noch blühenden Gröninge führen ein anderes Wappen. Herr Pastor Kohlmann sagt, dass es 515 Jahre hindurch Gröninge im Rathe von Bremen gegeben habe, wobei er die neueren und älteren des Namens zusammenfasst.

12) **Prindenei.** — Die Prindenei haben in Bremen im 14. und 15. Jahrhunderte geblüht und dominirt. Sie sassen ziemlich gleichzeitig mit den Doneldei's, mit den Dettenhusen, mit den Haren etc., im Rathe und ihre Töchter waren fast immer mit dem einen oder andern aus diesen Geschlechtern vermählt. Ihr Stammvater ist Martinus Prindenei, der 1313 Rathsherr wurde. — Dessen Sohn hiess auch Martinus, er wurde auch zum Rath erkoren „und seine Tochter, Lüderi von der Huden Hausfrau, ist vom Erzbischof Burchhardo Grelle „geadelt worden“. — „Anno 1465 ist Herr Prindenei zu Rath erkoren, ist die 14te Person gewesen, die binnen „drei Jahren zu Rath gewählet worden.“

Die Prindenei's führten drei grüne Dreiblätter mit rothen Kelchen im goldenen Felde. Auf dem Helm haben sie verschiedene Dinge gehabt, meistens ebenfalls ein Dreiblatt, manche einen Kranz mit einem Dreiblatt darauf und andere Hörner mit einem Dreiblatt dazwischen. Heinrich Prindenei ist der letzte des Stammes im Rathe gewesen. Er starb 1477.

13) **Brant.** — Die Brants oder Brands gehören noch zu den sehr alten Geschlechtern Bremens. Bürgermeister Heineken führt sie in seinem Goldenen Buche bis zu einem Johann Brand hinauf, der um das Jahr 1300 ein angesehener Kaufmann gewesen zu sein scheint. Aber im Rathe der Stadt Bremen werden sie erst um das Jahr 1364 gefunden, haben sich dann über 300 Jahre lang darin gehalten, bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts. Sie haben von ihrem Stammvater an fast alle blos Johann geheissen, nur einige hiessen Daniel und anders.

Die Brands führten ein längs getheiltes Wappen, wie es unser Bild zeigt, in der Hälfte zur Rechten drei silberne Rosen auf blauem Felde, in der Hälfte zur Linken rothe dachziegelförmige Figuren und Linien auf goldenem Grunde, wie sie oft in alten Wappen vorkommen und die von den Heraldikern „regelmässiges Feh“ oder Pelzwerk genannt werden. „Vormahlen haben die Brande oben uff dem Helm Hörner geführet, so sie aber „abgeschaffet, nachdehm sie derer von Scharmbeeke Erben geworden.“ Das Brand'sche Wappen hängt ebenfalls zierlich ausgemeisselt an der Frontseite des Bremer Rathhauses.

Von dem ersten Rathsherrn und Bürgermeister aus diesem Geschlecht schreibt Archivar H. Post, dass sein Epitaphium noch zu seiner Zeit (kurz nach 1760) „im Duhmen an der Mauer in's Osten auf einem viereki-„gen Steine zu sehen gewesen sei“. „Es ist“, sagt er, „das älteste Monument seiner Art in Bremen, so noch „vollständig kann gelesen werden.“ — Einer der vielen rathsherrlichen Nachkommen dieses alten Herrn, Daniel Brand, zeichnete sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts in vielen diplomatischen Geschäften aus, und war unter andern auch anno 1447 Abgesandter Bremens auf dem Hansetage zu Lübeck. Ein anderer, Johann Brand, war 1547 in der Belagerung Bremens durch die Kaiserlichen Fahnenträger bei dem Ausfall, den die Bremer am 31. Martii machten und bei welcher der kaiserliche Feldherr von Cruningen erschossen wurde. Derselbe wurde 1562 zum Bürgermeister erwählt und „zog als solcher anno 1563 mit 2 Rathsherren, mit „4 Doctores, begleitet von 23 Reitenden Dienern, alle neu gekleidet,“ auf den Fürsten-Convent zu Goslar, auf dem die Bremer Religions-Streitigkeiten beigelegt worden sollten. — Der Ultimus des Geschlechts war der Bürgermeister Joachim Brand, der im Jahre 1673 starb. „Er ist seiner Zeit der älteste im Stuhle des „Rechts gewesen, und der letzte des uhralten Geschlechts, in welchem er der 6te Bürgermeister und der 9te „Rathsherr Brand gewesen und welches nun mit ihm ausgestorben.“

14) **von Walle.** — Die Herren von Walle hatten ihren Rittersitz nahe vor Bremen in dem Dorfe Walle, woher auch ihr Name. Sie führten in einem silbernen Schilde einen rothen Grapen oder Topf und ebenfalls auf dem Helm einen rothen Grapen zwischen zwei Hirschhörnern. Sie hatten also ein ähnliches Wappen wie ihre Nachbaren die von Gröpelingen und bildeten auch mit dieser Familie denselben Stamm.

Mehrere derer von Walle waren Domherren, einer Vorsteher des Gasthauses bei St. Ansgarii zu Bremen und wieder ein anderer im Jahre 1500 Erzbischöflicher Stadt-Vogt daselbst. Nachher ist dies Geschlecht, wie das der Gröplingen, ausgestorben und ihre Güter sind an die Stadt Bremen gekommen.

15) **Dene.** — Herr Reinwardus Dene oder Dehne war am Ende des 14. Jahrhunderts ein wohlhabender Kaufmann in Bremen, der lebhaften Handel nach Norwegen betrieb und dort auch ein Mal von den Seeräubern grossen Schaden an seinen Schiffen erlitt. Er wurde 1374 zum Rathmann erwählt und bald darnach zum Bürgermeister. Er war bei verschiedenen „Handlungen“ der Stadt mit benachbarten Fürsten thätig und ist 1407 zu dem wegen der Vitalienbrüder oder Seeräuber ausgeschriebenen Hansetage nach Lübeck geschickt worden. Im Rathsdenkelbuche auf Folio 39 steht sein Testament eingetragen, in welchem „er und Grete, seine Hausfrau, „all ihr Gut (darunter auch Ländereien im Stedingerlande) um ihrer zweier Seelen Seligkeit willen an die „Kirchen und Armen gegeben“, indem sie dabei 4 consules zu Executoren einsetzten. Es wird am Ende des

14. Jahrhunderts in unsern Wappenbüchern auch noch ein Henricus Dene, der vielleicht der Vater des oben genannten Reinwardus gewesen ist, aufgeführt.

Die Dene's scheinen nach einigen Angaben schräge, abwechselnd blaue und goldene Streifen oder Balken im Wappen geführt zu haben, wie es unsere Tafel darstellt. In manchen abweichenden Wappenbüchern finde ich statt dessen einen schwarzen springenden Bock, welche Disharmonie ich mir nicht zu erklären weiss.

16) **Hemeling.** — Die Hemelinge, — vorhin auch „die Hemerer“ oder „Hemeringe“ geheissen, — haben über 300 Jahre lang, meistens aber während des 14. Jahrhunderts, im Rathe gesessen. Unter ihnen geschieht eines Rathmanns Johann Hemeling Erwähnung, der es versucht hat, für Bremen die Rolle des Bacchus zu spielen. „Er unternahm es mit andern einen Weinberg zu pflanzen vor dem Osterthor.“ — Später, im Jahre 1532 war ein Conradus oder Cord Hemeling derjenige gestrenge Rathmann, „der, nachdem das unordentliche „Regiment der 104 Volksmänner wieder abgeschaffet und diese Abschaffung öffentlich auf dem Domshofe vor der „ganzen Gemeinde confirmirt worden war, den von jenen 104 Männern dem Rathe abgedrungenen Brief vor „aller Augen zwei Mal mit einem Messer durchstach und kraftlos machte.“

Es hat von diesen Hemelingen zwei verschiedene Linien gegeben, eine ältere und eine jüngere. Die ältere, die mit dem oben genannten Cord ausgestorben ist, hat das auf unserer Tafel dargestellte Wappen geführt, ein senkrecht getheiltes Schild mit einem halben Adler auf silbernem Felde rechts, und vier abwechselnd silberne und rothe Balken links, dazu auf dem Hute einen Zweig oder Strauch. Die jüngere Linie mit einem anderen Wappen werden wir weiter unten erwähnen.

17) **Balleer.** — Die Familie der Balleer hat ihre Güter zu Osterholte bei Bremen liegen gehabt und hat zuerst Johannes Balleer anno 1333 das Bürgerrecht der Stadt Bremen erworben. Anno 1361 ist er zu Rathe erkoren und hat das alte Balleersche Haus bei St. Martini gohabt, welches vormals „der Kaiser“ genannt wurde und denen vom Sande gehört hatte. — Einer aus diesem Geschlechte, Arend Balleer, war derjenige alte vorsichtige Rathmann, der im Jahre 1418, als die gefangenen Friesischen Häuptlinge Dido und Gerold mit mehren anderen in Bremen zum Tode geführt wurden, und als der Rath geneigt war, dem noch sehr jugendlichen Gerold, nachdem er der Enthauptung seines Bruders beigewohnt und dessen abgelöstes Haupt geküsst hatte, das Leben zu schenken, dieses widerrieth und auf dessen Vorstellungen dann auch dieser Jüngling Gerold enthauptet wurde. — Im Jahre 1475 ist der Bürgermeister Berend Balleer als Mitanführer der Truppen in den für die Bremer so unglücklichen Krieg gegen den Grafen Gerhard von Oldenburg gezogen und hat bei dieser Gelegenheit auf dem Heimwege seinem Mitanführer Arp Bieker vergebens widerrathen, die Truppen durch das grosse Moor, „Morime“ genannt, heimzuführen. Es ist trotz seiner Vorstellungen geschehen, und die Oldenburger haben dieses Moor von beiden Seiten besetzt, Aus- und Eingänge unwegsam gemacht und den Bremern an Gefangenen und Erschlagenen damals so grosse Verluste beigebracht, dass die Stadt ein panischer Schrecken ergriff, und die sumpfige Gegend, wo dies geschehen, noch lange Zeit nachher „de Bremer Doepe“ (die Taufe der Bremer) genannt wurde. — Auch nach diesem haben noch viele treffliche Balleers im Rathe gesessen. „Endlich aber ist diess uralte Geschlecht mit demjenigen Herrn Balleer gänzlich erloschen, welcher ohngehei- „rathet geblieben und im Jahre 1702, den 8ten Maj zu Amsterdam, als er von der Beurse nach Hause gehen „wollen, schleunig auf der Strasse des Todes verblichen.“

Ein anderes, als das auf unserer Tafel dargestellte Wappen, scheinen die Balleers nie gehabt zu haben, nämlich ein zwei getheiltes Schild, blau zur Rechten und Linken und in der Mitte oder in derjenigen Partie des Schildes, den die Heraldiker „den Pfahl“ nennen, gewinkelte oder gebrochene silberne und rothe Balken, sogenannte „Sparren“.

18) **Wiggers.** — Es findet sich zwar nur ein Rathsherr und Bürgermeister dieses Namens, nämlich Frerich Wiggers (von 1346—1414). Doch hat sich dieser Eine im Dienste der Republik sehr ausgezeichnet. Er sass für sie zwei Mal auf Hansetagen zu Lübeck, verschaffte ihr die Freiheit von dem Zoll zu Oldeslohe in Holstein, versöhnte sie auch 1410 mit dem Grafen Wilhelm von Holland und retablirte den freien Handel mit Holland. Auch findet man bei ihm in den alten Wappenbüchern immer folgende Phrase beigefügt: „Er hat „auch ein Legatum vor arme Leute vermachet, welches von gewissen Herren des Raths dispensirt und Wiggers „Gottes Giffte genannt wird.“

Sein Familien-Wappen war eine grosse rothe doppelte umbundene Lilie im goldenen Felde. Eine ganz ebenso gestaltete Lilie, und auch Roth in Gold, führten die Herren von Wachtendonk in Preussen und desgleichen die Herren von Plotho im Braunschweigischen.[1])

19) **von Hasbergen.** — „Auch die von Hasbergen oder Hassbergen sind in alten Zeiten unter die „Noblesse der Kirche zu Bremen gerechnet worden und haben ohne Zweifel ihren Namen von dem nicht weit „von Bremen abgelegenen Dorffe Hassbergen bekommen. Ihr Adels-Schild war in der Mitte queergetheilt,

[1]) Siehe Hefner l. c. S. 87 und Tafel XVII, 566.

„hatte oben ein güldenes Feld mit einer rothen Rose und unten eine güldene Rose im rothen Felde", gerade so wie unsere Tafel, Mushard, Post und andere es darstellen Doch gab es auch noch andere Formen des Hassbergischen Wappens, daher es wohl verschiedene Linien des Geschlechts gegeben hat. Anno Christi 1305 war Herr Diedrich von Hashergen Bürgermeister zu Bremen. Auch werden noch im 17. Jahrhunderte einige Mitglieder dieses Geschlechts erwähnt.

20) **von der Trupe.** — Die Trupes haben vom Jahre 1382 an während zwei Jahrhunderte mehre Rathsherren und Bürgermeister unter sich gehabt. Sie nannten sich zuerst „Truper", dann „von der Trupe", auch „van Trupe", und zuletz bloss „Trupe". Sie führten ein sehr einfaches und also auch wohl sehr altes Wappen, ein queergetheiltes Schild, blau das obere Feld, silbern das untere, auf dem Helm eine blaue und eine weisse Straussenfeder. — Einer jener Bürgermeister, Herr Johann v. d. Trupe, resignirte im Jahre 1531 in den grossen Unruhen, welche damals in Bremen ausgebrochen waren, und während deren alle Rathsherren oft in Leibes- und Lebensgefahr schwebten, „und er erhielt, nachdem er 22 Jahre im Rathe gesessen hatte, seine Dimission „mit grosser Mühe und Beschwerlichkeit, und erst nachdem er seine Leibesunvermögenheit durch einen körper„lichen Eid bestätigt hatte." Auch der andere Trupe, der ihm bald (1534) nachfolgte, resignirte im Jahre 1544, als er Bürgermeister werden sollte, „wurde aber nicht dimittirt, sondern gänzlich seines Rathes entsetzt". — Der *ultimus familiae* war Herr Joh. Trupe, der im Jahre 1615 eines hastigen Todes gestorben ist.

21) **von Münster.** — Die „Munstere" oder „von Münster", auch „de Monasterio" genannt, erscheinen im Rathe mit Bestimmtheit zuerst im Jahre 1360. Freilich giebt es auch schon im Jahre 1260 im Rathe einen Munster, „Gottschalk Over't Munster", auch „Over'n Kloster" genannt („*Godescalcus trans Curiam Monasterii*"). Doch soll er nicht zu dieser Familie gehört haben, obgleich mehre unserer Wappenbücher beiden dasselbe Wappen, nämlich eine Kirche oder ein Kloster im goldenen Felde, geben. Im Jahre 1419 hat der Rath dem Herrn Elerus de Munster sein Schloss, die Fredeburg genannt, aufgetragen, ihm auch mehre Dörfer und Kirchspiele zur Verwaltung übergeben, und ihn dann später (1427) zum Bürgermeister gemacht. Mit dem Rathsherrn Herrmann von Münster, der 1466 resignirte, verschwindet das Geschlecht.

22) **Duckel.** — Die Duckel waren ein sehr angesehenes Geschlecht in Bremen. Sie sind lange von Seiten des Erzbischofs mit dem halben Zehnten des Dorfes Woltmershausen belehnt gewesen. Schon 1303 sass einer von ihnen im Rathe. Sie, oder doch Einige von ihnen gehörten zu jenen übermüthigen Patriziern, die im Anfange des 14. Jahrhunderts viel Tyrannei, Mord und Vergewaltigung in der Stadt verübten. Als das empörte Volk das sogenannte „Casal", das steinerne Haus auf der Oberen Strasse, in welchem sich diese Aristokraten festgesetzt hatten, zerstörte, wurde auch ein Duckel nebst vielen anderen verbannt und friedlos gelegt. Aber doch schon 1369 kam wieder einer von ihnen, Herr Siegfried Duckel, in den Rath. Der letzte der Familie war Rathsherr Bernhardus Duckel, der im Jahre 1590 starb. Von den Duckeln sollen die Roden abstammen.

Sie haben eine silberne Harfe im blauen Felde geführt und auf dem Helm ein geflügeltes Thier, das einige Wappenbücher wie einen Hahn, andere wie einen Hund, der die Zunge ausstreckt, darstellen. Eine genau ebenso gestaltete Harfe, auch mit 6 Seiten, aber auf goldenem Felde, führten auch die Herren von Landschad in Sachsen.[1])

23) **Vasmer.** — Der erste dieses Geschlechts im Rathe war der unglückliche und berühmte Bürgermeister Johann Vasmer, der im Jahre 1417 in den Rath kam. „Er wurde in dem Aufruhr von 1430 auf Befehl des „neuen Raths unschuldig hingerichtet, obwohl Richarda, Erzbischofs Nicolai Mutter, vor den Stuhl des Raths „trat und für ihn bat. Als seine Witwe hat Messen und Vigilien lesen lassen wollen, hat der Neue Rath „dieses verbotten, hat ihr alles Gut genommen und sie ist nebst ihren Töchtern selbiges Jahres für Herzeleid „gestorben." So geht durch alle Wappenbücher die rührende Sage, obwohl spätere Kritiker sowohl „die völlige „Unschuld" des Bürgermeisters, als auch den tragischen Tod seiner Witwe und Töchter angezweifelt haben. „Der „Sohn des Hingerichteten, Herr Hinrich Vasmer, hat darob den Rath von Bremen beim Kaiser Sigismundo, vor „dem er einen Fussfall that, verklaget, und dieser that die Stadt in die Acht und Oberacht. Dem Hingerichteten „musste zum Gedächtniss an der Stelle, da er enthauptet worden, ein Kreuz errichtet werden, sowie nun auch Seelen„messen und Vigilien für ihn gelesen wurden." Und dem Sohne musste man den Weinkeller und die Ziegelhäuser (nach andern auch den Marstall) verpfänden, damit er sich wegen des geraubten Familien-Vermögens schadlos halten könne. Dieser Heinrich Vasmer sass bald wieder im Rathe, und ebenso seine Neffen und deren Kinder. Von den letzteren zeichnete sich der Bürgermeister Didericus Vasmer besonders aus. Er war im Jahre 1537 Bremens Abgesandter bei der Versammlung der Protestantischen Reichsstände zu Schmalkalden, desgleichen 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg, — ferner 1546 auf dem vom Churfürsten zu Sachsen ausgeschriebenen Verständnisstage zu Ulm, und wieder 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg. Er erwarb der Stadt viele herrliche Privilegien und Freiheiten und starb ohne männliche Nachkommen, und eben so auch sein Bruder Herrmann,

[1]) Siehe Hefner. S. 98. Tafel XXI. 847.

der im Jahre 1562 Bürgermeister wurde und als solcher 1567 starb. Dieser Hermann war der letzte der Vasmers in Bremen. Doch führt den Namen eine weibliche und geadelte Seitenlinie, die Herren von Vasmer in Holstein fort.

Das Vasmer'sche Wappen zeigt ein senkrecht getheiltes Schild, mit einem Adler-Flügel auf silbernem Felde in der rechten Abtheilung und mit einem bethürmten Mauerstück und Thor auf rothem Felde in der linken. Dieselben Elemente dieses alten Bremer Wappens führen noch heutzutage jene Herren von Vasmer in Holstein, Nachkommen unseres Bremer Bürgermeisters. Nur haben sie Alles doppelt. Ihr Schild ist „geviertet", und hat im ersten und vierten Platze einen Adler-Flügel, im zweiten und dritten Platze aber ein bethürmtes Mauerstück oder ein Schloss, und auf dem Helm zwei Adler-Flügel.

24) **Vrese Meylan.** — In den Jahren 1420 bis 1462 wird im Rathe gefunden der „Herr Johannes Vrese „oder Frese *alias* genannt Meylan". Unter diesem Namen scheint er der einzige seiner Art gewesen. Ihm wird in allen Stadt-Bremischen Wappenbüchern ein von dem der oben genannten Frese „den drei Bolzen" abweichendes Wappen gegeben, nämlich ein silberner Helm mit drei kleinen Kugeln und drei darauf gesteckten weissen überhangenden Straussenfedern. Dies ist das Wappen „des alten hochadligen Geschlechts derer von Frese", welches Mushard S. 235 darstellt. Es ist auch noch heutiges Tages das Wappen der Freiherrn von Frese in Hannover.[1]) Nichts desteweniger hatte der genannte Herr Johannes unter jenen Bremer Patriziern, welche „die drei Bolzen" führten, seine Gross- und Urgrossväter. — Herr Johann Frese wurde auch Bürgermeister in Bremen, und hat sich als solcher und als Hauptmann der Bremer in den Kriegen mit den unruhigen Friesen tapfer herumgeschlagen und viele ihrer Burgen zerstört. Seiner geschieht in alten Schriften zuweilen Erwähnung als „des „duchtigen Knapen Joh. Frese Borgermeister tho Bremen". Anno 1522 ist er wegen der Stadt Drosto auf der Fredeburg geworden. Auch hat ihm der Rath mehre Dörfer und Kirchspiele zur Verwaltung übergeben. Desgleichen ist ihm das Haus und die Vogtei Blumenthal auf 12 Jahre verschrieben worden. Er starb im Jahre 1464 und soll der Ultimus der alten Pratrizier Frese in Bremen gewesen sein.

25) **Kloke.** — Die Kloke sind gerade kein sehr alter und fruchtbarer Stamm gewesen. Doch giebt es einen ausgezeichneten Mann dieses Namens Herrn Hinrich Kloke, der sich in den Vasmer'schen Unruhen und Wirren zu Anfange des 15. Jahrhunderts hervorgethan und zu ihrer Schlichtung beigetragen hat. Auch hat er 1446 die Feindseligkeiten zwischen der Stadt Bremen und dem Herzog Philipp von Burgundien beigelegt, so wie auch 1450 für Bremen auf dem Hansetage zu Lübeck gesessen. Sein Wappen ist ein redendes Wappen, eine goldene Glocke auf schwarzem Felde und noch ein Mal eine Glocke als Helmzierde. Eine eben solche goldene Glocke auf schwarzem Felde führten die Patrizier „Glockner von St. Peter" in München.[2])

26) **Lubberdes.** — Von den Lubberdes oder Lubbers habe ich nichts Unvergessliches gemeldet gefunden. Doch haben drei von ihnen um 1500 herum im Rathe gesessen. — Ihr Wappen war quergetheilt, ein schwarzer Löwe auf goldenem Felde oben, und drei goldene Kugeln (oder Rosen?) auf rothem Felde unten.

27) **von Bersen.** — Die von Bersen, wenigstens Etliche von ihnen, haben ein weisses Thier im Wappen geführt. Nach Einigen war es ein Bär, nach Andern ein Lamm. In einem Wappenbuche sieht es wie ein Wiesel aus. Der Name spricht für den auf unserer Tafel angenommenen Bären. Mehre Wappenbücher setzen dafür ein ganz anderes Wappen, nämlich drei rothe Rauten im silbernen Felde oder auch drei silberne Rauten im rothen Felde. Herr Reimarns von Bersen scheint ebenfalls „ein düchtiger Knape" gewesen zu sein. Denn er war der Hauptmann der Bremer, als diese mit dem Junker Balthasar zu Esens kriegten und vor Witmund lagerten. Und ferner führte er die Völker an, welche Bremen im Jahre 1474 der Stadt Neuss, als dieselbe von Herzog Carl dem Kühnen von Burgund belagert wurde, zu Hülfe schickte. Bekanntlich endigte diese berühmte Belagerung, bei der auch Lübeck und andere Städte ihre Völker sandten, mit einer Niederlage des stolzen Herzogs. Die Bremer Krieger sollen dabei „gar köstlich gekleidet" gewesen sein.

28) **Block.** — Aus der Familie der Block finde ich immer nur den Eltermann, seit 1464 Rathsherrn, später Bürgermeister, Gerhard Block, auch „Meister Gerd genaunt", aufgeführt und dabei nur bemerkt, dass er sich als Wohlthäter der St. Martini-Kirche hervorgethan habe. Er mag ein wohlhabender und beliebter Handelsmann gewesen sein. — Sein quergetheiltes Wappen mit goldenem Stern im rechten Obereck und 4 goldenen und 3 rothen senkrechten Streifen oder von den Heraldikern sogenannten „Pfählen" im untern Felde wird immer so angegeben, wie auf unserer Tafel.

29) **Zirenberg.** — Die Zirenbergs oder Zierenbergs sind ein in Bremen und in anderen Hansestädten lange blühendes und weitverzweigtes Geschlecht gewesen. Bürgermeister Heineken führt als den ersten ihm bekannten Stammvater derselben einen Hugo Zierenberg an, der anno 1319 in Reval in Estland starb, und dessen Sohn Diderich dort Bürgermeister wurde. Der Sohn dieses Reval'schen Bürgermeisters kam nach Bremen und hatte hieselbst

[1]) S. Grote Geschlechts- und Wappenbuch des Königreichs Hannover. S. 6 u. Tafel C. 10.

[2]) S. Hefner l. c. S. 98.

Kinder und Enkel. Sie müssen von vornherein in Bremen angesehen gewesen sein, da wir sie mit Töchtern aus hervorragenden Geschlechtern, den Prindenei's, den Hellingstädts etc. vermählt finden. Ein Ururenkel des genannten Reval'schen Bürgermeisters Henricus Zierenberg kam 1477 in den Rath und noch ihm blieben denn darin seine Söhne, Neffen und deren Nachkommen über 100 Jahre lang, und folgten einander in der Rathsherrn- und Bürgermeisterwürde, als wenn sie ein Erbrecht darauf gehabt hätten. Ein Bruder des genannten Henricus war Abt des Benediktiner-Klosters St. Pauli vor Bremen und seine Schwester Hille Aebtissin des Klosters zu Lilienthal. Ein anderer seiner Brüder ging zum Stammsitz der Familie nach Reval zurück und wurde dort Rathmann. Daselbst in Reval hatte „der Senior Zierenbergiorum" das Patronatsrecht des Pastorats an der dortigen Dreifaltigkeits-Kirche. Einer seiner Söhne, Henricus, folgte ihm im Rathe zu Bremen und heirathete die Nichte des Erzbischofs Johann Rode, so wie auch dessen Schwester Hille wieder Aebtissin im Kloster zu Lilienthal wurde. Der Neffe desselben, Henricus, sass wieder zu Bremen im Rathe und wurde Bürgermeister und dessen Sohn Jacobus Z. sass ebenfalls im Rathe. Dieses Jacobs Bruder, Namens Johannis, hat sich jung nach Danzig begeben und ist daselbst auch Rathmann und Bürgermeister („*Consul Gedanensis*") geworden, und von ihm stammen die Danziger Zierenbergs ab. Die beiden Schwestern dieses Johannis und jenes Jacobus Beke und Hille, sind Aebtissinnen des Klosters Heilgenrode gewesen. — Diese Zierenbergs geben also ein sehr gutes Beispiel der grossen Verzweigung und des weit reichenden Einflusses eines stadt-bremischen Geschlechts. — Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts findet man keine Zierenbergs mehr im Rathe. Dagegen ist dann das Amt eines Erzbischöflichen und nachher Königlichen Stadtvogts in dieser Familie beinahe erblich geworden Jakob Z. war darunter der erste. Er wurde Stadtvogt 1603. Ihm folgte in der Stadt-Vogtei sein Neffe Hermann Z. und darnach gab es nach 1691 noch 2 Stadtvögte aus dieser Familie: Johann Friedrich, und dessen Sohn Johann Georg. Dieser letztere starb im Jahre 1736 und mit ihm verdorrte der männliche Bremische Zweig dieses Stammes gänzlich.

Die Zierenbergs führen in allen Bremischen Wappenbüchern einen springenden rothen Hirsch in Gold, sowohl im Schilde als auf dem Helm. Zuweilen setzt dieser Hirsch, wie auf unserer Tafel, einen Berg hinauf. Zuweilen bleibt er in der Ebene. Einen bis in die Details ähnlichen springenden Hirsch und ebenfalls Roth in Gold führen die Herren von Geismar in Hessen, so wie die von Wallwitz in Sachsen.[1])

30) **Esich.** — Das in Bremen im 15. und 16. Jahrhundert berühmte Geschlecht der Esichs soll aus Hamburg dahingekommen sein, woselbst ihr Wappen, ein Rosenkranz in rothem Felde eben so oft, wie in Bremen erscheint. Derselbe Name und dasselbe Wappen finden sich aber noch in den Wappenbüchern anderer Deutscher Städte, z. B. Nürnbergs, das Wappen auch bei den Familien Rosenheimer in Kärnthen und bei denen von Biedensee in Anhalt.[2])

In Bremen setzten sich die Esichs für mehr als 200 Jahre im Rathe fest. Der erste Rathsherr dieses Namens war Herr Johannes Esich, der 1430 gewählt wurde. Seine Vorfahren hatten schon im 13. Jahrhundert im Rathe zu Hamburg gesessen und seine Nachkommen, Enkel, Brüder, Vettern, Neffen, sassen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in „*continua serie*" im Rathe zu Bremen, gingen auch zuweilen wieder von Bremen aus in den Rath von Hamburg hinüber, so wie desgleichen auch ein Bremer Esich in den Rath von Danzig überging. — Einer von ihnen, Herr Henricus Esich, im Jahre 1522 zu Rath gewählet, war ein grosser Eiferer für die Reformation und belegte alle die, welche zur Messe gingen, mit unnachsichtlicher Strafe. Auch war er ein strenger und pünktlicher Verwalter des gemeinen Guts, und als ihn im Jahre 1532 einer der aufrührerischen 104 Männer, Johann Dove, desshalb zur Rechenschaft ziehen wollte, sagte er laut: „er sei dazu bereit, man solle den Scharf„richter kommen lassen — und seine Papiere und Rechnungen dazu —, diese nachsehen, und wenn ein Pfennig „daran fehle, so solle man seine Schriften und all' sein Gut confisciren und ihm den Kopf abschlagen". Sein Sohn Arnoldus Esich wurde 1533 ebenfalls Rathsherr und 1539 Bürgermeister. Er ist ein Schüler Martin Luthers gewesen, hat 19 Kinder gezeugt, von denen viele zwar als Kinder starben, mehre herangewachsene aber wieder in den Rath und in's Elternmanns-Collegium kamen. Der Bürgermeister Arnold Esich, bemerkt Post, hatte zu gleicher Zeit 9 Bremer Bürgermeisterinnen (zum Theil Bürgermeisters-Wittwen), um sich, die alle mehr oder weniger mit den Esichs verwandt oder verschwägert waren. — Auch hat es mehr als 6 Bürgermeister Esich zu Bremen gegeben, die sich so zu sagen alle einer dem andern im Consulate folgten. — Der letzte Rathsherr dieses Geschlechts starb 1638. Und seitdem ist der Name jetzt völlig in der Stadt verschollen. Weder in den jetzigen Adressbüchern, noch auch in denen, die wir noch aus dem vorigen Jahrhunderte besitzen, findet sich der Name Esich auch nur ein Mal genannt. Selbst nicht in den Vorstädten, in die sich doch noch so manche ehemals im Innern der Stadt glänzende Namen gerettet haben.

---

[1]) S. Hefner. l. c. S. 77 u. Tafel XIV. 338.
[2]) S. Hefner. l. c. S. 87 u. Tafel XVII. 563.

Wappen Bremischer Rathsherren.



S. Loschen

G. Hunckel.

31) **von Büren.** — Der Name Büren, als Dorf- und Orts-Name, wurzelt fast ausschliesslich in Westphalen. Doch soll der erste von Büren, Herr Rudolph, im Jahre 1325 aus Holstein nach Bremen gekommen sein. Er war mit einer Dame aus der adligen Familie derer von der Decken verheirathet, sein Sohn Reinhard nannte sich „Erbherr auf Holte“ und war mit einer Scharhaar und dessen Sohn Heinrich mit einem Fräulein von Gröpelingen in die Ehe getreten. Diess Alles lässt darauf schliesen, dass sie schon von vornherein als ein vornehmes Geschlecht in Bremen auftraten, obgleich sie erst verhältnissmässig spät in den Rath kamen. —

Sie haben immer dasselbe Wappen geführt, einen schwarzen springenden Löwen auf goldenem Felde, und drei schwarze mit zwei goldenen abwechselnde Balken. Doch springt ihr Löwe von der (heraldischen) Linken zur (heraldischen) Rechten, und nicht von der Rechten zur Linken, wie es auf unserer Tafel dargestellt ist. Ueberhaupt, springen fast alle heraldischen Thiere auf den Wappen, nicht bloss die Löwen, von der Linken zur Rechten. Unter hunderten von Fällen kommt nur ein Mal das Umgekehrte vor. Auch die Herren von der Weyhe bei Bremen führten dasselbe Wappen, nur dass bei ihnen Alles roth war, was die Bürens schwarz hatten. Die Weyhes und ihre Wappen existiren noch jetzt in Hannover.

Die Geschichte der Familie von Büren ist fast die Geschichte Bremens während des 16. und 17. Jahrhunderts. Denn in dieser Zeit folgte ein Bürgermeister dieses Namens dem andern, und sie waren fast alle bedeutend und lebten und regierten lange. Auch hiessen sie fast alle Daniel. Doch hat man von zweien dieser Daniels, Vater und Sohn, am meisten zu melden, die man daher auch als „Daniel von Büren senior“ und „junior“ unterscheidet. Daniel von B. senior wurde 1486 Rathsherr und 1500 Bürgermeister. Er ist 52 Jahr lang zu Rath gesessen, und 38 Jahre Bürgermeister und 30 Jahre ältester Bürgermeister gewesen. Man sagt von ihm, „dass er löblich und wohl regieret, in Kleidung und sonsten sich eingezogen gehalten, so dass er auch selber zu „Markt gegangen und für einen Schwaren Kohl gekauft.“ Noch bedeutender aber war Daniel von B. junior, der schon im 32. Jahre seines Alters (1544) Bürgermeister wurde und diess beinahe 50 Jahre lang bis zu seiner „Abdankung wegen hohen Alters“ (1591) blieb. Er ist 26 Jahre lang Aeltester im Rathe gewesen und hat während seines Lebens 109 Personen in den Rathsstuhl ein- und ausziehen sehen. (Beide Bürens, der senior und der junior, Vater und Sohn haben zusammen länger als ein seculum im Rath gesessen.) Er ist ein Schüler Melanchtons gewesen und hatte 7 Jahre lang in Wittenberg studirt. Daher er sich auch in Bremen in den hardenbergischen Religions-Streitigkeiten der milderen Partei angeschlossen, den strengern Lutheranern widersetzt, und des verfolgten Hardenbergs sich kräftig angenommen. Mit Hülfe der Bürgerschaft, bei der er sehr beliebt war, hielt er sich gegen die Mehrzahl der anders denkenden Rathsherren im Regimente und „verfuhr dabei so klüglich, dass er nicht „nur seine eigene Person gegen die 24 ausgewichenen vertheidigte, sondern auch die in deren Stellen zu Rath „Erwählten maintenirte.“ Auch hat er der Stadt Bremen noch sonst manche gute Dienste geleistet, bis er 1593 verschied und in der Lieben Frauen Kirche zu Ruhe gebracht wurde, wie denn auch sein Sohn, abenfalls Daniel geheissen, wieder Bürgermeister wurde, und ebenso wie sein Vorfahr in hohem Alter starb. — Von den späteren von Büren wird wenig gemeldet, obgleich sie zum Theil prächtige Epitaphien mit langen Versen erhalten haben, in welchen ihre vornehme Geburt „ex pervetusta nobilissimaque Bureneorum Consulum Senatorumque „prosapia“ besungen wird. Der letzte von Büren im Rathe war Hermann Daniel, der 1755 ohne männliche Leibes-Erben starb. Es hat zwar noch immer bis auf den heutigen Tag in Bremen einige von Bürens in bescheidenen Lebens-Verhältnissen gegeben; doch weiss ich nicht, ob sie mit jenen, die den schwarzen Löwen im Schilde führen, zusammenhangen.

32) **von Borken.** — Die von Borken sind ein altes vornehmes Geschlecht gewesen, von welchem es zwei Stämme gegeben. Der eine derselben führte „drey aufgekrüllte Borken“ im Schilde, der andere, das hier dargestellte Wappen, eine rothe doppelte Lilie in goldenem Felde, die sich aber von der schon oben mitgetheilten Lilie der Wiggers dadurch unterschied, dass ihr oben zu beiden Seiten ein kleines grünes Blättchen eingesetzt war. Als Helmzierde hatten sie dieselben beiden grünen Blättchen auf einem gewundenen Stiele.

Die von Borken sind schon seit 1225 oft im Rathe erschienen. Sie scheinen sich indess mehr mit Ländereien und Ackerwirthschaft als mit hoher Politik beschäftigt zu haben. Es muss eine landbesitzende Familie gewesen sein. Wenigstens kommt in alten Zeiten ihr Name fast immer mit dem Verkaufe von Grundstücken oder mit deren Verschenkung an Kirchen etc. vor. Erst der letzte des Namens, Bürgermeister Meimarus von B. wird häufiger genannt, jedoch wohl nur, weil er in seinem Amte ein sehr ehrwürdiges Alter erreichte. Als er 1544 resignirte, war er 36 Jahre lang Bürgermeister gewesen. Im Jahre 1546 vertheilte er in einem Testament „alle seine Erbgüter, dazu Haus und Hof“ an seine Kinder und starb bald darauf. „Mit seinem Enkel „Meimaro, einem Jüngling von 20 Jahren, so 1577 an der Pest gesterben, ist diese alte Familia dem männlichen „Stamm nach erloschen“. Auch ist der Name in Bremen bis auf die letzte Spur verschwunden.

33) **von Heimburg.** — Die Herren von Heimburg, auch „Haimburg“ und „Hoyenborg“ geschrieben, sind ein altadeliches Braunschweig-Lüneburgisches Geschlecht, welches noch heutigen Tages in Hannover und Braunschweig blüht. Grote stellt das Wappen dieser Hannoverschen Herren von Heimburg dar und schildert es

als: „drei rothe Balken in Gold“. [1]) Diejenigen „Ritter“ von Heimburg, die am Ende des 14. Jahrhunderts nach Bremen verpflanzt wurden und im Jahre 1477 mit Martin von Heimburg in den Rath kamen, haben in allen unseren Wappenbüchern dasselbe Wappen geführt. Nur wird ihnen von einigen, statt Geld, Silber gegeben, ganz ebenso wie es der oben citirte „von Hamburg“ hatte. Vielleicht war dieser daher selbst nur ein von Heimburg mit etwas verändertem Namen.

Das Stammschloss dieser Familie von Heimburg soll nach Post im Harz bei Blankenburg gelegen haben. Des eben genannten Martin v. H. Sohn, der ebenfalls Martin hiess und 1512 Bürgermeister in Bremen wurde, scheint noch bedeutender als der Vater gewesen zu sein. Er wird in alten Schriften oft betitelt: *„spectabilis et „nobilis vir.“* „Er hat bei Herren und Fürsten in grossem Ansehen gestanden, hat auch löblich regieret, und „seine eigenen Pferde zu Ehren der Stadt gehalten.“ Er hat viele wichtige diplomatische Missionen für die Stadt durchgeführt und für sie die Hansetage in Lübeck besucht. 1539 hat er endlich in hohem Alter sein Bürgermeister-Amt niedergelegt. Einer seiner Söhne, wieder Martin genannt, ist Comptur Herr gewesen. Alle Heimburge hatten durch die Bank nur wenig Kinder, zwei oder drei. Mit dem Comptur-Herrn, der nur zwei Töchter hinterliess, starben sie in Bremen ganz aus. —

34) **Hemeling.** — Ich sagte eben, dass die Hemelinge in zwei verschiedenen Linien existirt haben, und dass die ältere derselben das oben beschriebene Wappen führte. Die jüngere hatte das hier dargestellte Wappen, einen silbernern Keil, oder einen von den Heraldikern sogenannten „Gern“ (Spitze) in blauem Felde. Eine ganz eben solche silberne Spitze in blauem Felde führten die Herren von Künsberg in Franken. [2])

Diesen jüngeren Hemelingen giebt Bürgermeister Heineken zum Stammvater einen gewissen Martin H., dessen Sohn Borchard (1562) und Enkel Hermann (1607) in den Rath kamen, während die Urenkel in Militärdienste und andere Lebens-Stellungen übergingen. —

35) **Louwe.** — Die Louwe oder „Laue“, auch „Löwe“ geschrieben, stammten aus dem Osterstadischen. Sie tauchten in Bremen zuerst mit einem Diderich Laue, der vermuthlich als Kaufmann wohlhabend wurde, und die Tochter des Bürgermeisters Johann Oldewage heirathete, auf. Von seiner Mutter ererbte er die Güter und das Wappen der Oldewage: zwei gekreuzte Aexte, mit goldenen Stielen und silbernen Beilen, auf rothem Felde, so wie auch zwei solche Beile auf dem Helme. Zwei ähnliche, gekreuzte Aexte mit goldenen Stielen und silbernen Beilen, aber auf schwarzem Felde, führen die Herren von Mordax in Krain. [3]) Diederich Laue wurde Eltermann der Kaufleute und 1481 in den Rath erwählet. Im Jahre 1512 folgte ihm in dieser Würde sein Sohn Albertus, welcher 47 Jahre lang im Rathe sass. Dessen Sohn Herrmann wurde 1535 von Vincentius Witteloe, seinem Neffen, mit einem Messer erstochen. „Ueber dessen todten Körper ist des folgenden Tages das Nothgericht „gehalten, dabei sein Bruder Henrich das Jodute geschrieen hat.“ Die Söhne dieses Henrichs starben alle in der Kindheit und mit ihm ist das Geschlecht in der männlichen Linie ausgestorben. Die zahlreichen Jungfrauen aus der Familie Louwe waren aber alle mit Männern aus rathsherrlichen Geschlechtern, mit Borkens, Krefftings, Zebels, Esichs verheirathet.

36) **Hoyer.** — Der alte Mushard nennt in seinem Buche über die Bremen-Verdenschen Adelsgeschlechter auf Seite 278 zwei Herren, „Johann Hoyer von Hasbergen“, als Mitglieder der Familie von Hasbergen, und der Archivar Post glaubt daraus, sowie aus dem Umstande, dass ein Mal ein Hoyer und ein von Hasbergen wegen Familien-Guts (Heergewettes) einen Erbschaftsstreit gehabt haben, schliessen zu können, dass die Hoyer ursprünglich ein Zweig der oben genannten von Hasbergen gewesen sind. In einigen Wappenbüchern werden sie (wenigstens die frühesten unter ihnen) daher auch genannt „Hoyers *alias* von Hasbergen“. Nichtsdestoweniger haben beide Geschlechter verschiedene Wappen gehabt, die Hoyer das auf Tafel XVI. dargestellte, drei goldene Eichenblätter an einem abgeschnittenen Aste, und dieselbe Figur auf dem Helm. In einigen Wappenbüchern sind die Blätter grün und nur der Ast golden.

Man schreibt statt „Hoyer“ auch „Hoyers“. Der erste dieses Namens im Rathe war Herr Herrmann Hoyer, gewählt 1420. Nach ihm, bis 1632, haben fast immer Hoyers im Rathe gesessen. Einer der ausgezeichnetsten unter ihnen war der Bürgermeister Diderieus Hoyer, der im Jahre 1540 in dem Kriege gegen Junker Baltzer von Esens „Oberster Feldhauptmann wegen der Stadt“ war und auch bei vielen diplomatischen Verhandlungen mit Städten und Fürsten seine Geschicklichkeit zeigte. Im Jahre 1548 war er mit Bürgermeister Diedrich Vasmer und andern beim Kaiser Carl V. auf dem Reichstage zu Augsburg. Von dort in demselben Jahre zurückgekehrt, wurde er plötzlich, als er dieser Legation wegen dem Rathe Relation ablegen sollte, krank, „also dass ihm die Sprache benommen und er jählings Todes verblichen. — Man will berichten, er habe sich „wegen der Religion bei Ihro Kaiserliche Majestät zu weit herausgelassen.“ Sein Sohn Erich folgte ihm im

[1]) S. Grote. l. c. S. 8 u. Taf. C. 6.
[2]) S. Hefner. l. c. S. 63 u. Taf. XII. 181.
[3]) S. Hefner. l. c. S. 93 u. Taf. XIX. 656.

Rathe und 1562 auch in der Bürgermeisterwürde. „Derselbe ist zu den im Bremischen Erzstifte gehaltenen „Landtagen der gesammten Landstände fleissig versandt worden." Ihm folgte sein Bruder Diedrich Hoyer 1597 im Rathe und 1608 auch in der Bürgermeisterwürde. „Derselbe hat ein grosses Wohnhaus am Domshof „mit köstlichen Gütern gehabt, und dazu kaufte er noch vom Junker Johann vom Lüneberge seinen adlichen „freien, von seinen Verfahren ererbten Sitz zu Marssel mit aller Gerechtigkeit." Sein Wappen, eben jener Eichenast mit drei Blättern, hängt, hübsch in Stein ausgemeisselt, an der Frontseite des Bremer Rathhauses. — Nach dem Herrn Johann Hoyer, welcher 1632 zu Rath erkoren wurde und bald darnach (1637) starb, ist kein Hoyer mehr im Rathe gewesen. — Allerdings giebt es noch jetzt viele Bürger dieses Namens in Bremen, doch weiss ich nicht, ob sie ihren Stammbaum bis zu dieser alten rathsherrlichen Familie und bis zu denen von Hasbergen hinaufführen können.

37) **Havemann.** — Die Havemanns finden sich schon seit 1482 genannt. Sie müssen wohl ein durch Kaufmannschaft emporgekommenes Geschlecht gewesen sein. Wenigstens waren viele von ihnen, ehe sie in den Rath kamen, „Eltorleute des Kaufmanns". So auch gleich das erste Haupt der Familie, Herr Johann Havemann, der 1524 Rathsherr und 1547 Bürgermeister wurde, „ist fromm und einfältig gewesen und hat der „Stadt Beste mit Ernst befördert". Er wurde 1541 mit Diderich Vasmer zum Reichstage nach Regensburg geschickt „und hat daselbst bei Kaiser Carolo V. der Stadt das Privilegium *Juris monetandi* zu Wege gebracht, „welche auch alsofort durch ihren Münzmeister Goldgulden, Thaler, 4, 2, 1, $\frac{1}{2}$ Grotenstücke und Schwaren hat „münzen lassen". Er hinterliess mehre Söhne, von denen auch drei einer nach dem andern in den Rath kamen. Zuerst, gleich nach des Vaters Tode († 1560), Herr Johannis, der aber der Religion halben mit vielen andern aus der Stadt wich. Er wurde an die Stelle des im Exil gestorbenen Bürgermeisters Belmer von den Ausgewichenen zum Bürgermeister erwählt, „welche Wahl aber von keinem Effekt gewesen". Sein Bruder Elorus agirte besser, blieb in der Stadt bei der herrschenden Partei, wurde 1564 Rathsherr und 1567 Bürgermeister. Auch der dritte Bruder Franz, sass bis an seinen Tod (1618) im Rathe, und ihm folgten im Rathsstuhle noch drei Havemanns, bis auf den Urenkel des Stammvaters des Geschlechts des zuerst genannten Bürgermeisters, bis auf Johannes Havemann, mit dessen Tode († 1672) die männliche Nachkommenschaft dieser berühmten Familie zu Grunde gegangen.

Die Havemanns führten im schwarzen Felde einen Reiter auf weissem Pferde, dem einige Wappenbücher noch ein Schwert in die Hand geben. Ihren Helm zierten sie mit drei Straussenfedern.

38) **von Belmer.** — Belmer (jetzt Behlmer geschrieben) ist ein Dorf in der Grafschaft Hoya, drei Stunden im Westen vom Flecken Hoya. Lüder, der Sohn eines leibeigenen Bauers aus jenem Dorfe, wanderte im Anfange des 16. Jahrhunderts in die Stadt Bremen ein und nannte sich Lüder von Belmer. Er kam daselbst in kaufmännische Dienste und gedieh mit der Zeit zu einem vermögenden Manne, wurde auch, — „da er noch nicht frei, sondern noch „eigen war", — zu Rath erwählt, vermuthlich ein ganz singulärer Fall in der Geschichte Bremens. Als Rathsherr hat er nach vielen vergeblichen Unterhandlungen mit dem Grafen von Hoya endlich „durch Für-„sprache des Rathsherrn Lüder Sterken, so beim Grafen wohl geschen gewesen, nebst Darzahlung etlicher „Portugalöser die Freiheit erhalten". Im Jahre 1549 wurde er Bürgermeister. Als solcher hielt er es in den Hardenbergischen Religions-Streitigkeiten mit der strengen Partei gegen Hardenberg und gegen den Bürgermeister Daniel von Büren, und da dieser mit Unterstützung der Mehrheit der Bürger und des Volks sich behauptete, wich Bürgermeister Belmer (1562) mit der Mehrheit des Rathes aus der Stadt nach Delmenhorst und Oldenburg. In dieser letzteren Stadt ist er als Gast des Grafen Anton von Oldenburg im exilio (1563 gestorben. Allda liegt er auch unter einer langen lateinischen Inschrift, die sein Schicksal beklagt und seine Tugenden preist, begraben, „zu dem Haupte des auch ehemaligen Bremischen Bürgermeisters Nicolai Gröninge, „der ebenfalls allda bei einer früheren Veranlassung (anno 1442) im exilio gestorben war". Alle verbannten Bremer Rathsherrn und auch der Graf von Oldenburg, „der die Rathsherrn vorantreten liess," wohnten seiner Leichenfeier bei. — Sein Name existirt freilich noch unter den Bürgern Bremens. Rathsherrliche Nachkommen aber hat er nicht hinterlassen. Woher er sein Wappen, den Mond, den Stern und die goldenen und rothen Balken oder Sparren genommen, ist mir nicht bekannt.

39) **von Cleve.** — Henricus von Cleve war im Anfange des 16. Jahrhunderts ein wohlhabender Mann, der 1511 in den Rath gewählt wurde und 1528 starb. Sein Sohn Tilo von Cleve kam 11 Jahre später in den Rath und nahm ein tragisches Ende. Er wurde während der Belagerung Bremens durch die Feldherrn Kaiser Carls V. vom aufgeregten Pöbel der Verrätherei beschuldigt. „Er hat sich zwar mittelst Eydes vor dem Stuhle „des Rathes davon frey gemacht, auch dabei, weil er einer der Reichsten war, zu verstehen gegeben, dass er „bei einem Verrathe der Stadt so viel als Einer zu verlieren habe. Jedoch hat er sich die Sache so zu „Herzen genommen, dass er nach seinem Eyde schleunig gestorben ist." Nach ihm findet man keine Cleves mehr im Rathe und auch nicht in der Stadt.

Das Wappen derer von Cleva waren zwei Dreiblätter (Kleeblätter?) in der oberen Hälfte eines queer getheilten Schildes, mit abwechselnden goldenen and rothen Balken in der unteren Hälfte. Auf dem Helm hatten sie nach einigen Wappenbüchern, statt der gewöhnlichen Hörner, zwei Arme, jeder ein Kleeblatt in der Hand haltend.

40) **von Rheden.** — Der erste der Bremischen Familie von Rheden im Rathe war Herr Gottfried von Rheden, gewählt 1464. Er führte in seinem Wappen einen reich mit Trauben besetzten Weinstock, und diesem Weinstocke glich seine Nachkommenschaft. Denn er wurde der Vater, Grossvater, Urgrossvater, Aeltergrossvater, Uraeltergrossvater und Urahn (Tritavus) von lauter Bremer Rathsherren und Bürgermeistern, die über 200 Jahre hindurch sämmtlich in direkter Linie von ihm abstammten. Einige seiner Nachkommen haben auch seinen Vornamen ihrem Familiennamen hinzugefügt, z. B. sein Enkel „Lüder Gottfriedes, genannt von Rheden". Doch scheinen sich auch schon Gottfried's Vorfahren in Bremen ausgezeichnet zu haben. Wenigstens nennt Bürgermeister Heineken in seiner umständlichen Genealogie dieses zahlreichen Geschlechts einen Henning von Rheden. Derselbe zog als „Hauptmann von über 300 Bremer Reutern" im Jahre 1407 mit in den Krieg gegen den Grafen Christian VIII. von Oldenburg, welcher in diesem Kriege gefangen nach Bremen gebracht und daselbst eingekerkert wurde. — Unter Gottfried's Nachkommen waren ausser zahlreichen Senatoren auch noch sonst Männer, die sich in anderer Weise ausgezeichnet oder wichtige Posten bekleidet haben. Einige wurden Canonici, andere sassen im Collegium der Aelterleute, andere thaten sich als Offiziere und Räthe im Dienste fremder Fürsten hervor. Auch siedelten sich mehrere Rheden in Danzig, Hamburg, London, Amsterdam an, verbreiteten sich dort und brachten ihren Familien-Namen dahin. Als Rechtsgelehrte und auch als Theologen machten sich durch ihre Schriften mehre Rheden bekannt, insbesondere Caspar von Rheden, der im Jahre 1741 Bürgermeister wurde. Er gehörte, wie Bürgermeister Heineken bemerkt, zu den ersten Rathsgelehrten, welche bei Erklärung Deutscher Gesetze die Anwendung Römischer Rechtsgrundsätze verbannten. Der Dompaster H. W. Rotermund führt in seinem Lexikon der Bremer Gelehrten nicht weniger als 16 Bremer Gelehrte aus dieser Familie auf. Auch die Jungfrauen dieses Geschlechts machten meistens nicht weniger „ihr Glück" als die Männer. Wenigstens waren sie, wie Bürgermeister Heinekens genealogische Tabellen zeigen, fast alle an Brandts, Esichs, Kenkels, von Bürens, von Bobarts, Schultes und an Jünglinge aus anderen alten Geschlechtern verheirathet. Obgleich mehre Rhedens mit einem Dutzend Kindern gesegnet waren, so ist doch jetzt kein einziger männlicher Nachkomme dieses berühmten Namens in der Stadt Bremen vorhanden, der sich aller jener Herrlichkeit freuen könnte. Die letzten Bremer Rheden, die ich finden konnte, waren Herr Petrus v. R., Prediger an der Martini-Kirche und Herr Brune v. R., Kaufmann. Beide starben anno 1775. Der Stamm war zuletzt ganz unfruchtbar geworden; denn Herr Brune von Rheden hatte 5 Geschwister, die alle, wie er selbst, kinderlos starben, obgleich sie fast alle verheirathet waren.

Nachträglich bemerke ich noch, dass auch die Herren von Kleewein in Franken und die Herren von Rebelfing in Baiern, eben solche mit Trauben und Blättern besetzte Reben und zwar Grün in Silber, wie die Bremer Rheden geführt haben.[1]

41) **Kenkel.** — Die Kenkels sollen ursprünglich aus Marburg in Hessen stammen und von da zunächst nach Verden gekommen sein, woselbst sie schon im 15. Jahrhundert im Rathe sassen, und wo im Jahre 1530 der dortige Bürgermeister Detmar Kenkel in seinem 105. Lebensjahre starb. Von den Söhnen dieses alten Herrn ging der eine nach Lübeck, der andere, Gerd, nach Bremen und wurden beide in ihren neuen Wohnorten zu Rathsherren gewählt. Ein dritter ging nach Bergen und der jüngste blieb in Verden und wurde daselbst wieder Bürgermeister. Dieses letztern Sohn, Detmar Kenkel, zog ebenfalls nach Bremen und wurde dort wieder zum Rathsherrn und 1554 zum Bürgermeister gewählt. Er ist der berühmteste der Kenkels geworden, namentlich in den zu seiner Zeit ausbrechenden Religionsstreitigkeiten als eifriger Gegner des Bürgermeisters von Büren und des berühmten Predigers Hardenberg, gegen die er heftige Schriften verfasste, denen er aber, da sie vom Volke und von der allgemeinen Stimmung gestützt wurden, doch nachgeben musste. Er flüchtete mit vielen anderen Senatoren und Bürgern aus der Stadt. Sie grollten eine Zeit lang mit ihr und machinirten gegen sie, mussten sich aber doch endlich 1568 zu einem Vertrage mit dem in der Stadt unterdess gewählten Neuen Rath verstehen und nach ihrer Amnestie und Heimkehr diesem Neuen Rathe als einfache Bürger zuschwören. — Von seinen Nachkommen ist keiner wieder in den Rath gekommen, obgleich die Familie Kenkel noch lange angesehen geblieben und erst im Jahre 1687 mit Diedrich Kenkel ausgestorben ist.

Im Wappen führten die Kenkels einen rothen Queerbalken im goldenen (nach Einigen silbernen) Felde, darüber zwei, darunter ein grünes, mit der Spitze nach oben gekehrtes („gestürztes"), Lindenblatt, sowie auch ein solches Blatt auf dem Helm. Auch die Herren von Bodmann in der Schweiz und die von Maxen (Carlewitz) führten drei gestürzte Lindenblätter in Silber, aber freilich ohne den rothen Balken.[2]

[1] S. Hefner l. c. S. 86 u. Tafel XVII. 536 u. 547.
[2] S. Hefner, l. c. S. 64 u. Tafel XVI. 497.

42) **Snedermann.** — Carsten Snedermann oder Schnedermann war ein Bierbrauer in Bremen, und hielt es in den Unruhen der sogenannten 104 Männer im Jahre 1532 mit der revolutionären Partei, „wie wohl wider „seinen Willen", daher er auch bald wieder auf die Seite des Senats trat und 1541 zum Rathsherrn erwählt wurde. Sein Bruder und noch einige seiner Nachkommen haben im Rathe gesessen, und die Familie hat sich durch ihre Verbindungen unter den Vornehmen Bremens gehalten und auch mit einigen ihrer Zweige im Auslande verbreitet, namentlich nach Hamburg und Ostfriesland (Aurich) hin. In Bremen giebt es jetzt weder Snedermanns noch Schnedermanns.

Die beiden rothen Kugeln in blauem und silbernen Felde, die ihr Wappen auf unserm Bilde zeigt, werden in andern Wappenbüchern als rothe Rosen dargestellt, so wie dieselben ihnen denn auch eine rothe Rose zwischen zwei Hörnern auf den Helm geben.

43) **Wachmann.** — Als den Ursprungsort der für Bremen so interessanten Familie der Wachmanns giebt Bürgermeister Heineken das Dorf „Welje" an, welches ich in keinem geographischen Lexikon und auf keiner Landkarte finden konnte. Sollte es das Dorf Wellichausen im Calenberg'schen sein? — Die Wachmanns traten in Bremen zuerst im Anfange des 16. Jahrhunderts als Bürger, als Kaufleute und dann im Eltermanns-Collegium auf, nachher als Gelehrte und Staatsmänner. 1544 kam der erste von ihnen, Cord Wachmann, *„filius Conradi"* in den Rath. Von seines Vaters Bruder Johann stammen die übrigen Rathsherren des Namens ab, zunächst Johannes W., der 1603 Rathsherr wurde, dann dessen Sohn Hermann, der erst Eltermann, dann Rathsherr und 1632 Bürgermeister wurde. Sie müssen wohlhabend gewesen sein, denn sie machten alle, bevor sie in's praktische Leben eintraten, zu ihrer Ausbildung grosse Reisen in Europa, auch wird von dem oben genannten Johannes erzählt, dass er bei seiner Rathsherrnwahl (1603) eine grosse dreitägige „Rathskost" gegeben habe, „den ersten Tag für die Rathsherren und Elterleute, den zweiten Tag für die Bürger, so sich angegeben und ihre „Verehrung gethan, den dritten Tag für die Verwandten, Frauen und Jungfrauen." Doch sind nicht diejenigen Wachmanns, welche in den Rath traten, sondern die beiden berühmten Syndici Johannes W. *senior* und Johannes W. *junior* die Perlen der Familie geworden. Der erste Syndikus Johann Wachmann *senior* war ein Bruder des Bürgermeisters Hermann. Er zeichnete sich auf vielen diplomatischen Missionen aus, erntete grosse Ehrenbezeugungen und goldene Ketten von Fürsten, „war", wie Rotermund sagt, „gewissermassen der Stifter des Bremischen „Staats-Archivs, und verschaffte der Stadt-Bibliothek den werthvollsten Beitrag, den sie je erhalten hat, den „ausgesuchten Bücherschatz des berühmten Deutschen Gelehrten Goldast". — Aber noch wichtiger für Bremen, eine Säule des Staats in den gefährlichen Schwedischen Anfechtungen nach dem dreissigjährigen Kriege, wurde des Vorigen Neffe, der Syndikus Johannes Wachmann *junior*. Er war ein höchst rühriger und geschickter Abgesandter Bremens bei zahllosen Gelegenheiten, bei Friedensschlüssen, auf Reichstagen, bei Fürsten und Städten, und that sowohl durch persönliches Wirken als durch Schriften das Beste dazu, Bremen 1654 aus dem Bann zu bringen, so wie es 1666 mit Schweden zu versöhnen, und ihm Sitz und Stimme unter den Reichsstädten auf dem Reichstage zu Regensburg zu verschaffen. Kaiser Ferdinand III. überhäufte ihn mit Ehren, erhob ihn und seine Erben in den Adelsstand, machte ihn zum Pfalzgrafen und kaiserlichen Rath und erlaubte ihm, auf den Helm über seinem Wappen eine Krone zu setzen, welche denn auch in den Bremer Wappenbüchern über seinem Wappen in der Regel nicht vergessen ist. Er starb 1685 und ist zugleich auch der letzte seines Geschlechts gewesen. Denn sein Sohn Detmar, ebenfalls ein angehender Diplomat, und in den Rath gewählt, starb schon vor ihm in der Blüthe der Jahre. Uebrigens giebt es noch heutiges Tages (1869) in Bremen einen Bürger, der diesen berühmten Namen trägt.

Das Wappen der Wachmann, drei Bienenkörbe, hängt wohl mit ihrem Namen zusammen. Vielleicht brachten sie diese Bienenkörbe noch aus der Haide aus ihrem „Dorfe Welje" mit. — Auch ein Geschlecht von Büren in der Schweiz führt drei, aber anders gestellte Bienenkörbe. [1])

44) **von Cappeln.** — Der Name von Cappeln wird in Bremen zuerst am Ende des 15 Jahrhunderts genannt, wo schon eine Gebecka von Cappeln mit einem Hermann von Büren, Bruder des ersten Bürgermeisters Daniel von Büren verheirathet war. Von ihrem Bruder Borchart stammten mehre Rathsherren von Cappeln ab, von denen wohl der bedeutendste der Bürgermeister Heinrich von Cappeln gewesen ist. Derselbe war ein gelehrter Jurist wurde zuerst Professor der Rechte am Gymnasium Illustre, dann Senator, endlich (1645) Bürgermeister. „Er ist fleissig in *legationibus publicis* gebraucht, nach Frankfurt und anderen Orten versandt worden und auf „mehren Hänsetagen für die Stadt Bremen erschienen, dabei auch von Königen und Fürsten hoch geehrt." Sein Sohn Joh. Friedrich, Med. Doct. und Professor, war der letzte männliche Sprössling dieses Geschlechts, denn er hinterliess 6 Töchter und überlebte seine Neffen. Er starb 1714.

---

1) S. Hefner. l. c. S. 100 u. Tafel XXI. 909.

Der aufgerichtete Bär, den die von Cappeln führten, hat in den meisten Bremer Wappenbüchern eine goldene Kette, jedenfalls aber ist immer der Ring, den er in den Tatzen hält, golden. Das Feld ist aber silbern und nicht golden, wie auf unserm Bilde.

45) **Steding.** — Die Stedinge hatten ihr Erbe und Gut bei Blumenthal und Aumund. Sie werden zuerst schon im 12. Jahrhundert genannt. „In der Stadt Bremen selbst ist in alten Zeiten der Namen der Herren von „Stedinge nicht weniger bekannt und berühmt gewesen.“ Im Jahre 1316 sass einer Namens Albertus im Rathe, eben so ein anderer Namens Hinrich im Jahre 1371. Im Jahre 1504 war ein Herr Johan Steding Dom-Herr zu Bremen und liegt daselbst auch im Dom begraben. Auch haben im 15., 16. und auch noch im Anfange des 17. Jahrhunderts mehre Stedinge im Rathe gesessen, und die Familie hat sich 260 Jahre lang im Rathe behauptet.

Die Stedinge in der Stadt führten in ihrem Wappen auf blauem Schilde einen silbernen Helm mit zwei silbernen Flügeln, auf der Mitte jedes Flügels einen rothen Streifen mit drei silbernen Rosen. Mushard stellt dies Wappen eben so dar, wie unsere Tafel, und wie Post in seinen *fasti consulares*.

46) **Salomon.** — Der Name Salomon erinnert ein wenig an das Judenthum, und ist in dieser Hinsicht unter den Namen der Bremer Rathsherren wohl der einzige seiner Art. Als in den Hardenbergischen Unruhen der grösste Theil des Raths ausgewichen war, und ein neuer Rath an die Stelle des alten gewählt wurde, da war der Bürger Heinrich Salomon der letzte, den man wählte, und durch den die Zahl der Rathsherren wieder complet wurde. Von seinen Vorfahren wissen unsere Genealogen nichts, und rathsherrliche Nachkommen hat er nach seinem Tode, der 1579 erfolgte, auch nicht hinterlassen. Doch hat man von ihm eine Schrift (Manuskript), eine Art Tagebuch mit interessanten Notizen über Bremen.

Das Wappen, welches unsere Tafel zeigt, steht so oder ähnlich in allen Wappenbüchern hinter seinem Namen. Dieser Name existirt auch heute wieder in Bremen.

47) **Regenstorff.** — Der erste Regenstorff (oder Regenstorp), dessen — und zwar nicht auf sehr ehrenvolle Weise — Erwähnung geschieht, hiess Carsten R. Er wurde 1571 in den Rath gewählt, musste aber 11 Jahre später, weil er eines unsittlichen Lebenswandels bezüchtigt wurde, seinen Sitz im Rathe aufgeben. „Eine Sache, so nicht geschehen so lange Bremen bestanden, dass dergleichen scharfes Recht verübet.“ Sein Sohn Heinrich R. wurde 1591 in den Rath erkaren, *solenni more* aufs Rathhaus begleitet, darnach aber zu jung befunden und nicht angenommen, später jedoch (1596) wieder gewählt, worauf er dann bis zu seinem Tode 1623 im Rathe verblieben. Sein Bruder Nicolaus folgte ihm in demselben Jahre und ist wohl das angesehenste und am häufigsten genannte Mitglied der Familie R. gewesen. Er ergraute im Rathsstuhle und resignirte in seinem 85. Lebensjahre. Der Rath beschloss, „dass er Zeit seines Lebens seinen Bürgermeister-Rang und Stand behalten und mit einer freien Stelle in der Kirche, Begleitung eines Rathsherrn-Dieners und auch alle Jahre „mit einem Ohm Ehren-Wein sollte beehrt werden.“ Sein Sohn Henricus R. folgte ihm im Rathe, und mit dessen Tode, da seine Söhne früh verstarben und er nur Töchter hinterliess, erlosch das Geschlecht.

Das Wappen der Regenstorff stellt einen rothen Sparren in blauem Felde mit drei goldenen Sternen zu den Seiten und darunter dar.

48) **Schomaker.** — Im Jahre 1566 wurde der Bürger Hermann Schomaker in den Rath erwählt und 1584 zum Bürgermeister gemacht. Er starb 1600 und führt in allen unsern Wappenbüchern die auf der Tafel dargestellten drei — aber meistens silbernen Sterne und die rothen und goldenen Schrägbalken. Von seinen Nachkommen wird nichts gemeldet. Diejenige Familie Schomaker, gewöhnlich Schumacher genannt, welche 1615 mit Gottfried Schumacher in den Rath kam und sich jetzt schon über 250 Jahre darin behauptet hat, führt ein gänzlich verschiedenes Wappen.

49) **von Bobart.** — Jacob Terborg, geboren zu Boppart am Rhein, zog 1498 in Bremen ein, wo ihm der Familien-Name „von Boppart“ oder „Bobart“ eigen wurde und woselbst man ihn als Münzmeister anstellte. Seine wahrscheinlich hübschen Töchter machten gute Partien und sein ältester Sohn Arnold kam in den Rath. Derselbe erzeugte 16 Kinder. Von diesen nahm man den Aeltesten Jacob wieder in den Rath, jüngere wurden nach Danzig versetzt, und die Töchter verheiratheten sich an Bremer aus rathsherrlichen Familien, an Esichs, Trupes, Schnedermanns etc. und so war das Glück auf breiter Grundlage der Familie begründet. Ein Sohn des Rathsherrn, Jacob, wurde Bürgermeister in Danzig, der wieder mit 12 Töchtern und Söhnen, die theilweise in Danzig zu guten Posten gelangten, gesegnet war. Einer z. B. Namens Johan wurde Obristwachtmeister und Commandant von Weichselmünde, so wie wiederum dessen Sohn Elert Christoph von Boppart Hannöverscher General. In Bremen setzte ein Bruder des Senator Jacob, Namens Arnold, das Geschlecht fort und trat dort ebenfalls in den Rath. Zugleich ging wieder ein Zweig seiner Nachkommenschaft in die Fremde, nämlich durch seinen Sohn Arnold, der erst Rathsherr in Bremen, dann, nachdem er „*re anxie deliberata*“ seine Entlassung erhalten, Ostfriesischer Kanzler wurde, und dessen Töchter, Söhne und Enkel, verstreuten sich, so zu sagen, in alle Welt, nämlich nach Aurich, Amsterdam, Münden, Irland, Stettin, Hamburg, Tripolis, so dass man am Ende „von Bopparts“ oder „Bobarts“ in zahlreichen Orten fand. Doch kamen stets zu Zeiten einige Bopparts aus der Fremde wieder nach Bremen

zurück. Trotzdem ist hieselbst dieses Geschlecht seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gänzlich ausgestorben, so dass man jetzt (1869) nicht eine Person des Namens mehr in Bremen findet. 1796 gab es noch einen Grobbäcker Bobart.

Das Wappen aller Bobarts war das auf der Tafel dargestellte, ein aus Wolken herabreichender Arm mit einem Gefäss in der Hand. Ob dies Gefäss vielleicht eine Geräthschaft des Münzmeisters, des Stifters der Familie, oder ein Stübchenmaass ist, ist mir nicht klar geworden.

50) **Zobel.** — Claus Zobel oder „Sabel" ist gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts aus Demmin in Pommern nach Bremen eingewandert und hat sich hieselbst, vermuthlich durch den Handel wohlhabend geworden, der Reihe nach mit drei Töchtern aus angesehenen Familien verheirathet. Sein Sohn Heinrich ging als junger Mann nach Antwerpen in's Oster'sche Haus, in welchem er sich durch seine Talente bald in grosses Ansehen setzte. Nach Bremen zurückgekehrt, wurde er dort in den Rath und 1597 zum Bürgermeister gewählt. Er war lange Zeit der Aelteste im Rath, sehr angesehen und zeigte seine Geschicklichkeit in vielen diplomatischen Verhandlungen. 1615 resignirte er wegen hohen Alters und starb kurz darnach. Sein Sohn Johann trat in Hessen-Cassel'sche Dienste und war als „Geheimer Rath" dort hoch geschätzt. Als er daher 1615 bei seines Vaters Tode in Bremen zum Rathmann erkoren wurde, wollte man ihn in Cassel nicht entlassen. Da er aber nach 10 Jahren (anno 1625) noch ein Mal in den Bremer Rath gewählt wurde, kam er endlich doch nach Bremen und wurde daselbst auch noch in demselben Jahre Bürgermeister. Jedoch blieb er es nicht lange. Denn als er 1626 vom Rathe zu dem berühmten Dänischen Könige Christian IV. mit einem Auftrage geschickt wurde, und dieser König ihn bewog als Dänischer Gesandter nach Frankreich und England zu gehen, nahm der Rath von Bremen dies allerdings incorrekte Verfahren sehr übel auf. Man wollte ihn zur Verantwortung ziehen. Doch wurde er am Ende noch „mit *honneur* dimittirt". Als er 1631, von seiner Dänischen Gesandtschaft heimkehrend, Bremen passirte, starb er daselbst plötzlich und wurde in der Martini-Kirche begraben. — Seine Kinder und Kindeskinder kamen alle in's Ausland, wurden Hessische Räthe und Offiziere und einer der Söhne, Nicolaus Friedrich, General-Lieutenant und Gouverneur von Nimwegen. Sein Bruder aber, der Eltermann Heinrich Zobel, pflanzte das Geschlecht in Bremen fort, und aus diesem Zweige ging der dritte Bürgermeister Zobel Herr Nicolaus Z. hervor, zu dessen Zeit (er trat seinen Bürgermeister-Posten anno 1682 an), es sich traf, wie Post sagt, „dass „sämmtliche 4 Herren Bürgermeister Schwäger waren." Er scheint ein guter Freund des Syndikus Joh Wachmann *junior* gewesen zu sein, denn er versah mit ihm gemeinschaftlich mehre Dienste, und starb im Jahre 1693. Sein Sohn Wilhelm, der im Jahre 1727 starb, war der letzte Zobel. Denn er zeugte nur 4 Töchter, die den Namen an ihre Ehemänner verloren. Jetzt giebt es keine dieses Namens mehr in Bremen.

Das Familien-Wappen der Zobel war in goldenem Felde ein aus dem Walde hervorschreitendes Thier (ein Zobel), auf dem Helm aber ein Kleeblatt.

51) **Krefftlng.** — Der Archivar Post sagt in seinem Register der Bremer Rathmänner, „die Krefftinge „seien nicht weit von Wesel entsprossen, allwo das Hauss zu Krechting ihr adlicher Sitz gewesen, wovon „sie, da zwei Brüder Herzoge von Geldern umb die Possession gestritten, vertrieben worden seien". Vermuthlich ist es dasselbe Krechting, welches im Regierungsbezirk Münster, zwischen Borken und Wesel liegt. Die Krechtings oder Kreffttings kamen also aus Westphalen zu uns, von wo unsere Stadt so viele Familien und Einwanderer erhalten hat. Sie scheinen Bürgermeister Heinekens geldenem Buche zufolge zunächst nach Schöppingen bei Münster geflüchtet zu sein, und sich dann von dort unter andern auch nach Neustadt-Gödens in Ostfriesland verzweigt zu haben. Wir finden um die Mitte des 16. Jahrhunderts Kreftings als „Stadtschreiber zu Schöppingen" bei Münster, — „Rathsherren in Münster," — „Bürger in Neustadt-Gödens" etc., lauter Verwandte von Herrmann Krefting, der um jene Zeit „Bürger zu Bremen" wurde und dessen Sohn der berühmte Bremer Bürgermeister Heinrich Krefting gewesen ist, der einzige, aber sehr ausgezeichnete Sprössling, den diese Familie im Jahre 1591 dem Rathe Bremens schenkte. Schon als Jüngling zeichnete derselbe sich durch Talent und Gelehrsamkeit aus und wurde Curpfälzischer Rath und Professor der Rechte in Heidelberg. „He wass een uthbündig Gelehrt „und hoch begavet Mann". In seinem dreissigsten Jahre wählte man ihn in Bremen in den Rath. „Seiner „ganz besonderen Meriten halb vocirte ihn der König von Dänemark zu einem Deutschen Kanzler, auch prae-„sentirten ihm andere Deutsche Reichsfürsten unterschiedliche Bestallungen." Allein er schlug aus Liebe zu seiner Vaterstadt alle diese Anträge aus und blieb Rathmann in Bremen, wurde daselbst auch 1605 zum Bürgermeister gemacht. Er hat mehre treffliche historische und rechtswissenschaftliche Schriften verfasst, hat mehre Male in wichtigen politischen Angelegenheiten die Hansetage zu Lübeck, die General-Staaten von Holland und für den Hanse-Bund auch die Höfe zu Paris und London besucht. Leider aber wurde er seinem Vaterlande schon frühe und in der Blüthe seiner Kraft wieder geraubt. Die Pest raffte ihn im Jahre 1611 in seinem 49. Lebensjahre hin, ihn selbst und seine Tochter, sein einziges Kind und auch seinen Enkel, und alle drei wurden in der St. Ansgarii-Kirche begraben. Er hat auf diese Weise keine rathsherrliche Familie in Bremen gestiftet, obwohl es nach ihm noch eine kurze Zeit lang einige Kreftings in Bremen gegeben hat, Kinder seiner Geschwister.

Das Wappen der Kreftinge waren drei grüne, längliche, gezahnte Blätter in goldenem Felde, sowie auch ein solches Blatt auf dem Helm. Die Zahl drei spielt in den Bremer Wappen, wie in allen Wappen der Welt, eine grosse Rolle. Ich erwähnte schon drei Bienenkörbe, drei Sterne, drei Lindenblätter, drei Eichenblätter, drei goldene Rosen, drei Lilien, drei Bolzen, drei Spindeln.

52) **von Aschen.** — Johann v. Aschen und sein Sohn Gerhard waren um die Mitte des 16. Jahrhunderts ehrsame Kaufleute in Bremen. Des letzteren Sohn Heinrich wurde 1625 in den Rath gewählt, und dessen Sohn Heinrich erhielt 1680 die Rathsherrn- und 1693 die Bürgermeister-Würde, die er würdig und lange verwaltete. Er ist eigentlich der Gipfel und Glanzpunkt der Familie Aschen. Bei seinem Tode (1711) ergab sich das Merkwürdige, dass er und die drei anderen Bürgermeister, seine Collegen, denen allen vieren in beinahe denselben Jahren die Würde zu Theil geworden war, sehr lange, nämlich 16 Jahre lang, mitsammen am Ruder gesessen hatten, „dergleichen Casus sich nur noch einmahlen im Laufe der Zeiten in Bremen zugetragen hat. „Die Anfangsbuchstaben der Zunamen dieser 4 Herren (Schweling, — Tilemann, — Aschen, — Dwerhagen) „bildeten das Wort ‚Stad'." Es sind noch viele verdiente Rechtsgelehrte, Militairs und würdige Prediger und auch noch ein Rathsherr aus der Familie von Aschen hervorgegangen. Doch gehört sie jetzt in Bremen auch zu den verschwundenen.

Von ihrem Wappen, einem aus Wolken hervorbringenden Arme mit einem Pfeile in der Hand, in blauem Felde und einem Pfeile auf dem Helm, weiss ich leider nichts Besonderes zu melden, als dass es unzählige Male in unsern Wappenbüchern also verzeichnet ist.

53) **Chytraeus.** — Der Stammvater der berühmten Familie der Chytraeer war am Ende des 16. Jahrhunderts ein Prediger zu Mensingen am Neckar bei Heidelberg. Sein Familien-Name war Kochhafe (Kochtopf). Nachdem sein zweiter Sohn Nathanael Kochhafe aber ein grosser Mann geworden war, übersetzte derselbe diesen prosaischen Deutschen Namen nach der Sitte damaliger Zeit ins Griechische und nannte sich von dem Griechischen Worte Chytra, welches so viel als „irdener Topf" bedeutet, Chytraeus, d. h. „der Irdene", welches denn der von der Familie angenommene Name geblieben ist. Dieser Nathanael wurde Professor in Rostock, ein durch seine Gelehrsamkeit und Schriften weltberühmter Mann, die Perle und Säule des Geschlechts. Wegen seiner religiösen Ansichten, die dem Calvinismus zuneigten, gerieth er in Meklenburg in Streitigkeiten und Anfechtungen und nahm einen Ruf als Gymnasiums-Direktor nach Bremen an, wo der Bürgermeister Daniel von Büren sein Gönner war. Er siedelte 1593 mit seiner Familie dahin über und starb daselbst nach einigen Jahren (im Jahre 1598.) Die zahlreichen Kinder dieses berühmten annes, denen Bremen Zuflucht und Gastfreundschaft gewährte, wurden fast alle in der Stadt placirt. Die Töchter verheiratheten sich mit Bremern, und von den Söhnen wurde einer Prediger zu St. Anscharii, ein anderer Lehrer am Pädagogium, und endlich wurde ein dritter, Namens Muthous Chytraeus, in den Rath gewählt. Er ist der einzige der Chytraeer, der uns hier näher angeht, denn da seine Söhne früh starben, und da er nur eine Tochter hinterliess, so ging das Geschlecht auch in Bremen wieder aus. Man sagt von ihm, dass er von seinem ausgezeichneten Vater viel Geist geerbt habe, ein tüchtiger Gelehrter und ein guter Poet gewesen sei.

Bei welcher Gelegenheit sich in dem Wappen der Chytraeer ein Kochtopf in einen silbernen Schwan mit drei rothen Flecken oder Kugeln verwandelt habe, finde ich nicht angemerkt.

54) **Moller.** — Von dem Namen und Wappen der Moller in Bremen weiss ich wenig zu melden, nur dass einer derselben, Dr. Vincenz Muller, eine kurze Zeit Syndicus des Raths in Bremen gewesen und dass ein Theil seines Wappens, das halbe silberne Rad, auch in dem Wappen der Hollers vorkommt. In Hamburg waren die Mollers desto mehr bekannt. Sie waren dort eine berühmte rathsherrliche Familie und der Bremer Syndikus soll von diesen abstammen.

55) **Line.** — Die von Line sind ebenfalls unter die alten rittermässigen Dienstmänner der Kirche zu Bremen zu zählen und haben vor Zeiten ihren Sitz und grosse Güter im Stedinger Lande gehabt, woselbst auch die alte Burg Line gelegen. „Dieselbe wurde ohngefähr anno 1159 in der Stedingischen Rebellion mit „List von den Stedingern eingenommen, da sie denn nicht allein die Junkherrn, so daneben auf der Burg „gewesen, mit ihren Dienern umgebracht, sondern auch das Schloss verdorbet haben. Nichtsdestoweniger sind „in solcher Unruhe einige von diesem adlichen Geschlechte übergeblieben, welche dasselbe glücklich propagirt, „biss der letzte desselben, mit Namen Johann von Line, um das Jahr Christi 1596 in dem Niederländischen „Kriege umbgekommen." Mushard giebt diesen Herren von Line einen senkrechten grünen Balken in silbernem Felde ins Wappen. Ein Zweig des Geschlechts wurde in die Stadt Bremen verpflanzt und diese städtischen Herren von Line haben nicht weniger als 300 Jahre lang im Rathe gesessen und ausgezeichnete Männer, Rathsherren, Bürgermeister, Diplomaten unter sich gehabt. Doch führten diese sämmtlich andere Wappen als dasjenige, welches auf unserer Tafel dargestellt ist. Hermann Post in seinen *fasti consulares* theilt verschiedene Wappen derer von Line mit. Das zweigetheilte Wappen mit dem rothen Balken im silbernen Felde zur Rechten und dem rothen Hirsch im blauen Felde zur Linken, welches unsere Tafel darbietet, führten nach

Archivar H. Post einzig und allein derjenige Herr Liborius von Line, der im Jahre 1649 Bürgermeister von Bremen wurde und dessen Nachkommen. — Er war ein durch viele Studien und Reisen hochgebildeter und gewandter Mann, der unzählige Male Abgeordneter der Stadt bei den wichtigsten Unterhandlungen mit Fürsten Städten und kaiserlichen Generalen (Tilly) gewesen ist, namentlich auch bei dem Westphälischen Friedens-Congress zu Münster. Er starb im Jahre 1664. Noch zwei seiner Nachkommen sind Bürgermeister in Bremen geworden. Hermann v. Line war der letzte des Stammes im Senate. Er resignirte 1776 und gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erlosch das Geschlecht völlig. Im Bremer Adressbuch von 1796 kommt kein Line mehr vor.

56) **Eden.** — Hans Eden war am Ende des 16. Jahrhunderts ein Kaufmann in Bremen, vermuthlich wohlhabend, heirathete die Tochter des Bürgermeisters Kenkel, und sein Sohn Conrad kam 1626 in den Rath. Er muss ein gewandter Diplomat gewesen sein. Denn er wurde während der Dauer seines Amtes unzählige Male zu Unterhandlungen und Berathungen nach Hamburg, nach Lübeck, nach Stade, an den kaiserlichen Feldherren Grafen Tilly, zu mehren Landtagen etc. verschickt. Er starb 1640 und hinterliess einen Sohn, Namens Burchard Eden, welcher Syndikus des Raths wurde und als Gesandter der Stadt 1664 zum Reichstage nach Regensburg ging. Derselbe starb 1689 ohne Kinder zu hinterlassen, und da diess auch mit seinem Bruder Johann der Fall war, so erlosch das Geschlecht Eden nach kurzer Blüthe bald wieder. Diejenigen, welche jetzt in der Stadt den Namen tragen, leben in sehr bescheidenen Verhältnissen. —

Die Geschichte der rothen Kugel (oder Rose?) eben, des blauen Balkens in der Mitte und der beiden bescheidenen Blümchen in der untern Partie des Wappens der Eden ist mir unbekannt.

57) **Hüneken.** — Die Hünckens traten in Bremen zuerst am Ende des 16. Jahrhunderts als Kaufleute auf, blühten hauptsächlich während des 17. und 18. Jahrhunderts und waren eine weit in der Stadt verzweigte Familie. Die ersten Hüneken, Vater, Sohn und Enkel, sassen hinter einander im Collegium der Elterleute des Kaufmanns. Jacob Hüneken, der Sohn des Eltermanns Geetje, und der Bruder des Eltermanns Johann kam als junger Mann 1633 zuerst in den Rath. Er wurde mehre Male „in wichtigen Staatsangelegenheiten" nach Schweden versandt, und ist auch „*in legations* zu den Schweden" noch als junger Mann zu Stade gestorben. Sein Neffe Johann, ein Sohn des eben genannten Eltermanns Johann, kam auch in den Rath, machte aber kein Glück, denn er wurde „wegen verschiedener unangenehmer Verfälle bei seiner Verwaltung des Rathsweinkellers" angeklagt, „kaufte sich zwar *per tertium* durch eine ansehnliche Summe los", musste aber doch seinen Rathsstand aufgeben, wanderte nach Aurich und starb daselbst 1687. Desto würdiger und länger hat ein anderes späteres Mitglied dieser Familie, Herr Bürgermeister Jacob Hüneken seine Stelle im Rathe behauptet. Er war der Enkel des eben genannten Senators Jacob und der Sohn des Hanseatischen Residenten im Haag, des Herrn Heinrich Hüneken. Er war im Haag geboren, wurde 1701 Rathsherr in Bremen, 1737 Bürgermeister, und starb 1741, nachdem er 40 Jahre lang im Rathe gesessen und „Aeltester des Raths" gewesen war. Noch einige andere des Namens und Stammes haben sich als Professoren, Prediger, Rechtsgelehrte hervorgethan. Doch war es nach des Bürgermeisters Tode mit der Herrlichkeit dieser Familie so ziemlich aus. Sein einziger Sohn Heinrich, welcher Raths-Sekretair in Bremen wurde und 1758 starb, hinterliess nur Töchter.

Von dem Wappen der Hüneken muss ich noch Folgendes bemerken, dass sie zwar in allen von mir eingesehenen Wappenbüchern einen Baum links, einen hervorspringenden Fuchs rechts haben, dass aber in den meisten dieser Wappen der Baum im Widerspruch mit der auf unserer Tafel gegebenen Darstellung im blauen Felde blüht und der Fuchs im silbernen Felde springt, und dass dieser auch überall einen fuchsrothen Pelz trägt, und eben so auch — fuchsroth — auf dem Helme erscheint.

58) **Meier.** — Schon unter den ersten in unserem alten Bürgerbuche aufgeführten Bürgern sind „Meyers" genannt, damals immer mit einem „y" geschrieben. So finde ich zum Jahre 1300 „Bartold Meyer", im Jahre 1313 „Conrad Meyer", 1338 „Johann Meyer". Im Jahre 1350 „Ludeke Meyer" und darnach dann mehre. — Von den vermuthlich aus verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten eingewanderten Bürgern dieses Namens wurden verschiedene Stämme oder Familien mit dem Namen „Meyer" oder „Meier" in der Stadt begründet. Heutiges Tages schreiben sich einige derselben mit einem „i", andere mit einem „y". In den alten Bremer Wappenbüchern finde ich diesen Unterschied zwischen dem „y" und „i" nicht gemacht. In einigen Wappenbüchern werden gewöhnlich alle Meiers mit einem „i" geschrieben und in anderen alle mit einem „y". Auch noch in dem Bremer Staats-Kalender von 1741 sind alle Meyers mit einem „y" geschrieben. Aber schon der Staats-Kalender von 1742 macht einen Unterschied. Der Archivar H. Post schreibt in seinen *Fasti Consulares* alle von ihm aufgeführten rathsherrlichen Familien dieses Namens mit einem „i". Eben so schreibt Bürgermeister Heineken in seinem „Goldenen Buche" alle von ihm in demselben abgehandelten Familien des Namens mit einem „i". Im Ganzen kann man sagen, dass in Bremen die Orthographie mit dem „i" aristokratischer war und ist, als die mit dem „y". Dagegen schreibt sich in Hamburg die bekannte Lorenz Meyer'sche Familie, über die kürzlich ein eigenes Buch publicirt ist, mit einem „y".

Eben so mannigfaltig wie die Geschlechter und Stämme der Meiers und Meyers sind auch ihre Wappen gewesen. Bürgermeister Heineken giebt in seinem „Goldenen Buche" die Genealogie und die Wappen von mehren ausgezeichneten Geschlechtern des Namens Meier:

1) „die Meier im Grollande". Dieselben führten Anfangs einen Mann mit einer Sense im Wappen. Nachher war ihr Wappen „ein durch einen goldenen Querbalken in zwei Felder getheiltes blaues Schild, in dem oberen Felde zwei, und in dem unteren Felde eine goldene Lilie." Diese „Meiers im Grollande" sind bei weitem das zahlreichste, älteste, bedeutendste, noch jetzt blühende Geschlecht des Namens gewesen. Aus ihm sind bei weitem die meisten Elterleute, Rathsherren und Bürgermeister Meier hervorgegangen.

2) die Meiers mit folgendem Wappen: „einem durch einen blauen Querbalken in zwei Felder getheilten silbernen Schilde, in dem oberen Felde mit einem goldenen Sterne und zwei Rosen, in dem untern Felde mit drei wachsenden Rosen." Diese Meiers traten erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Rath und sind nicht so zahlreich und bedeutend wie die vorigen gewesen.

3) eine Familie Meier, „deren Wappen in einem silbernen Felde ein stehender Baum ist, an dessen Stamme ein Kammrad aufgehängt ist. An jeder Seite des Baumes eine rothe Rose." Diese Familie trat am Ende des 17. Jahrhunderts in den Rath und zählte nachher noch mehre Rathsherren unter ihren Mitgliedern.

4) eine Familie Meier, deren Wappenschild „ein durch einen grünen Querbalken getheiltes rothes Feld zeigt, — auf dem Querbalken eine liegende silberne Sense, in jedem Felde aber eine silberne Lilie." Diese Meiers traten im Anfange des 17. Jahrhunderts in den Rath, haben aber nicht lange geblüht.

5) eine Familie Meier, „deren Wappen ein durch einen blauen Querbalken in zwei Felder getheiltes silbernes Schild darstellt. In dem oberen Felde zwei, in dem untern aber eine rothe Rose." Dieser Meiers traten schon im Jahre 1529 in den Rath, und sind die ältesten Meiers im Rathe gewesen. Sie zählten noch im Laufe des 16. Jahrhunderts mehre Elterleute und einen Rathsherrn unter sich, traten aber im Anfange des 17. Jahrhunderts ab.

6) zwei Familien Meier, deren Wappen Bürgermeister Heineken nicht feststellen konnte.

7) eine Familie Meier, „deren Wappen ein grünes Schild war mit einem von der rechten nach der linken Seite liegenden rothen Schrägbalken, auf welchem drei silberne Rosen."

Dieses letztere Wappen ist das einzige Meier'sche Wappen, welches unsere Tafel, auf der aber die drei „silbernen Rosen" irrthümlich als Kugeln vorgestellt sind, darbietet. Ich habe mich daher nur mit dieser Familie Meier zu beschäftigen, und kann die vielen genealogischen und heraldischen Fragen, die sich bei den übrigen Stämmen des Namens darbieten, nuntersucht lassen.

Die Meier mit dem dargestellten Wappen stammen von einem Kaufmann Johann Meier ab, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Bremen lebte, und Bauherr zu Lieben Frauen Kirche war. Sein Sohn Albert Meier war Schottherr, und dessen Sohn war der ausgezeichnete Bürgermeister Heinrich Meier, dessentwegen allein das Wappen auf unserer Tafel mitgetheilt wurde. Derselbe trat im Jahre 1638 noch in den zwanziger Jahren seines Lebens in den Rath, und wurde 1654 Bürgermeister. Heineken in seinem „Goldenen Buche" schildert ihn als „einen Mann von seltenen Kenntnissen, Belesenheit, praktischem Urtheil und unermüdeter „Thätigkeit, wovon schon die von ihm ausgearbeitete *Assertio Libertatis Reipublicae Bremensis* (Beweisführung „der freien Selbständigkeit der Republik Bremen) einen Beweis giebt. In den gefahrvollsten Zeiten war er die „Stütze seines Vaterlandes, bald durch seine Rathschläge, bald durch seine auswärtigen Unterhandlungen, bald „durch seine geschickte Feder." Man muss neben und mit ihm noch ein Mal den Syndikus Johann Wachmann junior nennen, der sein Freund war und mit ihm für Bremen in den sehr schwierigen Anfechtungen und Unterhandlungen mit Schweden wirkte. Archivar H. Post merkt an, dass beide, Wachmann und Meier, auf demselben Tage im Jahre 1637 in Basel zum Doktor promovirten, — dass beide in demselben Jahre 1638 als junge Männer bedeutende Aemter erhielten: Meier die Rathsherrnwürde, Wachmann eine Professur des Rechts am Gymnasium, — dass demnächst des Bürgermeister Meiers Tochter mit dem Syndikus Wachmanns Sohne Hermann getraut und verehlicht wurde, — dass beider Geschlecht aber in der männlichen Posterität sehr bald erloschen sei. Des Bürgermeisters Heinrich Meiers Familie endete mit seinem Enkel Dr. H. Meier, der 1706 unverheirathet in den zwanziger Jahren seines Lebens starb. Er war zugleich der letzte der Meier, die das eben beschriebene und hier dargestellte Wappen führten.

59) **Koch.** — Auch der Familien mit dem Namen „Coch" oder „Cock", bei mehreren latinisirt zu „Coccejus" und „Cocceji", hat es mehre in Bremen gegegeben.

Eine derselben führte ein Kohlblatt im Wappen. Aus diesen Cochs mit dem Kohlblatte, die in Bremen schon am Ende des 15. Jahrhunderts als Elterleute des Kaufmanns auftraten, entsprang der berühmte Senator Gerhard Coch, welcher Bremischer und Hanseatischer Gesandte, 1648 bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück war, und dessen interessantes Bildniss man in den Sammlungen der Portraits aller Mitglieder dieses

Westphälischen Friedens-Congresses findet. Sein Bruder war Johann Koch oder Coccejus, zu Bremen geboren, einer der berühmtesten Theologen Hollands, dessen Lebensgeschichte man in jedem Conversations-Lexikon findet.

Eine zweite Bremische Familie Coch führte einen springenden rothen Hirsch im Wappen. Sie stammen (nach Heineken) ab, von „einem Bürgermeister Jürgen Coch in Metten" (bei Münster in Westphalen?), dessen Sohn Conrad 1593 in Bremen Rathmann wurde, von dem noch zwei Urenkel ebenfalls Bremer Rathsherren waren.

Eine dritte Familie des Namens endlich führte das auf unserer Tafel abgebildete Wappen, einen aufrecht stehenden schwarzen Adler ohne Kopf, und über demselben einen goldenen Stern in blauem Felde. Diese leiten (nach Heineken) ihren Ursprung von einem Hans Coch, Goldschmied im Holsteinischen her. Der Sohn und Enkel dieses Goldschmieds, beide Heinrich genannt, sassen Ende des 17. Jahrhunderts im Bremer Rathe und sein Urenkel Heinrich wurde Professor. Ein zweiter Enkel, Peter Koch, ging in Brandenburgische Dienste, und wurde dort Rath, starb daselbst 1666, sowie dessen Kinder sich in Preussischen Diensten als Civilisten und Militärs auszeichneten. Vielleicht bahnte er dahin einem andern berühmten Bremer Koch (nachher „Freiherrn von Cocceji" genannt) den Weg, der in Preussische Dienste als Rechtsgelehrter „das Orakel vieler Höfe" war und auch noch andere in Preussen ausgezeichnete und berühmte Nachkommen seines Namens hatte, der aber nicht aus der Familie der Cochs mit dem Adler und Stern stammte. — Die Cochs mit dem Adler und Stern starben in Bremen bald aus, da der genannte Professor Heinrich keine Kinder und nur Schwestern hatte, und da auch seine Oheime ohne Kinder starben. —

60) **Dotzen.** — Die Dotzen in Bremen stammen (nach Heineken und Post) von Friesischen Häuptlingen im Budjadingerlande ab. Eberhard Dotzen, der erste des Namens, der in Bremen auftrat, und daselbst 1616 Rathmann und 1627 Bürgermeister wurde, war der Sohn des Roderich oder Rotharius Dotzen, eines Obrist-Lieutenants unter Kaiser Karl V., und Enkels des Dode Dotzen, Friesischen Häuptlings. Der genannte Bürgermeister Eberhard hat 48 Jahre im Rathe gesessen, hat während seines Lebens 89 Personen in den Rath eingehen und abtreten gesehen, „und ist so stark von Leibeskräften gewesen, dass er noch in seinem 87. Jahre, einen „Tag vor seinem sanften Tode, die Rathsversammlung besucht und seine Amtsgeschäfte ausgerichtet hat." Er hatte aber nur zwei Söhne, von denen der eine Professor, der andere „Brandenburgischer Rath" wurde, und welche beide ohne Kinder starben, so dass das Geschlecht der Dotzen in Bremen gänzlich erlosch. —

Ob das Wappen der Dotzen, welches auf unserer Tafel dargestellt ist, ein geviertetes Schild mit kreuzweise gestellten rothen und goldenen Feldern, in dem ersten ein Bär, in dem vierten ein Baum, aus Friesland stammt, ist mir unbekannt. Es möchte aber zu vermuthen sein. —

Mit diesen Bemerkungen über die Familie Dotzen endigt leider diess Kapitel, obwohl sein Thema noch mannigfaltigen Stoff zur Betrachtung und zu lehrreicher Unterhaltung darböte. Mancher weit verbreiteter Geschlechter und vieler bedeutsamer Persönlichkeiten ist in dem Obigen noch nicht ein Mal Erwähnung geschehen. Möchte es mir wenigstens gelungen sein, durch meine kurzen Proben aus der Bremer Familien- und Wappen-Geschichte das Interesse des Lesers für den Gegenstand geweckt und zu weiteren Nachforschungen angeregt zu haben.



Wulfhagens Hochzeitsbild

c. 1640.

Anhang.

Erklärung der Tafel III. „Wulfhagen's Hochzeitsbild."

Die dürftigen Notizen, welche ich über den Bremer Maler Franz Wulfhagen bei den Holländischen und Deutschen Kunsthistorikern finden konnte, habe ich schon oben gelegentlich mitgetheilt. Es geht daraus nur so viel hervor, dass er in Bremen [1]) geboren ist, dass er um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte und ein Schüler Rembrandt's war. Man besitzt von ihm mehrere Bilder in Bremen, und unter diesen ist wohl das hier in einer Copie dargebotene das bedeutendste. Es wurde vermuthlich im Auftrage und auf Kosten der Genossenschaft der Wandschneider gemalt und war für ihre grossen Kost- oder Hochzeits-Häuser bestimmt, deren Abbildung wir oben auf Tafel II. gegeben, und die wir dort besprochen haben. Es sollte die für Hochzeiten bestimmten Festräume dieser Häuser schmücken, und als Gegenstand zu dem bestellten Gemälde wählte man daher die Hochzeit zu Cana, die berühmteste aller christlichen Hochzeiten, wie denn dieses Thema von Deutschen Genossenschaften häufig für ähnliche Zwecke gewählt worden ist. Wulfhagen mochte die Ausführung um so lieber übernehmen, da auch sein Lehrer und Meister Rembrandt schon Hochzeitsbilder gemalt hatte, unter andern sein berühmtes Gemälde in Dresden „Simson's Hochzeit" oder auch „das Fest des Ahasverus" genannt. Uebrigens ist ja die Hochzeit von Cana ein Gegenstand gewesen, an welchem sich unzählig viele gottesfürchtige Maler der alten Zeit versucht haben. Ueberhaupt waren grossartige Darstellungen der mit grossem Pompe gefeierten Hochzeiten damals sehr in Mode, zum Theil desswegen, weil die Verbindung zweier alter Familien durch die Ehe immer als ein Ereigniss von Bedeutung für die ganze Stadt angesehen wurde. Häufig wurden daher auch bei solchen Veranlassungen die gesammten mündigen und unmündigen Mitglieder beider durch die Hochzeit verbundenen Geschlechter auf einem Stücke Leinwand zusammen abportraitirt und so gruppirt, wie sie sich bei einem Hochzeitsfeste zu gruppiren pflegten. Auch von Wulfhagen's Zeitgenossen, dem Bremer Maler Tilmann genannt Schenk, besitzen wir noch ein solches grosses Hochzeitsbild mit zahlreichen Portraits der Mitglieder zweier Bremer Familien. Das Wulfhagen'sche Bild hat lange Jahre auf dem Gildehause der Tuchhändler oder dem Kramer-Amthause gehangen und hat bei zahllosen daselbst gefeierten Bremer Hochzeiten präsidirt. In neuester Zeit ist es bei Aufhebung des Kramer-Amts in den Besitz des Bremer Künstler-Vereins gekommen und wird nun in einem der Säle des neuen Vereins-Hauses dieser Gesellschaft als eins der wenigen Produkte der Bremer Malerschule conservirt. Das Bild ist ziemlich lang und hoch, und die Figuren darauf sind fast lebensgross. Die Farben haben so sehr nachgedunkelt, dass manche Partieen des Bildes sehr undeutlich geworden sind, und dass eine treue Nachbildung desselben seine nicht geringen Schwierigkeiten hatte. Der patriotische Bremische Leser wird daher die Composition unseres alten Meisters Wulfhagen in dieser Copie fast besser würdigen können, als bei der Beschauung des Originals. Als eine Probe von der Art und Weise, wie und mit welchen künstlerischen Produktionen die alten Bremer Bürger ihre Häuser ausschmückten, gehört es mit zu den bürgerlichen Kunstdenkmalen Bremens und namentlich zu dem eben von uns abgehandelten Capitel über die Häuser. — Es schliesst sich auch ein wenig an unser Capitel über Costüm und Toilette an. Denn obgleich der gute Wulfhagen sich bestrebt hat, seinen Hochzeitsgästen Turbane und einige andere Orientalische Kleidungsstücke anzuhängen, so hat er doch nicht umhin gekonnt, diesen auch viel Bremisches beizumischen. Die Braut und einige andere Damen haben ganz die Coiffure, die damals in der vornehmen Welt Mode wurde. Wie er sich die Formen der Becher, Teller und anderer Tafelgefässe und die alten Stühle, auf denen die Gäste sitzen, nicht etwa aus dem Heiligen Lande verschrieb, vielmehr die Modelle dazu in seiner Umgebung in Bremen fand, so haben ihm auch gewiss nur Bremer Physiognomien — Jungfrauen und Jünglinge und alte Matronen aus Bremer Familien — zu den Personen, die er darstellte, gesessen. Und sein Bild schliesst sich also mehrfach an die in unserm Bande abgehandelten „Episoden" an. Wir haben daher geglaubt, es in einem Anhange zu diesen mittheilen zu sollen. — Ich erlaube mir noch darauf aufmerksam zu machen, dass Herr Dr. H. A. Schumacher in Bremen eingehende Nachforschungen über Wulfhagen und seine Bilder angestellt hat, die er hoffentlich noch ein Mal seinen Landsleuten mittheilen wird. — Er hat namentlich auf dem Bremer Staats-Archive ein Testament des Vaters von Wulfhagen entdeckt, in dem dieser seinen Sohn Franz nennt, und aus welchem mit Bestimmtheit hervorgeht, dass derselbe in der Stadt Bremen geboren ist.

[1]) Strenggenommen sagen die alten Nachrichten nur, dass er im Bremischen oder im Herzogthum Bremen geboren sei. Siehe darüber jedoch die Bemerkung am Ende dieser Erläuterung.